This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

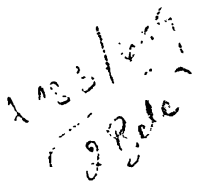
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ST. GILES OXFORD OX13NA

Vet. Ger. III B 712

26/10



Gottfried Kinkel.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ist erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Strodtmann, A., Lieder eines Kriegsgefangenen auf der Dronning-Maria	—	7½
Bauer, Edgar, die Parteien: Politische Revue 1—38 Heft	1	—
Bekenntnisse eines preußischen Officiers	—	10
Briefe aus Italien und Frankreich. Von einem Russen	1	—
Czetz, Joh., Bem's Feldzug in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849	1	15
Daumer, G.F., Die Religion des neuen Weltalters. 3 Bde.	4	15
Enthüllungen aus Oesterreichs jüngster Vergangenheit	1	15
Für Schleswig-Holstein! Geharnischte Sonnette (Der Ertrag ist für Schleswig-Holstein bestimmt.)	—	5
Glaßbrenner, A. und Daniel Sanders, Xenien der Gegenwart	—	15
Gottschall, R., Lamberline von Mericourt. Tragödie in fünf Aufzügen	1	—
— — Ferdinand von Schill. Tragödie in 5 Aufzügen	1	—
— — Die Marseillaise. Dramatisches Gedicht in einem Act	—	10
Kapp, E., der constituirte Despotismus und die constitutionelle Freiheit	—	10
Königsberger, Dr. S., Aphorismen, betreffend die politischen und religiösen Interessen der Zeit	—	12
Lapinski, Th., Feldzug der ungarischen Hauptarmee im Jahre 1849	1	—
Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. 3 Thle	4	15
Prinzhausen, Fr., der Scheinkrieg mit Dänemark im Jahre 1848	1	15
Reisinger, politische Bilder aus Ungarns Neuzeit	—	25
Republik oder Monarchie? Beantwortet durch Thomas Paine's „gesunder Menschenverstand"	—	10
Revolution, die deutsche, die Nationalversammlung und die Fürsten	—	10
Seiler, S., das Complot vom 13. Juni 1849, oder der letzte Sieg der Bourgeoisie in Frankreich	—	10
Teleki, Graf Ladislaus, die russische Intervention in Ungarn	—	7½
Vom andern Ufer. Aus dem russischen Manuscript	1	15
Waldau, Max, O diese Zeit! Canzonen	—	15
Weerth, G., Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski	1	10

Gottfried Kinkel.

Wahrheit ohne Dichtung.

Biographiſches Skizzenbuch

von

Adolph Strodtmann.

„O Stern Orion, Du mein Bild!
Von Ewigkeit ſtürmt gegen Dich der Stier,
Du aber hältſt in blanker Waffenzier
Entgegen ewig ihm den Sternenſchild.“
Gottfried Kinkel.

Zweiter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Voigt'ſ Buchdruckerei in Wandsbeck.

Gottfried Kinkel.

Sechstes Buch.

Gewitterluft.

Bonn.

Sommer 1843 bis Frühling 1848.

1.

Das Leben eines Mannes klar zu entwickeln und nach allen Seiten mit einer gewiſſen Intenſität zu beleuchten, hat immer ſeine Schwierigkeiten; man kömmt oft in Verſuchung, Dinge, die dem Geſchilderten zu beſtimmter Zeit, namentlich in den Jugendjahren, überwiegend bedeutungsreich erſchienen, ſelbſt für bedeutend zu halten und ſie ſo dem hiſtoriſchen Helldunkel zu entziehen, das ihnen höchſtens einige vage Umrißlinien gönnt. Es tritt dieſe Schwierigkeit aber noch ſchroffer und gewichtiger hervor, wenn das Streben des Mannes einer kaum vergangenen Weltphaſe angehört, wenn ſei.: Name auf einem Blatt der Geſchichte verzeichnet ſieht, deſſen letzte Zeile noch Niemand leſen konnte, weil ſie überhaupt noch nicht geſchrieben iſt. Der feſte, ſcharf abgeſchloſſene Hintergrund fehlt für die Hauptfigur, und die Zeichnung muß daher die Konturen des Helden bald zu beſtimmt, bald zu verſchwommen erſcheinen laſſen. Das liegt in der Natur der Sache. Ein Mann, der in den letzten Jahren eine Rolle übernahm, die er nach allen

Richtungen würdig vertreten, wird also nothwendig theils von dem unklaren, nebligen Hintergrund getragen erscheinen und Epigone markloser und unthätiger Tage sein, theils aber auch über den Rahmen hinausragen und Progone werden einer unzweifelhaft glorreichen Zukunft.

Um den Entwicklungsgang Kinkels von privater zu umfassend allgemeiner Wirksamkeit gehörig zu würdigen, müssen wir seine Entwicklung vom Jüngling zum Manne nochmals in ein Wort fassen.

Kinkel hatte, wie alle vorwiegend lyrischen Naturen, nie die ganze Gluth seines innern Feuers zu concentriren und voll auf einen Punkt wirken zu lassen versucht. Im Bewußtsein unerschöpflichen Reichthums spielte er mit Flämmchen, schmelzte Sterne aus den Fingern und dichtete Regenbogen. Mitunter wurde Ernst aus dem Spiele, die Flamme griff weiter als er gedacht, und in seinem Herzen blieb eine Brandstelle, blieb die Asche einer Erinnerung zurück, ohne daß er von der Gluth selbst einen rechten Genuß gehabt hätte. Dies Zerflackern und Verschwenden, dies Zerfahren in Sprühfunken ohne nachhaltige Wärme hörte auf, sobald an die Stelle planlos schweifender Sehnsucht eine tiefe, Alles überwältigende Leidenschaft trat. Die Schlacken schäumten ab, das Erz war rein — Kinkel war Mann geworden. Seine Kraft, sein Wollen, sein Herz und sein Kopf, Alles sah nur Ein Ziel, hatte nur Ein Verlangen. Und diese Concentration, diese innere Harmonie ist es ja, die den Mann im großen Sinne des Wortes

ſchuß- und kugelfeſt macht, die ihm den Stempel männlicher Vollendung aufprägt.

Damit fand auch die maßloſe Raketenlyrik ihr Ende das Überſprudeln hatte an ihn kein Recht mehr. An die Stelle der weichen, tönenden Liebesweiſen traten Glockenrufe anderer Art. Er beſaß nun das Weib, das man ihm nicht geben wollte, er hielt die ſtarke Seele in ſeinen Armen, welche Chikanen und Anfeindungen jämmerlichſter Art, Schleichereien, wie ſie das Pfaffenthum ſtets in das Familienglück zu paſchen ſucht, von ihm ferngehalten: — es war ein zwiefacher Sieg, ein Sieg nach Außen und Innen. Er hatte dem Leben den Frieden für ſein Herz, die Gewährung ſeines höchſten Wunſches abgekämpft, er war in ſich und mit ſeinem Weibe eine Einheit, ein Ganzes geworden, nun konnte er mit höherem, ruhigerem Ernſte für die Geſammtheit ſtehen. Lyriker war und blieb er, aber ſeine Lyrik mußte jetzt nothwendig eine männliche ſein, wie ſie vorher eine jugendliche, ſchäumende und zuckende war. Er dichtete nicht mehr für ſich und ſein Haus, ſeine „Gedichte“ in Vers und Proſa galten der Welt, der Menſchheit und brachten Gedanken, die nicht eng ſubjektive, ſondern rein humane Gefühle verherrlichten. Er empfand es klar: ſo lange der Einzelne für ſein gutes Recht zu kämpfen hat, gehört er ſich ſelbſt; iſt aber ſeine Exiſtenz gegründet, hat er ſeinen Frieden als Preis der Fehde mit dem Leben und jeder feindlichen Gewalt errungen, dann gehört er der

Geſammtheit. Gottfried Kinkel, der Jüngling, iſt todt — es lebe Gottfried Kinkel, der Mann!

Herzlichſtes Einverſtändniß und innigſtes Ineinanderklingen verklärte das Eheleben der endlich Vereinten. Jede Trennung ſuchten ſie zu vermeiden; Gottfrieds Arbeitsſtube war zugleich das Wohnzimmer Johanna's. Schloß Clemensruhe bei Bonn, das ſie damals bewohnten, mag Zeugniß geben, wie ſehr ſie es verſtanden, das poetiſche Leben, das ſie durchgeiſtete, auch in ihrer Umgebung ſichtbar und taſtbar hervortreten zu laſſen. Azaleen und Rhododendren hauchten zarten Märchenduft aus, Schlingpflanzen rankten ihre Feſtons an den Wänden, und im Schatten eines Orangenbaumes ſpielten zwiſchen Muſcheln und Korallenzacken Goldfiſche in einer Kryſtallkugel. Alles ſah geputzt und zierlich aus, und war doch unendlich wohnlich und anheimelnd.

Abends rückten die Beiden dann traulich zuſammen, und verſenkten ſich miteinander in die Sagen der Vorzeit oder die Gedichte todter und lebender Völker. Auf ihren Knieen lag oft ein altes Buch, in das ſie Beide hineinſchauten; Johanna ſchlang ihren Arm um Gottfrieds

Nacken, und, lasen sie von Streit und Schlacht, dann wühlte sie in seinen Haaren, und zauste sie wohl im Eifer gegen die Reichsfeinde, oder spielte ernst mit den herabwallenden Locken. Kehrte dann dem Land der Frieden zurück, so glättete sie wieder sein dunkles Haar, und ihr Auge traf ihn mit einem Blick unendlicher Liebe. So machten sie sich das Leben, die Wissenschaft zum Gedicht, und träumten von einer goldenen Zukunft.

Beim Studiren pflegte Kinkel eins seiner Kinder auf seinem linken Knie sitzen zu lassen, und es im Arme festzuhalten. Er gab ihm dann ein Schächtelchen mit Knöpfen, Federn oder Oblaten preis, welche es vor sich auf den Schreibtisch schüttete oder damit spielte. So hielt er stundenlang das Kind in den Armen, welches ganz still sich glückselig in den Schlafrock des Vaters verkroch.

Nachmittags zwischen dem Mittagsbrod und Kaffee wurde ein halbes Stündchen gerastet. Bei gutem Wetter streckte sich Kinkel auf den Rasenplatz, und ließ die Kinder um und über sich krabbeln. Zuweilen kroch er ihnen dann nach, und that, als ob er sie fangen wollte. Dann jubelten und jauchzten sie voller Entzücken. —

Aber der Haß verfolgte die Beiden auch über ihre Vermählung hinaus, und die Verleumdung suchte jedes Wort zu entstellen, das sie im Rausche der Seligkeit aussprachen. Eine so herrliche Minne war der alltäglichen Gefühlsweise ihrer Bekannten fremd, und böswilliger Neid haucht nur zu gern seinen zerfressenden

Roſt über den Spiegel einer großen, von den Meiſten unverſtandenen Liebe.

So ſah das Paar eines Tages eine kleine Geſellſchaft bei ſich. Johanna entfernte ſich einen Augenblick, und rief dann die Gäſte in ein Nebenzimmer, von wo ſich ein wunderbarer Ausblick auf das Siebengebirge erſchloß. Staunend blickten Alle in das Abendgold der untergehenden Sonne; Johanna aber heftete ihr blaues Auge träumend auf den Geliebten. Es war ein Blick der ſeligſten Wonne. Gottfried ſchaute ſie lächelnd an, und fragte: „Was guckſt Du ſo freundlich zu mir auf, als ob ich das Alles gemacht hätte?“

„Schöner könnteſt ſelbſt Du Das nicht ſchaffen,“ erwiederte ſie.

Am andern Tage erzählten ſich alle männlichen und weiblichen Kaffeeſchweſtern in Bonn mit einem frommen Stoßſeufzer: „Denken Sie ſich die Gottloſigkeit! Frau Kinkel hat geſtern zu ihrem Manne geſagt, der Sonnenuntergang wäre beinahe ſo ſchön, als wenn er ihn gemacht hätte! *)“

Dieſe Anekdote genügt, um einen Begriff von der Bosheit zu geben, mit der man die Ausſprüche des

*) Mit dieſen Worten hat noch im Herbſt 1848 ein pietiſtiſcher Feind Kinkels jenen Ausſpruch zu Bern erzählt. Es war zufällig eine Dame anweſend, die jener Geſellſchaft beigewohnt hatte, und den Zuſammenhang aufklärte.

jungen Ehepaares ausbeutete und im Intereſſe des Pietismus entſtellte.

Der Haß dieſer Finſterlinge ließ es indeß nicht allein bei Verleumdungen bewenden; ihre Aufgabe war, die ganze Exiſtenz des gehaßten Paares zu vernichten. Wir ſehen, wie raſch das ſchwarze Werk gelang.

Im März 1844 erhielt Kinkel eine Rüge vom Provincial-Schulcollegium zu Koblenz, weil er, nach Profeſſor Sack's Denunciation, „den Werth des Alten Teſtamentes in ſeinen Religionsſtunden am Bonner Gymnaſium herabſetze.“ Profeſſor Sack, dieſer unermüdliche Feind ſeines Collegen, der mehrfach in der edlen Poeſei pfuſchte, und Kinkeln der Eitelkeit beſchuldigte, ſchlug beſtändig die Augen gen Himmel, und hatte Jenen ſchon früher verſichert: „er ſei ſein Freund, verhindere aber nur deßhalb ſeine Beförderung, weil dieſe nicht gut für ihn ſei.“ (!!!) Dieſer Sack war, wie ſchon früher erwähnt, Schwager des „frommen“ Miniſters Eichhorn, ſeine Frau aber die vertraute Freundin der Paſtorin Johanna Bögehold. Die natürlichſten Verbündeten fand er in Profeſſor Bleek, der Kinkels Ehe als „im höheren Sinne unſittlich“ bezeichnet hatte, und in Nitzſch, dem non plus ultra geiſtlichen Hochmuths und geiſtlicher Unfehlbarkeit, der zu den allermenſchlichſten und natürlichſten Verrichtungen einen feierlichen, würdevollen Anſtand affektirte, und durch Kriecherei ebenſo leicht zu

gewinnen war, als er Jeden, der ſich nicht blindlings ſeinem Willen unterwarf, unverſöhnlich haßte.

Schon im Frühjahr und Herbſt 1842 waren von Sack zwei Cenſuren über Kinkel's Thätigkeit als Religionslehrer an das Schulcollegium eingeſandt, die einen höchſt unbilligen Tadel ausſprachen. Nichtsdeſtoweniger hatte Kinkel zu Neujahr 1843 eine außerordentliche Gratification als „Anerkennung ſeiner Leiſtungen“ erhalten, und konnte ſo unmöglich ahnen, daß die Beſtrebungen ſeiner Feinde ihm das Zutrauen ſeiner Vorgeſetzten mit Erfolg zu entziehen im Stande wären. Jetzt empfing er plötzlich, zugleich mit der Cenſur ſeines Todfeindes, einen officiellen Verweis, den die Drohung ſeiner Abſetzung begleitete. Die Cenſur und die Antwort Kinkel's an das Schulcollegium beweiſen am Beſten die Gehaltloſigkeit der gegen ihn erhobenen Vorwürfe, und mögen deßhalb hier dem Leſer zur Beurtheilung vorgelegt werden.

Cenſur des Profeſſor Sack über die vom Lic. Gottfried Kinkel abgehaltene Religionsprüfung im Herbſt 1843.

„Über die mündliche Prüfung in der evangeliſchen Religionslehre iſt Nichts zu erinnern. — Was die ſchriftlichen Arbeiten von vier Abiturienten über die Frage: „Wie haben wir als Chriſten das Alte Teſtament anzuſehen und zu benutzen?“ betrifft, ſo iſt es zu bedauern, daß alle vier dieſe Frage von einem ſehr

flachen Standpunkte aus behandeln, ohne alle Einsicht in den großartigen, festen, geschichtlichen, prophetischen und didaktischen Zusammenhang des Alten und Neuen Testamentes, der alttestamentlichen und christlichen Religion. Daß das A. T. auch uns Christen noch ein festes historisches Zeugniß göttlicher Offenbarungen und Machtthaten unter dem Volke Gottes, ein bleibender Spiegel göttlicher Regierung der Menschheit, ein Christum abspiegelndes festes prophetisches Wort und die Heiligkeit Gottes in seinem Gesetz offenbarendes Buch sei: — davon wissen die Verfasser Nichts — bloß Vogel weiß Etwas von Weissagungen zu sagen — sondern den dem oberflächlichen Blick erscheinenden **Unterschied** heben sie so hervor, daß das A. T. ihnen „rein sinnlich," daß es ihnen „schwierig" scheint, die noch zu haltenden Gebote des A. T. zu unterscheiden, daß es ihnen bloß als ein Geschichtsbuch „menschlich-großer Persönlichkeiten" und als schöne Aussprechung menschlicher Gefühle und Lehren erscheint, und der Eine es „zwar **entbehrlich**, aber **nicht überflüssig**" nennt. Es ist wohl sehr gewiß, daß diese ungründlichen Ansichten bei dem Lesen pantheistischer Geschichtsbeschreibung und dreister Kritik auch die letzte Spur von Interesse (Wie so?) und Verehrung für das A. T. und Glauben an seinen Inhalt aufgeben werden (Wer? die Ansichten?), während es von dem historisch-prophetischen Standpunkte sehr möglich ist, die Jünglinge

bleibend zu ſichern gegen die Mißverſtändniſſe und die Irrthümer unſerer Zeit (Aha, da kommt der Fuchs!). Der Beurtheiler tritt den Verfaſſern zwar mehrmals mit den Äußerungen: „zu ſtark,“ „ungerecht,“ „zu abſolut“ entgegen (Alſo doch!), aber es iſt zu fürchten, daß durch dieſe bloß moderirende *) Kritik die Jünglinge nicht werden zur Erkenntniß ihres Grundirrthums, daß nämlich das A. T. und ſeine Religion nur menſchliche Vorſtufen des Neuen ohne eigentlich göttlichen Inhalt ſei, kommen (Verzweifelter Stil!), und ohne die Vernichtung dieſes Irrthums wird auch der Glaube an den vollen Inhalt des Neuen Teſtamentes nicht feſt genug bei ihnen begründet werden können.

„Das Urtheil über die drei erſten Arbeiten hätte nicht ſo günſtig, und das über die Arbeit des auswärtigen Immatrikulanden günſtiger ausfallen ſollen.

Bonn, den 28ſten Januar 1844.“

---

*) Wirklich Schade, ehrwürdiger Herr Profeſſor, daß Ihr ungefälliger College Ihnen die kleine Freundlichkeit nicht anthun will: den Geiſt, das freie Denken **völlig todtzuſchlagen.**

„Hilf, Herr Gott, der böſen Welt,
Sie liegt ſo ſehr im Argen!“

Altes Geſangbuchlied.

An das königlich hochlöbliche Provincial-Schulcollegium in Koblenz.

„Als ich am 27. Februar des Jahres die Aufsicht bei der schriftlichen Religionsprüfung der auswärtigen Immatrikulanden antrat, fand ich zu gleicher Zeit die ein halbes Jahr auseinanderliegenden Censuren der hochlöbl. königl. wissenschaftl. Prüfungscommission über zwei von mir im Frühling und im Herbst 1842 abgehaltenen Abiturientenexamina in der evangelischen Religionslehre vor. Beide Censuren erschienen mir in manchen Stücken unbillig, und ich beschloß sogleich, dem hochlöbl. Provincial-Schulcollegium meine motivirte Ablehnung dieser Urtheile vorzulegen. Ehe mir aber dazu Zeit wurde, überraschte mich acht Tage nachher die Censur der letzten Herbstprüfung nebst dem Schreiben des hochlöbl. Schulcollegiums, welches auf Grund derselben mir, „im Falle, daß solche Bemerkungen sich wiederholen sollten", die Entlassung von meiner Stelle in Aussicht stellt.

„Billig muß mich hier befremden, daß das genannte Collegium mich volle anderthalb Jahre, respective ein Jahr, über die ungünstigen Urtheile einer vorgeordneten Behörde im Unklaren läßt, und dann, ohne mir Zeit und Möglichkeit zu vergönnen, jene früheren Beschwerden entweder durch verändertes Verfahren abzuthun oder als ungerecht zu erweisen, auf eine neue Censur hin mich mit Ankündigung eines möglichen Strafurtheiles überrascht. Dies mußte

mir um ſo weniger begreiflich ſein, da ja gerade nach dem friſchen Eindruck jener zweiten Prüfung vom Herbſt 1842 der verſtorbene Herr Regierungsrath Korten für mich auf eine Gehaltserhöhung und eine außerordentliche Gratification antrug, die mir bald darauf, zu Neujahr 1843, vom Schulcollegium auch wirklich mit Anerkennung meiner Leiſtungen ertheilt wurde. Wenigſtens konnte ich dadurch nicht auf die Vermuthung geführt werden, daß die genannte Behörde meine Leiſtungen ſo gering ſchätze, um bei ungünſtigerem Eindruck einer ſpätern Prüfung mir, **ohne mich nur zu hören**, mit **Abſetzung** zu drohen. Auch hat bei der von der Prüfungscommiſſion am Schärfſten getadelten Prüfung vom letzten Herbſt Herr Regierungsrath Lukas weder über das ſchriftliche, noch über das mündliche Examen den leiſeſten Tadel ausgeſprochen.

„Gehen wir aber auf dieſes letzte Urtheil der wiſſenſchaftlichen Prüfungscommiſſion näher ein, ſo iſt klar, daß das hochverehrliche Mitglied derſelben, welches das evangeliſche Religionsexamen cenſirt hat, von mir Dinge verlangt, die wenigſtens zu einem Examen nicht gehören. Dahin rechne ich die Forderung, daß ich bei Beurtheilung der Abiturientenarbeiten „nicht bloß moderirende Kritik“ üben, ſondern auch die Jünglinge poſitiv eines Beſſern belehren ſoll. Dagegen iſt einfach zu erwiedern, daß die Schüler meine Cenſuren ja überhaupt nicht mehr zu leſen bekommen,

daß alſo ich eben nur ein eignes Glaubensbekenntniß auszuſprechen hätte, was an dieſer Stelle ziemlich überflüſſig wäre. Ich könnte ferner ſagen, daß ich nicht im vollen Maße Urheber dieſer Anſichten bei jenen Jünglingen bin, indem ich mit ihnen in den obern Klaſſen noch nicht Glaubenslehre, ſondern nur Kirchengeſchichte vorgenommen hatte: — Die Jünglinge müſſen alſo durch ihren eigenen geſunden Verſtand auf jene Gedanken gekommen ſein. Auf alle Fälle kann ich nicht wohl einſehen, warum man **mich** wegen Anſichten meiner **Schüler**, die ich ſelbſt in meinen ſchriftlichen Cenſuren beſchränke und theilweis widerlege — dies geſteht ja der Herr Cenſor zu —, mit **Abſetzung** bedroht, ſelbſt wenn jene Anſichten gegen den Kirchenglauben wären.

„Nun aber iſt Dies gar nicht einmal der Fall. Das Anſehen des Alten Teſtamentes iſt von der unirten proteſtantiſchen Kirche in keinem ihrer beiden Symbole, weder in der Augsburger Confeſſion, noch im Heidelberger Katechismus, durch eine ausdrückliche Erklärung in der Art garantirt worden, wie der Herr Cenſor in Rückſicht auf den „großartigen, feſten, geſchichtlichen, prophetiſchen und didaktiſchen Zuſammenhang des Alten und Neuen Teſtamentes“ jenes Buch ſtellen möchte. Das Verhältniß beider Teſtamente iſt jederzeit eine beſtrittene und beſtreitbare Schulmeinung geweſen, wie man ſchon aus Schleiermachers Behauptungen über das Alte Teſtament erweiſen kann, hinter

deſſen großen Schatten ſich die moderne Orthodoxie ſo gern verkriecht da, wo er zur Gemeine redend ſich dem populären Glauben anſchließt und wofür ſie ihm dann den Gefallen thut, nicht zu lecken wider den ſcharfen Stachel ſeiner negativen Dialektik. Deßhalb alſo, weil meine **Schüler** auf einem **beſtrittenen** Punkte eine **andere theologiſche Schulmeinung** hegen, als der Herr **Cenſor**, darum bin **ich abzuſetzen**?

„Aber nicht bloß meine Schüler, ſondern auch ich: denn ohne allen Rückhalt bekenne ich mich zu dem Glauben meiner Schüler in den Grenzen, die ich ſelbſt ihrer zu maßloſen Negativität durch meine beigeſchriebenen Cenſuren geſteckt habe. Ja, ich ſpreche es freudig aus: Nie werde ich ein Buch, deſſen höchſte Geſtalt, Moſes, ſeinem Volke Diebſtahl an den befreundeten ägyptiſchen Nachbarn als Gebot des Herrn vorſchreibt, ihm Polygamie und Blutrache geſtattet, und dagegen einen Mann, der am Sabbath Holz lieſt, ſteinigen läßt — nie werde ich ein ſolches Buch mit dem Herrn Cenſor als ein „die Heiligkeit Gottes in ſeinem Geſetz offenbarendes“ anerkennen; nie ein Buch, das einen rechtmäßig vom Volke gewählten König verurtheilt, weil er einen von der Prieſterpartei aufgeſtellten, nicht einmal von der Nation anerkannten Gegenkönig zu beſtrafen ſucht, für „ein feſtes hiſtoriſches Zeugniß göttlicher Offenbarungen“ annehmen; nie von dem „flachen Standpunkt“ und der „un-

gründlichen Ansicht" ablassen, daß ein solches Buch zum Bestand der wahren Religiösität „entbehrlich", niemals endlich ableugnen, daß es „schwierig sei, die noch zu haltenden und die nicht mehr zu haltenden Gebote des Alten Testaments zu unterscheiden," vorausgesetzt nämlich, daß man überhaupt, den alten Lappen aufs neue Kleid schneidernd, aus dem alten Testament noch sittliche Pflichten für den Christen abzuleiten denkt, indem sich selbst beim Dekalog in diesem Falle kein vernünftiger Grund absehen läßt, warum wir den am Sonnabend Arbeitenden nicht gleichfalls steinigen. Und da mir nicht objektive Kirchenlehre, sondern rein die subjektive Meinung vom Herrn Censor entgegengehalten wird, so darf ich auch meine pädagogische Ansicht der seinigen gegenüberstellen. Zwar er glaubt, daß „es von dem historisch-prophetischen Standpunkte sehr möglich ist, die Jünglinge bleibend zu sichern gegen die Mißverständnisse und die Irrthümer unserer Zeit". Das aber habe ich an mir und zahllosen Andern ganz umgekehrt erfahren: Wer in den obern Gymnasialklassen eine mosaische Kosmogonie als Religionslehre demonstrirt bekommen hat, die gleich hernach im ersten Collegium über Geologie vor der ewigen Handschrift der Natur wie Spreu verwehte, der hat mit dem Alten Testament dann freilich auch das Neue, mit dem Dogma auch die Frömmigkeit, mit der theologischen Schul-

meinung auch die Religion eingebüßt und gar oft nie wiedererlangt. Deßhalb iſt mein Streben in allem meinem Religionsunterricht geweſen, zwar auf den untern Stufen deſſelben nie am kindlichen Glauben zu rütteln, ſondern ihn nur zur ſittlichen Kräftigung gegen Lüge, Heuchelei, Ungerechtigkeit, Intoleranz, Schädigung der Andersdenkenden und mehr dergleichen Laſter anzuwenden, auf den höhern Stufen aber keine Lehren als Religion vorzubringen, die die Sonne um die Erde laufen oder nur als Zeitmeſſer für die letztere erſcheinen laſſen. Welche Art des religiöſen Unterrichts für Jünglinge nun „vom chriſtlichen Standpunkte aus“ die vorzüglichere ſei, meine oder die vom Herrn Cenſor vorgeſchlagene; welche von beiden unerſchütterlicher die Frömmigkeit und die auf ſie zu begründende Sittlichkeit ins Jünglingsherz pflanze, das bleibt dem hochlöblichen Schulcollegium zu beurtheilen übrig.

„Doch ich vergaß, daß daſſelbe bereits geurtheilt hat. Nach dem Bisherigen kann ich es nicht für möglich halten, daß jemals die Tendenz meines Unterrichts mit der des Herrn Cenſors übereinſtimmen werde, und da ſein Urtheil die Meinung meiner vorgeordneten Behörde ſo raſch zu meinen Ungunſten ſcheint umgewandelt zu haben, ſo kann ich nicht länger Muth und Freudigkeit beſitzen, meinen Dienſt auf die Gefahr hin fortzuführen, daß ich in demſelben abermals „künftig

zu ſolchen Bemerkungen Veranlaſſung gebe.“ Von meinen Ueberzeugungen gedenke ich nicht abzugehen; dieſe im Unterricht frei auszuſprechen wie ich bisher gethan, davon vermöchte mich ebenfalls Nichts abzuhalten, weder der Verluſt meiner Stelle, noch der tiefere Schmerz, die mir im vierjährigen Umgange liebgewordenen Schüler zu verlaſſen. Unter dieſen Umſtänden ſcheint mir nur der Ausweg ehrenvoll, meine Freiheit, wie immer, ſo auch diesmal zu wahren, und zwar indem ich das hochlöbliche Schulcollegium, mit nochmaligem Danke für ſein früheres Wohlwollen gegen mich, ehrerbietig um meine Entlaſſung von der evangeliſchen Religionslehrerſtelle am Bonner Gymnaſium bereits vom Schluſſe dieſes Monats an erſuche.

Schloß Poppelsdorf, den 26. März 1844.

Gottfried Kinkel.“

Aber nicht genug, daß es gelungen war, die Exiſtenz und das Glück Kinkel's zu untergraben; man wollte Mehr, man wollte ihm auch die Sympathieen Derer entziehen, die ihm bisher vertraut hatten. Das war leicht in einem Staate, deſſen Beamtenwelt ſich mit einem Uhrwerke vergleichen läßt, wo jedes Rad, jedes Zähnchen eines Rades in das andere eingreift. Die plötzliche Entlaſſung eines Mannes, der ſein Amt ſtets mit muſterhafter Treue verwaltet hatte, mußte nothwendig auffallen, und man brauchte ihm nur die Ver-

theidigung abzuſchneiden — dann war das Spiel gewonnen. Die Cenſur, willig wie immer, wo es einen Handſtreich gegen das Recht eines Unterdrückten galt, verbot unterm 26. März den Druck eines längeren Aufſatzes: „An die Eltern und Vorgeſetzten meiner Schüler“, der Kinkel's Rechtfertigung enthielt, und Letzterer trug jetzt in den Augen der Welt die „Schuld“ ſeiner Entlaſſung. Natürlich glaubte man, daß er Nichts zu ſeiner Vertheidigung vorzubringen vermöge; denn warum vertheidigte er ſich ſonſt nicht? — Als Grund des Verbotes wird in jenem ſaubern Cenſurerkenntniß buchſtäblich angegeben: „weil es unſtatthaft ſei, das Verfahren ſeiner Vorgeſetzten öffentlich zu tadeln!“

Jetzt erſt hatte der Haß und die Kabale vollſtändig geſiegt. Kinkel ſah ein, daß ihm die blinde Wuth ſeiner Collegen keine Ruhe laſſen würde, und beſchloß im Stillen, ein Feld zu räumen, auf dem ihm ein ewig ſiegloſer Kampf bereitet war. Zudem fand er ſchon ſeit einem Jahre in der Theologie nicht mehr die einſtige Befriedigung; mit der Dogmatik war er zerfallen, und die Kirchengeſchichte genügte ihm nicht als Lebensſtudium. So führte ihn ſein Streben zu einer ausſchließlicheren Beſchäftigung mit der modernen Kunſtgeſchichte, der er ſich zu widmen beſchloß. Schon um Pfingſten des Jahres unternahm er zu dieſem Zweck eine Reiſe nach Belgien, und verlangte am 30. Mai 1845 zur philoſophiſchen Fakultät über-

zutreten, nachdem er ſich zu Vorträgen über Kunſt- und Literaturgeſchichte ernſtlich vorbereitet hatte. Ungefähr gleichzeitig erſchien ſein Werk über die Ahr, das ſehr verdienſtliche Beiträge zur Geſchichte des Rheinlandes liefert, und der erſte Band ſeiner Kunſtgeſchichte *). Das ganze Werk ſollte in vier halbjährigen Lieferungen erſcheinen und bis auf die Gegenwart fortgeführt werden. Die Kritik hat dieſe Arbeit als eine der werthvollſten auf dem erſt von Kugler wiſſenſchaftlich behandelten Felde anerkannt, und die Fortſetzung mit dem regſten Intereſſe erwartet. Die Darſtellung iſt im höchſten Maße populär, die Sprache einfach und hinreißend ſchön, ohne doch der wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit zu ſchaden. Der größte Theil des Werkes iſt im Manuſcript vollendet; aber die preußiſche Regierung, welche ſich von jeher mit ihrem Eifer für Kunſt und Wiſſenſchaft, Bildung und Humanität brüſtet, hat dem grauſam mißhandelten Dichter auch die Vollendung dieſes rein wiſſenſchaftlichen Werkes verſagt, weil ſie dem Gefangenen gar keine geiſtige Beſchäftigung erlauben will. Ihr deutſchen Profeſſoren! haßt immerhin den Mann, der die Unfehlbarkeit Eurer

*) Geſchichte der bildenden Künſte bei den chriſtlichen Völkern, vom Anfang unſerer Zeitrechnung bis zur Gegenwart. Von Gottfried Kinkel. Mit 28 auf Stein gravirten Tafeln. — Erſte Lieferung. Die altchriſtliche Kunſt. Mit 8 Tafeln. Bonn. Verlag von Henry & Cohen. 1845.

weiſen Staatseinrichtungen kühn zu beſtreiten gewagt hat: — aber achtet in ihm den Geiſt, der für Euch geſäet hat, und verlangt vom Staate, daß er Euch eine Kraft erhalte, die in der Wiſſenſchaft das Höchſte zu leiſten im Stande iſt! —

Volle ſiebenzehn Semeſter war Gottfried Kinkel Docent der Theologie, unermüdlich arbeitete er für den Glanz und Ruhm ſeiner Wiſſenſchaft, ſeine Schüler zollten ihm Dank und Liebe, kein Makel haftete an ſeiner Lebensweiſe;*): — und dennoch ward ihm ſtatt der gehofften Beförderung, ſtatt des verdienten Lohnes der kleinlichſte Haß gerade der Menſchen zu Theil, deren Pflicht es war, ihm die vollſte Anerkennung zu verſchaffen! Das iſt Eine der ſchwarzen Thaten, Eine der maßloſen Ungerechtigkeiten, mit denen jedes Blatt der freiheitsfeindlichen Staatsform beſchrieben iſt, welche nur Sclaven und blinde Verehrer ihrer ohnmächtigen Maſchine duldet! Hätte Kinkel, dies von den Hunden der Monarchie zeitlebens gehetzte Wild, ihre Vertreter haſſen und verfolgen gelernt: — Wer dürfte ihn darum ſchelten? Er hat es aber nicht, er „kennt keine Feinde, nur Gegner,“ er bekämpft nur ein böſes Princip, nicht aber die

*) In den Jahren 1843 und 44 war ſein Colleg über Kunſtgeſchichte das beſuchteſte an der ganzen Univerſität, (Fachſtudien nicht ausgenommen.)

Persönlichkeiten, welche dasselbe vertreten. Und dieser Mann mit dem Schwert der „allmächtigen Liebe“ soll geistig gemordet, soll täglich neu gekreuzigt werden?! Es ist ein wahnsinniger Gedanke: — aber nur die Bosheit Wahnsinniger konnte diesen Tod ersinnen!

2.

Im Sommer 1844 verweilte Freiligrath auf seiner Reise nach Belgien einige Tage in Bonn. Nachdem er in der „Krone“ zu Aßmannshausen sein „Glaubensbekenntniß“ vollendet, und in den nächsten Wochen der Veröffentlichung desselben entgegensah, wollte er seine Freiheit vor den voraussichtlichen Bemühungen der heiligen Hermandad, ihm ein stilles und sicheres Staatslogis anzuweisen, in Schutz bringen, und auf der Durchreise von seinen Freunden — vielleicht für immer — Abschied nehmen. In Bonn hatte er die Mehrzahl jener kühnen Gedichte der Kritik mehrer seiner Bekannten vorgelegt, und auch Kinkel war zugegen. Dieser horchte still und freudig, und schwieg als die übrigen Zuhörer die Tendenz jener Poesieen mit frommem Schauder anfeindeten, und höchstens die poetische Form einzelner Gedichte wollten gelten lassen. Als er nun aber allein mit dem Freunde an den Ufern des Rheines entlang wandelte, da ergriff er die Hand Freiligrath's und zog ihn fest und glühend an sein Herz.

Kinkel's Vorlesungen über Kunstgeschichte hatten den glänzendsten Erfolg. Schon im Winter 1845 hatte er 149 Zuhörer, und auch seine Vorträge über dramatische Kunst und Literatur wurden zahlreich besucht. Er hatte in diesem Jahr eine Einnahme von mehr als 1200 Thalern, und seine Zuhörer schenkten ihm am Schlusse seiner Vorlesungen Schmidt's „Trierische Denkmäler" als Zeichen ihres Dankes und ihrer Verehrung. Das Alles trotz der gehässigsten Verfolgungen und der hartnäckigsten Intriguen seiner Collegen! Liegt nicht darin der beste Beweis für die Reinheit seines Lebens und den Ernst seiner wissenschaftlichen Bestrebungen?

Solchen Beweisen von Anerkennung gegenüber mußte denn endlich auch der Welthaß verstummen. Allmälig suchten die Besseren und Tüchtigeren wieder den Umgang der unschuldig Verfolgten zu gewinnen, und Gottfried und Johanna verziehen gern den Bekannten, deren Widerstreben durch die ruhige Seelengröße der Verschmähten gebrochen wurde. Sogar Alexander Kaufmann ward amnestirt, und trat, zugleich mit Karl Simrock, wieder in den „Maikäferbund" ein. Auch der talentvolle Ernst Ackermann hat auf kurze Zeit diesem Vereine angehört, und starb leider zu früh an der stürmischen, sich selbst verzehrenden Gluth seines Innern. Dagegen ward Wilhelm Junkmann ein gerngesehenes Mitglied des freundlichen Bundes, und Franz Beyschlag betheiligte sich ebenfalls an der Redaktion des letzten Jahrganges.

OXFORD-TAYLOR INST.

Ein anderer Brennpunkt ihres geſelligen Lebens war Johanna's muſikaliſcher Verein. Hier fanden ſich durchreiſende Notabilitäten ein, manche trefflichen Sänger waren ihre Gäſte, und Geibel improviſirte mehrmals daſelbſt. Zu den Aufführungen luden ſich Fürſtenſöhne ein. So ließen ſich die Prinzen von Holſtein, der Erbprinz von Meiningen und ein Sohn des Prinzen Karl von Preußen als Gäſte bei ihnen einführen. Letzterer war zugegen als ſie den „Hans Heiling" von Marſchner aufführten. Dieſe werden nun freilich ſagen: „Ein Menſch, dem wir ſo viel Ehre erzeigten, iſt unter die Republikaner gegangen!" Wir aber rufen ihnen zu: „Schämt Ihr Euch nicht, einen Bürger in's Zuchthaus zu ſtecken, bei dem Ihr Euch eingeladen, deſſen Umgang Ihr ſelbſt geſucht habt?!"

Einen Umſtand dürfen wir um ſeiner Lächerlichkeit willen nicht verſchweigen. Als die „Frommen" Kinkel um ſeines Verhältniſſes willen verſtießen, gingen die nämlichen Perſonen mit Johanna ganz freundlich um, ließen ihre Töchter von ihr unterrichten, machten ihr Beſuche, und luden ſie zu ihren Geſellſchaften ein. Sie erklärten ihr dieſe Inconſequenz aufrichtig folgendermaßen: „Sie ſind Künſtlerin, und Sie compromittirt es nicht, daß Kinkel Sie liebt und Sie ihn. Bei Künſtlerinnen iſt man es gewohnt, daß ihnen der Hof gemacht wird, oder daß ſie leidenſchaftlich empfinden. Aber für einen Geiſtlichen ſchickt ſich Das nicht. Es genirt uns bei ſeiner Predigt der

Nebengedanke, daß er Ihr Bräutigam iſt. Ein Theologe kann ſich nie genug in Acht nehmen, daß er nicht beſcholten wird.“ — Wie verrückt! Für beſcholten galt Johanna dieſen Leuten nie, und doch ſollte es Kinkel compromittiren, daß er mit ihr verkehrte! Iſt denn der Künſtlerinnenſtand beſcholten? Warum gingen ſie dann mit ihr um, und warum ſollte Kinkel ſich nicht erlauben, was ſie ſelbſt ohne Arg thaten?

Bald nach ihrer Verheirathung wurden ſie Mode. Es war ein wahres Gedräng nach dem Poppelsdorfer Schloſſe, und oft wünſchten ſie frevelhaft genug: wieder verrufen zu werden, damit ſie wieder in Ruhe arbeiten könnten. Die zahlloſen Viſiten waren gar nicht mehr abzuſchütteln. Die Weiber machten Johanna Complimente, daß ſie eine „gute Hausfrau“ geworden, als ob ſich das nicht von ſelbſt verſtanden hätte. Die Weiber haben das Vorurtheil: geiſtige Thätigkeit verträge ſich nicht mit Häuslichkeit, und haben darin ganz und gar Unrecht. Man kann nicht immer geiſtig produciren. Das Verwalten eines Hausweſens fordert Fleiß und praktiſchen Verſtand; auch kann man in kurzer Zeit Viel ordnen. Aber das Hinauslaufen zu den Plauderweibern verträgt ſich nicht mit der Häuslichkeit. In der Zeit, welche drei Kaffeeklatſchviſiten wegnehmen, kann man eine Novelle ſchreiben. Dann koſtet der äußere Luxus den meiſten Weibern eine heilloſe Zeit. Sobald man auf luxuriöſe Toilette, glänzende Meubles und kindiſche Stickereien verzichtet, läßt

sich eine behagliche, streng geregelte Haushaltung ganz wohl mit poetischen Bestrebungen ausschmücken. In Kinkel's Hause fehlte nie ein nothwendiger Gegenstand — ausgenommen freilich oft das Geld. Gottfried hat nie einen Augenblick verloren, weil etwa ein Knopf oder ein Band gefehlt hätten. Auch wurde nie gesucht, denn Alles war an seinem bestimmten Platz zu finden. Erst später, als sie eine Haushälterin annehmen konnten, fingen diese liebenswürdigen Weibereigenschaften an, sich geltend zu machen. Johanna mußte zuletzt mehr Stunden geben um die Einkünfte zu vergrößern. Aber die Speculation mißrieth; denn Was jene mehr erwarb, verschleuderte die Haushälterin. Kinkel neckte seine Frau oft wegen ihres Ordnungsfanatismus, und nannte sie scherzend: „Heil'ge Ordnung, schauderhafte Himmelstochter!" Er selbst konnte das Aufräumen nicht leiden und seine Studirstube hielt Johanna deswegen heilig, und schützte sie in seiner Abwesenheit vor allen eindringenden Besen und Waschkübeln. Sie ließen Alles offen vor einander liegen und blickten nie in ein beschriebenes Papier: Brief oder Tagebuch. Sie hatten Das einander versprochen, und redlich gehalten. Gottfried schenkte ihr das unbedingteste Vertrauen; war er verreist, so hatte sie Ordre, alle einlaufenden Briefe zu eröffnen.

Kinkel war nicht, wie manche Ehemänner, bloß in munterer Gesellschaft witzig und gutgelaunt, sondern erst recht fröhlich im Hause. Immer erschien er in

der liebenswürdigſten Laune, immer freundlich und voller Späße; zufrieden mit Allem, dankbar für die kleinſte Aufmerkſamkeit, der mildeſte Hausvater gegen ſeine Dienſtboten. Die Letzteren mußten an jeder häuslichen Freude theilnehmen, und hatten — außer den geiſtigeren Genüſſen — Alles gerade wie Gottfried und Johanna. Sonntags gingen dieſe meiſt ganz patriarchaliſch mit Mägden und Kindern ſpazieren, ſaßen in der Baumſchule oder in Endenich am gemeinſamen Tiſche, und ließen ſich in der Unterhaltung zu ihren Hausgenoſſen herab, oder zogen ſie zu ſich herauf, wie es eben kam.

Auch in anderen Beziehungen hatten ſie längſt ihre Prinzipien praktiſch einzuführen geſucht, ſo z. B. wendete Johanna bei ihren Schülerinnen eine Art Progreſſivſteuer an. Reiche Damen, die ſie aus Luxus mit ihrem Geſange quälten, mußten ihr einen hohen Preis für die Stunde zahlen. Töchter zahlreicher Familien, die als einen Theil der allgemeinen Bildung die Muſik betrachteten, und fleißig lernten, ließ ſie — je nach den Verhältniſſen — nur zwei Drittel oder die Hälfte des gewöhnlichen Honorars entrichten. Große Talente, ſehr ſchöne Stimmen, Unbemittelte, die ſich dem Lehrerſtande widmeten, erhielten den Unterricht gratis. So gab Johanna zu Zeiten mehr Stunden ohne, als für Honorar. Undank verſteht ſich von ſelbſt; aber Johanna that ja nur, wozu ſie das Herz trieb, ohne Nebenreflexionen. Eine komiſche Erfahrung

machte sie bald in Bezug auf das Ehrgefühl der höheren Stände. Als nämlich ihre Prinzipien hinsichtlich der Zahlung bekannt wurden, versicherten ihr fast alle Mütter daß ihre Töchter Genie's seien, aber daß sie in unbemittelten Umständen lebten. Eine steinreiche adlige Dame aus der frömmsten Clique, bei deren Tochter schon drei Musiklehrer die Geduld verloren hatten, that ebenso und bettelte förmlich um Herabsetzung des üblichen Honorars. Sie ward ganz beleidigend, als Johanna entschieden auf ihrem Prinzip verharrend ihr endlich sagte: sie wisse sehr wohl, daß ihre Tochter wenig Talent besitze, und möge nie großmüthig einer Dame Etwas schenken, die in so luxuriösen Verhältnissen lebe." Es ließe sich ein Buch voll ähnlicher Anekdoten schreiben, wie die Aristokratie und höhere Bourgeoisie Frau Kinkel im Kleinen zu prellen suchte, und wie die vermögendsten Damen der haute volée im Geldpunkte sich zu den kleinlichsten Manoeuvres erniedrigten.

Am Maikäfer-Stiftungsfeste 1844 gewann Kinkel wieder den Preis mit einer erzählenden Dichtung: „Der Grobschmied von Antwerpen." Außerdem entstand in den ersten Jahren seiner Ehe ein Idyll: „Das Schicksal," das bald darauf im Morgenblatt abgedruckt wurde, und mehrere Erzählungen; so „Der Hauskrieg" *) und „Margret, eine Geschichte vom

*) Erzählungen. S. 77.

Lande.“ **) Wenn das Großartige der in neuerer Zeit so beliebt gewordenen „Dorfgeschichte“ darin liegt, daß sie einen socialen Kern umschließt, so ist dies in edelster Weise bei der letzten Erzählung der Fall. Wir dürfen die „Margret“ über viele der Auerbach'schen Dorfgeschichten stellen, weil sie bei aller Einfachheit und Natürlichkeit einen noch bedeutenderen Gehalt in sich trägt. Man hat wiederholt gesagt und es als einen Tadel betrachtet, daß Gottfried Kinkel nur der Dichter des Anmuthigen und Lieblichen sei, daß ihm aber ein großartig erhabener Gedankengehalt fern liege. „Margret“ widerlegt diesen Irrthum, indem sie Beides gleich vollendet darbietet.

Zwei Vorzüge sind es, die Kinkel über die Mehrzahl der übrigen Dichter der Gegenwart erheben. Wir meinen die Gegenständlichkeit und den Hauch einer frischen Sinnlichkeit. Beides kann ausarten und wir haben davon die schlagendsten Beispiele. Voß zeigte uns, wie die Gegenständlichkeit der Poesie zur plattesten und widrigsten Handgreiflichkeit werden kann, und wie eine frische Sinnlichkeit zur leichtfertigsten Sinnenkitzelei wird, davon hat uns, nächst den meisten Franzosen, auch mancher jüngere deutsche Poet die anstößigsten Belege geboten. Beide Extreme vermeidet Kinkel, wir greifen bei ihm niemals in einen Wust von

*) Erzählungen. S. 229.

ſchmutzigen oder reingewaſchenen Schüſſeln, Aepfelkuchenpfannen und Nachtgeſchirren hinein, und Was den zweiten Punkt betrifft, ſo gehört wirklich die blaſſeſte Empfindelei einer tugendſamen Jungfer dazu, um bei einer dieſer Erzählungen zu erröthen. Dabei weht jedoch durch alle Dichtungen Kinkel's der Geiſt einer herrlichreinen Natürlichkeit in plaſtiſcher Darſtellung, die weder unſre Sinne kalt läßt, noch unſer Gefühl beleidigt.

Johanna ſchrieb ungefähr gleichzeitig mehre Erzählungen, die zum Theil das rheiniſche Volksleben mit feſten, keckumriſſenen Zügen darſtellen; ſo „Der Muſikant“ *) und die „Geſchichte eines ehrlichen Jungen“ **). Außerdem aber gab ihre Begeiſterung und ihr tiefes Verſtändniß der Muſik ihr Veranlaſſung zu mehren novelliſtiſchen Skizzen, die ſie ſpäter zu künſtleriſcher Vollendung ausführte. Dahin rechnen wir die Skizze „Aus dem Tagebuche eines Componiſten“***) und die „muſikaliſche Orthodoxie†). Dieſe gekrönte Preisnovelle gehört zu dem Großartigſten und Vollendetſten, was auf jenem Felde geleiſtet ward. Gewiß liegen ihr eigne Erlebniſſe, Stufen eigner Entwicklung zu Grunde, die uns einen tieferen Blick in den Geiſt und das ringende Streben

*) Erzählungen. S. 113.
**) Daſ. S. 141.
***) Daſ. S. 217.
†) Daſ. S. 301.

der Dichterin thun lassen. Die Ausführung des wunderbaren Planes versenkt uns in ein Meer großer Gedanken und Gefühle: „Wir stehen vor einem verschleierten Bilde von Sais; der Schleier hebt sich, und das Bild ist eine Alceste!“

Zur Entstehungsgeschichte dieser Erzählungen bemerken wir Folgendes. — Das Hauptereigniß während der ersten Ehejahre war die Krankheit des kleinen Gottfried mit ihren Folgen. Er hatte Gehirn- und Magenerweichung — ein Uebel, das bisher für unheilbar galt. Auch zeigte sich auf seiner Stirn jenes blaue Todesäderchen, von dem in der „Margret“ die Rede ist, und die Poppelsdorfer Weiber behaupteten deshalb einstimmig, er müsse sterben. Das Kind war von Jedem aufgegeben; monatelang schwebte es in Todesgefahr, und während drei voller Wochen hatte es den Anschein eines Sterbenden oder vielmehr Todten, so daß Gottfried und Johanna oft darüber stritten, ob es noch athme. Sie lebten Tag und Nacht nur für die Pflege des Kindes, die so mühsam war, daß oft vier Personen zugleich um dasselbe beschäftigt sein mußten. Zuletzt hielten sie Alles für verlorene Mühe, und fuhren dennoch mit der strengsten Sorgfalt fort. Es war Johannen, als sähe sie den Tod mit diesem Kinde in den Armen entfliehen, und sie müßte hinterherrennen und es ihm abjagen. Jedes neue Mittel, das der Arzt ersann, wurde trotz aller Geldverlegenheiten durch anderseitige Entbehrungen herbeigeschafft. Die langen Nächte hin-

durch hielt Johanna die Hand des Kindes. Anfangs war es schlaflos und schaute sie mit den großen blauen Augen unverwandt an, als wolle es seine Seele in ihre hinüberflüchten. Später kannte es Niemanden, die Augen waren gebrochen oder starrten seitwärts. In der „Margret“ stehen Erinnerungen an jene Tage, wo die Sonne aufging, und ihre Strahlen wie die winkenden Finger des Todesengels über die Goldhäärchen streiften. Johanna wollte den Kleinen zuletzt nicht mehr aus den Armen lassen, aus Furcht, er möchte anderswo sterben, als an ihrer Brust. Hannchen war damals schon geboren und Adela unter dem Herzen. Noch ein Jahr nachher litt der Knabe an den Folgen der Krankheit. Die Eltern hatten fast nicht geschlafen, Nichts mehr arbeiten und erwerben können, und waren im Frühling, als Kinkel die „Margret“ schrieb, in der tiefsten Noth. Da bekam Er das Nervenfieber. Johanna schickte Alles aus dem Hause und pflegte ihn allein mit einer alten Wärterin, weil sie Ruhe für das Wichtigste in dieser Krankheit hielt. Bei einer Nachbarin im Schlosse, die ebenfalls am Nervenfieber litt, tadelte es der Pfarrer Wichelhaus, daß die Pflege zu hastig und eifrig sei. Es war eine sehr geliebte Tochter, eben erst Braut. Nun rannte Alles wirr durcheinander: Mutter, Freundinnen, Wärterinnen. Man glaubte nicht Genug auf einmal thun zu können, um sie zu retten. Die Masse von Bekannten schellte hundertmal des Tages die Pfleger heraus, um nach dem Befinden der Kranken zu

fragen. Da erzählte der Pfarrer eine Geſchichte, wie einmal in ſeiner Heimath bei derſelben Seuche faſt kein Haus ohne Todte geblieben, und wie die Reichen vergebens Alles aufgeboten, um ſich zu ſchützen. Aber in Einem armen Hauſe, wo Alle auf den Tod lagen, wurden Alle geſund, weil ſich Niemand um ſie kümmerte, und eine echte Todtenſtille herrſchte. Dies merkte ſich Johanna, und ſobald Kinkel erkrankte, band ſie die Schelle feſt, ſo daß Niemand nach ſeinem Befinden fragen konnte. Sie ſorgte für beſtändigen Luftzug — es war erſtickend heiß — und für ſtrengſte Schweigſamkeit. Ein paar Eimer kalten Waſſers mit Salz zu Aufſchlägen wurden unaufhörlich gewechſelt. Die einfachſten Arzneien ſind juſt bei dieſer — namentlich für einen kraftvollen Mann ſo gefährlichen — Krankheit am zweckmäßigſten. Wenn er emporfuhr, nahm Johanna nur ſein Haupt in ihre Arme, und drückte es leiſe auf die Kiſſen zurück. Eine Matratze für ſie lag auf der Erde zu den Füßen ſeines Bettes, ſo daß ſie ſich nie von ihm zu entfernen brauchte. Unhörbar ging ſie auf Socken durch die Stube, und wollte er ſprechen, ſo flüſterte ſie nur: „Schlaf!“ Er konnte nicht ſchlafen. Dann ſtrich ſie über ſeine Augenlider und bat ihn, wenigſtens ſie zu ſchließen. Sie ſuchte ihn nur zu beruhigen. Er durfte nicht wiſſen, daß er das Nervenfieber hatte; denn er bildete ſich von jeher ein: wenn er mit ſeiner furchtbaren Kraft und ſeinen erregbaren Nerven dieſe Krankheit bekäme, ſo könne er

nicht gerettet werden. Und doch hat er verhältnißmäßig die Krankheit leicht überſtanden, obgleich die Kriſe ſehr gefährlich war. Mit Stillſchweigen, Zugluft und kaltem Waſſer hat ihn ſein Weib curirt.

Am Tage, wo Kinkel außer Gefahr erklärt wurde, traten bei Johanna lebensgefährliche Zuſtände ein. Die Leute glaubten nun auch ſie vom Nervenfieber angeſteckt, und Alles floh Abends aus ihrer Nähe. Dieſe Eine und ſchlimmſte Nacht haben ſie allein, ohne jede menſchliche Hülfe zugebracht. Kinkel mußte ſelbſt ſein Bett zu ſeiner Frau tragen und dieſe war auf dem Punkt, eine Frühgeburt zu thun. Die Wärterin ſogar hatte Reißaus genommen. Erſt am andern Morgen kam eine mitleidige Nachbarin und brachte ihnen Etwas zu frühſtücken. Es waren mehre Perſonen vorher im Poppelsdorfer Schloſſe vom Nervenfieber befallen, und ſo ängſteten ſich die Leute nur über die Schwelle zu treten. Im Laufe des Tages erhielten ſie endlich eine neue Wärterin. Sechs Wochen lag Johanna ſo zwiſchen Tod und Leben, und durfte ſich nicht regen. Zu ihrer Unterhaltung ſchrieb ſie ſpäter auf dem Bette mit Bleiſtift die „muſikaliſche Orthodoxie“. Endlich ward es unabweisliche Nothwendigkeit, eine Operation zu wagen. Es ward im Voraus von drei Aerzten beſchloſſen, das Kind zu opfern um die Mutter zu retten, und Kinkel wußte darum. Wunderbarerweiſe kam das Kind, das eine Stunde nach der Geburt ſcheintodt lag, auch noch zum Leben, und die Eltern waren ſelig vor

Wonne. Sie verließen nun das weite Schloß mit seiner himmlischen Aussicht, seinem zauberhaften Garten und seinen perfiden stehenden Gewässern, die stets ein Heerd tödtlicher Krankheiten gewesen, und wohnten auf dem Stiftsplatz in einem grünen Hause mit einer goldnen Sonne über der Thür. Von hier vertrieb sie ein Lieutenant durch sein barbarisches Klavierspiel, wie Johanna in der Skizze: „Aus dem Tagebuch eines Componisten“ *) erzählt. Freilich nicht der Lieutenant gab nach, sondern sie selbst mußten weichen, und zogen nun vor's Sternthor in ein freundliches Häuschen, das bis zum Sommer 1849 ihre Wohnung blieb.

Wie Gottfried, so verstummte auch Johanna's Saitenspiel, als ruhiger Besitz sie den Schmerz der Vergangenheit allmälig vergessen ließ. Das Leben der Beiden war Poesie, aber zu thätig um sich auszusprechen. Ernste Vorbereitung für die Kämpfe der nächsten Zukunft, wissenschaftliche Forschung und heitrer Verkehr drängten das Lied zurück. Der Kinkel'sche Salon ward ein Sammelplatz der bedeutendsten Geister, und die Anerkennung, welche jetzt endlich den einst Verstoßenen zu Theil wurde, bot ihnen reichen Ersatz für die bittere Zeit des Kampfes. Keines hatte sich in dem Andern getäuscht, liebliche Kinder umspielten das Dichterpaar und fröhlich gestand Gottfried:

---

*) Erzählungen. S. 217.

„So frisch wie je in frühern Stunden
Der Bräutigam sein Glück empfunden,
Empfind' ich heut noch dich, mein Glück!
Nichts hat getäuscht! mir blüht die Stunde
So voll und frisch an Deinem Munde —
Nicht wünsch' ich Frühres mir zurück!

Nichts hat getäuscht! Du bliebst die Große,
Die Du mir warst! In Deinem Schooße,
Fühlt' ich den Gott in meiner Brust!
Du adelst mich durch Deine Minne,
Ich rette durch den Sturm der Sinne
Den Geist in Deiner Arme Lust!

Du gabst mir Mehr als Du versprochen;
Hoch überm Glück der Flitterwochen
Steht, Was Du heut mir bist und giebst!
In Deinem Aug' die Freudensonne,
Der Kuß vom Mund voll Mutterwonne —
Sie zeigen lodernd, wie Du liebst!

Durch Dich, ob los von diesen Sinnen
Mein Geist muß in das All verrinnen,
Bin ich unsterblich hingestellt!
Du hast mein düster einsam Leben
Mit vollem Laubkranz erst umgeben,
Da Du ihm Sprossen zugesellt!

Du hast in unsern holden Sprossen
Dein Liebesleben mir erschlossen,
Da Du in ihnen Dich mir gabst!
Der Bube leicht wie Du beweglich,
Die Kleine sinnlich hold unsäglich —
Du bist's die mich in ihnen labst!

Und führe heut ein Blitz hernieder,
Zerschellend diese nerv'gen Glieder —
Im Schmerz des Abschieds sagt' ich's Dir:
Kein Sterblicher auf grüner Erden
Mag froher seines Lebens werden,
Und all dies Glück — Du gabst es mir!"

Wie sehr auch Johanna die gehoffte Befriedigung fand, sagen uns folgende Strophen:

Goldne Tage.

Entfaltet euch, die lang geruht, ihr Schwingen,
Ins lichte Reich des Liedes mich zu tragen,
Schon hör' ich mich umrauscht von leisem Singen,
Und sehe hellre Morgenröthe tagen;
Berauschend steigt empor ein Zauberduft,
Was mich umgiebt, zerrinnt in Schaum und Luft.

Laß mich den Staub von deinen Saiten wehen —
Geliebte Harfe, hast genug geträumt;
Nicht länger sollst du stumm zur Seite stehen,
Weil ich indeß im Liebesbann gesäumet.
Wie süße Ahnung oft beschleicht den Sinn,
So bebt ein Schauer über dich dahin. —

Warum ich denn so lang, so lang geschwiegen?
Wer glücklich je geliebt, wird Das nicht fragen;
Er weiß: sich an geliebter Brust zu wiegen
Ist süßer, als der Saiten Gold zu schlagen;
Ob auch der Lippe Kuß und Liebeslied
Zur selben Stund' ein güt'ger Gott beschied.

Als sehnsuchtsbang mit übervollem Herzen
Ich stand, und schaudernd vor der Zukunft Hallen
Verblutend still an hoffnungslosen Schmerzen
Den schwarzen Schleier sah herniederwallen:
Da war mir süßes Gift des Liedes Klang
In Schlaf zu wiegen heißen Lebensdrang. —

Der düstre Schleier riß entzwei, ich schaute
In ein unendlich sonnenhelles Land,
Besitz zu nehmen kaum mein Fuß sich traute,
Der zögernd erst beschritt der Schwelle Rand.
Der jähe Abgrund hinter mir versunken,
Und vorwärts, immer vorwärts eilt' ich trunken.

Heut steh' ich still und blick' umher. — Verschollen
Ist die Vergangenheit mit ihrem Grauen;
Fernab verhallt's wie matten Donners Rollen —
Das letzte Wetterleuchten — kaum zu schauen:
Bin ich es noch, die solche Nacht durchlebt,
Die jetzt in einem Meer von Freuden schwebt? —

Nicht halb und ärmlich ist das Glück gekommen,
Nicht Tropfen sind es, die's der Durstgen schenkt;
Nein, rings von Nektar ist das Heut umschwommen,
Und reicher wird die Zukunft noch getränkt.
O warnt mich nicht, daß: „zwischen Lipp' und Rand
Des Kelches schwebt der dunklen Mächte Hand."

Wie stolz die Fürstin in Juwelen wühlet, —
Und Gold um Gold durch ihre Finger gleitet;
So sei'n, bis sich des Busens Gluth verkühlet,
Die goldnen Bilder vor mir hingebreitet,
Die hellen Scheins umkränzten jeden Tag,
Wo ich an des Geliebten Herzen lag.

Da iſt der Rhein! — Auf ſeinen grünen Wogen
Geſpiegelt, tanzen tauſend kleine Sonnen;
Wir ſchauen, übern Kahnesrand gebogen
Froh ihrem Spiele zu: wie ſie zerronnen,
Und hinter uns von neuem aufgetaucht
Ein leichter Wind ſie hin und wieder haucht.

Die Berge ſtehn umkränzt von Wald und Reben
Und ſcheinen in die Weite uns zu laden;
Den Rauch des Schiffes ſehn wir blau verſchweben,
Das dort die Fluth durchzieht auf fernen Pfaden.
Ein Augenblickchen flüſtert wohl das Herz:
„Dahin, dahin möcht ich“ — doch iſt's nur Scherz.

Was ſuchſt Du unter andern Himmelszelten,
Und welche Wunder ſoll die Ferne zeigen?
Was Du des Schönſten auch aus allen Welten
Zuſammenträgſt, es iſt der Lieb' zu eigen.
Ja ſelbſt der Wunſch, der eben leis getönt,
Iſt Würze, die das Leben Dir verſchönt.

Still ward der Strom; mit dunkelgrünen Schatten
Des Ufers Linden weit hinüber greifen;
Wie Sommerfäden über Wieſenmatten,
Ziehn drüber hin die ſilberweißen Streifen;
Die Sonne ſinket, eine Purpurroſ',
In Abendthau gehüllt ihm in den Schooß.

Es geht ein Schauer rieſelnd durch die Wellen,
Die dunkelblau und halb in Purpurgluthen
Mit Gold geſäumt an unſerm Kahn zerſchellen.
Dann kommt die Nacht, der Mond begrüßt die Fluthen
Und blickt auf unſre Fahrt herab ſo mild
Und ernſt, — doch nun leb' wohl, du liebes Bild!

Fort, zum geheimnißvollen Waldesgrunde,
Deß unbetretne grüne Tiefen mahnen
An jene alte zauberſchwüle Kunde
Von Merlin liebbethört und Ninianen.
Dort blüht die Weißdornhecke Jahr für Jahr,
Doch ſchirmt ſie heute ein getreues Paar!

Ein moosbewachsner Pfad führt ringsumbuſchet
Zu räthſelhaftem Ort; ſoll Mauer, Häuschen
Den Bau ich nennen, weiß ich kaum. Dort huſchet
Das Häschen nur, das Vöglein und das Mäuschen.
Auch ſchöne Blumen ſtehn da und dabei
Ein Bänkchen, eben groß genug für Zwei.

Gelehnet an des laub'gen Hügels Rande
Liegt das Gemäu'r, von Epheich überdunkelt;
Wir ſelbſt verborgen ſchaun, wie auf die Lande
Weithin die helle Sommerſonne funkelt.
Den nahen Wandrer blendet ſcharfes Licht;
Er hört das Flüſtern — lauſcht — und ſieht uns nicht.

„Die Ranke ſchau, geregt vom Abendhauche
Dran ſchimmern hell die glänzend ſchwarzen Beeren!“ —
Mein Liebſter klettert hoch zum Brombeerſtrauche,
Mit voller Hand ſeh' ich ihn wiederkehren.
Froh theilen wir der Wildniß herbe Koſt,
Die uns erquickt wie ſüßen Weines Moſt.

In dieſen ſtillen Waldeseinſamkeiten
Dünkt uns ein holdes Spiel das ganze Leben;
Wir ſind den unſchuldreinen Kinderzeiten,
Der heiligen Natur zurückgegeben:
Sie, die im ſtarken Mutterarm uns hält,
Sie lehrt uns Dein zu lachen, Thörin Welt! —

Nun kam der Herbſt. Im traulichen Aſyle
Hell lodern ſchon des Heerdes rothe Flammen.
Beim Märchenbuch, beim lieben Saitenſpiele
In ſtiller Dämmrung weilen wir beiſammen;
Doch iſt, daß noch des Lenzes Schein, erborgt,
Das Winterſtübchen ſchmücke, ſchlau geſorgt.

In klarer Fluth, umſchloſſen von Kryſtallen
Drei Purpurfiſchchen auf und niederſchweben;
Sie ſpielen keck mit Muſcheln und Korallen; —
Orangen, Glockenblumen blühn daneben.
Ein Spielzeug iſt's: doch aus dem Kinderwahn
Schaut's Dich wie ein phantaſtiſch Bildchen an.

Oft liegt auf meinen Knieen aufgeſchlagen
Das Buch, darein wir forſchend beide ſehen;
Und wahrlich, Wunder ſind davon zu ſagen,
Wie gründlich ſo wir lernen es verſtehen. —
Was uns allein wohl ſtarr und trocken ſchien,
Nun fließt es hin gleich Zaubermelodien.

Still ruht die Hand auf des Geliebten Locken;
Doch, leſen wir von Krieg und wildem Streiten,
Dann muß ein jed' Verhängniß ohne Stocken
Mit folgerechten Geſten ſie begleiten;
Je wilder in dem Buch die Schlacht erbrauſt,
So ſchadenfroh wird Liebchens Haar gezauſt;

Und redlich wird es wieder glattgeſtreichelt,
Wenn wiederkehrt dem Deutſchen Reich der Frieden,
Wird gar im Buche ſelbſt geküßt, geſchmeichelt:
Wär's Sünde wahrlich, hätten Wir's vermieden.
Ja, aufgefaßt mit ſolcher Lebenskraft,
Unglaublich prägt ſich ein die Wiſſenſchaft.

Ob wohl der Mann, der jenes Buch geſponnen,
Mit tiefſtem Ernſt in Noten und Citaten
Uns ausgeſchüttet ſeiner Weisheit Bronnen,
Als er beſchrieb der Vorzeit große Thaten
In Perioden meilenlang und hohl: —
Ob Er der Leſer Spaß geahnet wohl? — —

So brachte jeder Tag ein Liebesſcherzen,
Und löſ't in Nebelduft die letzten Sorgen,
Die ahnungsſchwer gelaſtet auf dem Herzen;
Die Hoffnung weckt' es auf an jedem Morgen,
Und Abends wiegt' es ein der fromme Dank,
Mit dem es ſtill zu Gottes Füßen ſank!

3.

Zu Anfang 1846 erhielt Kinkel endlich die Ernennung zum außerordentlichen Professor der Kunst-, Literatur- und Kulturgeschichte, nachdem er fast zehn Jahre umsonst auf seine Beförderung, auf den Dank des Staates, dem er seine ganze Kraft widmete, geharrt hatte. Am 19ten Februar leistete er den Beamteneid in die Hand des Universitätsrektors.

Im Juli desselben Jahres bekam er durch Franz Kugler's Vermittlung einen ehrenvollen Ruf nach Berlin, verbunden mit Versprechen eines erhöhten Gehaltes, den er mit Freuden annahm. — Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Ein Jahr vor der Revolution entstand im Maikäferverein eine vollständige Erschlaffung. Es war ein Vorgefühl, wie das ästhetische Streben jetzt ein nichtiges sei, und eine große Zeit herantrete. Johanna verging fast vor Langerweile, wenn lyrische Gedichte vorgelesen wurden und war gleich Gottfried der Ruhe müde. Es schien ihnen Unrecht, nachdem der Verein zuletzt in ein gemüthliches Plauderstündchen ver-

ſandet war, daran noch ferner Zeit und Mühe zu verſchwenden. Daß ſie Recht hatten, beweiſt die Thatſache, daß ſich alle Menſchen, mit denen ſie damals lebten, 1848 als Nullen erwieſen oder auf die rechte Seite überſchlugen. Kinkel gab jetzt ein Jahrbuch Rheiniſcher Dichter heraus, in dem er folgendes Gedicht hatte abdrucken laſſen:

Männerlied. *)

„Weil wir denn verſammelt ſind
Bei der Gläſer Klingen,
Laßt der heil'gen Freiheit uns
Dieſes erſte bringen:
Die wie Frühlingsluft und -luſt
Labt des Mannes ſtarke Bruſt,
Ihr vor allen Dingen!

Ach, ihr Weizen blühte ja
Auch bei uns ſchon munter!
Doch es warf der fromme Schwarm
Unkraut wieder drunter.
Mit dem guten Korn zuhauf
Wächſt das Unkraut nun herauf
Bunt und immer bunter.

*) Vom Rhein. Leben, Kunſt und Dichtung. Jahrgang 1847. Mit dem Bilde Karl Simrock's und 4 Kunſtblättern. Herausgegeben von Gottfried Kinkel. Eſſen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1847. — S. 415.

Laßt die alten Weiber ſich,
Um den Himmel ſchelten!
Aber freie Männer wir
Laſſen Das nicht gelten.
Gegen Dich, o Vaterland,
Sind uns Nichts als eitler Tand
Alle Sternenwelten!

Denket Alle denn zuerſt
An die grüne Erde,
Wo noch Dornen mancherlei
Schaffen viel Beſchwerde.
Haut ſie ab, wenn treu Ihr ſeid,
Und erhebt mir keinen Streit,
Wie's da drüben werde!

Bruder rechts und Bruder links,
Reich' mir Deine Rechte!
Ob Du Zion oder Genf
Rufeſt im Gefechte;
Wendeſt Du Dein Haupt gen Rom,
Beteſt Du im Eichendom: —
Haſſe nur die Knechte!

Weiß nicht, ob Dich oder mich
Dort der Teufel hole;
Doch hier ſchaffen wir vereint
Am gemeinen Wohle.
Hebt die Gläſer frank und frei!
Nur auf Erden Freiheit! ſei
Unſre Siegsparole."

Dies Lied war dem Berliner Hofe doch zu ſtark, als daß man wünſchen konnte, den Dichter deſſelben in den Cirkeln der Hauptſtadt geduldet und wohl gar gefeiert zu ſehen. Bethmann-Hollweg ſchrieb an Kugler mit Entrüſtung zurück: „Kinkel möge ruhig in Bonn verbleiben; nachdem Jener ein ſolches Gedicht veröffentlicht, ſähe ſich der Staat durchaus nicht veranlaßt, ſich für des p. p. Kinkel ſchnelle Beförderung zu intereſſiren.“ Die Erbitterung der pietiſtiſchen Partei kannte keine Grenzen, und wieder wandten ſich — par ordre de Mufti Eichhorn — Viele von Kinkel ab.

Mit ſeiner Schweſter Johanna hatte ſich Gottfried durch die unermüdlichen Beſtrebungen ſeiner Frau wieder verſöhnt. Erſtere verkehrte von Nun an auf's Freundlichſte mit ihrem Bruder, und verſicherte Frau Kinkel in allen Briefen ihrer „aufrichtigſten Liebe und Freundſchaft.“

Im Januar 1847 trat Kinkel in das Comitée für den Hoſpitalbau in Bonn ein. Zum Beſten dieſes Baues fand eine Kunſtausſtellung ſtatt, und Kinkel, der hier gut zu „gebrauchen“ war, wurde zum Präſidenten des Direktoriums ernannt. Während eines ganzen Halbjahres lebte er faſt ausſchließlich den Geſchäften dieſer Ausſtellung, und empfand noch einen harten Winter nachher bitter genug den dadurch verurſachten Ausfall ſeiner Einkünfte. Man machte ihn wiederholt darauf aufmerkſam, daß er ſich von Profeſſor Walter und deſſen pietiſtiſcher Clique gebrauchen ließe,

da Jene den Hospitalbau nur zum Vorwand nähmen, um erſt die barmherzigen Schweſtern und dann die Jeſuiten nach Bonn zu ziehen. Kinkel erwiederte wörtlich: „Das weiß ich. Wenn aber meine ärgſten Feinde etwas „wirklich Gutes thun, ſo helfe ich ihnen gern mit allen „Kräften. Jetzt iſt Nichts dringender, als daß unſre „armen Kranken Pflege und Obdach erhalten. Sind „die Jeſuiten die Eifrigſten, ihnen Dies zu verſchaffen, „— gut, ſo helfe ich mit dazu!“

Damals pries Walter Kinkel's uneigennützige und unermüdliche Thätigkeit allerorten, ſolange — er ihn brauchte. Als aber 1849 ein großes Feſt zu Ehren des vollendeten Hospitalbaues ſtattfand, gedachten dieſe Menſchen mit keiner Silbe des gefangenen Dichters, und Walter war der Gefeierte, der Held des Tages; Walter, dem Kinkel ſeine Zeit und ſeinen Broderwerb aufopferte, während Johanna das vierte Kind unterm Herzen trug, und Beide ſo ſehr des Geldes bedurften.

O es iſt eine Sottiſe auf jedes Hohe, jedes edle Gefühl, jede Menſchlichkeit — die Handlungsweiſe dieſer Bonner Profeſſoren! Durch tauſend Ränke und Schliche ſtrebte Walter jene Popularität zu erheucheln, die Kinkeln, der ſie nicht ſuchte, auf dem graden Wege entgegenkam. Bis in den Spandauer Kerker hinein verfolgt Dieſen der auf Neid begründete Haß ſeines Todfeindes, der ſich bekanntlich — ſowohl wie Oppenhof und Bauerband, deren Häuſer Kinkel vor Demolirung

gerettet! — weigerte die Petition für das Leben des gefangenen Gegners zu unterzeichnen. „Es kann diesem Menschen niemals schlecht genug ergehen," sagte er damals in einer großen Gesellschaft der Bonner haute volée. Sonst vermag er sehr einnehmend zu sein, und spielt den Sanften, der nur aus Gerechtigkeitsliebe sich zur Grausamkeit zwingen muß. In seinen Collegien versteht er die Jugend entsetzlich zu verdummen oder seinen Hörern unvermerkt Machiavellistische Prinzipien einzuflößen. Kriechend demüthig gegen die höheren Stände, kennt er doch die Macht des Volkes zu wohl, um aus der Rolle der Herablassung plump herauszufallen. Er würde nie zu seinen Festen nicht-vornehme Leute mögen; aber er liebt es, in einer abgetrennten Volksversammlung als ein quasi Gott zu den Arbeitern niederzusteigen. — Kürzlich äußerte sich die Augsburger Allgemeine Zeitung günstig für Kinkel, indem sie den Werth seines Wirkens als akademischen Lehrers besonders hervorhob. Augenblicklich brachte die „Rheinische Volkshalle" — das Organ Walters — einen widerlegenden Leitartikel, der ungefähr folgenden Inhaltes war:

„Es ist so schmerzlich, wenn Alles um Gnade „bittet, daß der Gerechte nothgedrungen die entgegen„gesetzte Rolle spielen muß. Auch wir bedauern, aber „es ist unsere Pflicht darauf aufmerksam zu machen, „daß die Radikalen sich nur den Schein zu geben pflegen,

„als kröchen ſie zu Kreuz*), um ſich nachher deſto „ärger zu rächen. Gerade Kinkel's Wirkſamkeit hat „nur in einer zwölfjahrelangen Volksverführung

*) Wir haben doch höchſtens die Gewalt gebeten, weil man die brutale Gewalt bitten muß: — aber Wer kroch denn?

„Eh' Euer ſtolzer Thron zerbricht,
Sprecht Gnädig doch: Es ſei!
Wir bitten nicht, wir betteln nicht —
Wir fordern: Gebt ihn frei!"

Adolph Strodtmann.

Oder:

„Es ſagt der Zorn: Verfallen war ſein ſchuldig Haubt!
So iſt ſein Recht. Mit Ihm will ich nicht rechten.
Doch Zorn gibt Tod, und erſt die Gnade hat erlaubt,
Das Opfer lebend auf das Rad zu flechten.

„Ein kurzes Stoßgebet, drei Kugeln und ein Grab,
Das trägt ein Mann, er kann und muß es tragen....
Die Freunde brechen Blüten ſich vom Hügel ab,
Die in des Toten Herz die Wurzeln ſchlagen.

„So ſtraft der Zorn, nur ſo, mit einem Schlag verſargt,
Und Zorn und Opfer ſeiner Kämpfe ledig;
Doch Gnade.... Gnade, die mit ihrem Schatze kargt..?
O, wer ſie übt, der übe ſie auch gnädig!

„Man ſoll nicht ſagen, daß der Hohenzollern Zorn
Sich minder furchtbar auf die Schultern lade,
Als eine Spende aus der Milde Weiheborn,
Ein Tropfen aus dem Borne ihrer Gnade!"

Max Waldau.

„bestanden. Der Herr wird aus dem unerschöpflichen „Meer seiner Gnade auch nicht ein Tröpflein nie„derfallen lassen auf eine Stätte, die der Gnade nicht „empfänglich ist!“

Diese Leute nennen freilich Verführung, Was uns Belehrung heißt. Aber jene Behauptung ist doch zu lächerlich, die Verläumdung zu absichtlich, als daß solche Artikel dem unglücklichen Dichter in der Meinung auch nur Eines Menschen schaden könnten. Wir haben selbst gesehen, wie Kinkel anfänglich einen durchaus orthodoxen Standpunkt einnahm. Dann kam die Periode der „Predigten“ *) bis zu seiner Entfernung vom theologischen Katheder, und die sind doch gewiß keine „Volksverführung!“ Endlich aber Kinkel's kunsthistorische und literaturgeschichtliche Thätigkeit wüßten wir mit den Behauptungen des Walter'schen Organs in gar keine Beziehung zu setzen. —

Redlich benutzte Kinkel die trübe Dämmerungszeit vor dem Freiheitsmorgen des Jahres 1848 zur Fortentwicklung seiner Ideen über eine sociale Neugestaltung unsrer Zustände. Er wartete den günstigen Augenblick des öffentlichen Auftretens ab, und suchte sich für größere Kämpfe vorzubereiten, die nicht auf sich warten ließen. Daß er seinen Beruf kannte und sein Schicksal nicht fürchtete, zeigt schon folgendes Gedicht von Eminus,

*) Verlag von F. C. Eisen. Köln 1848.

das er beziehungsvoll ſeiner herrlichen Sammlung Rheiniſcher Gedichte und Erzählungen vorandruckte:

Confeſſio.*)

Auch uns erſchien im Traume der Gott der Zeit,
Und mahnt' uns: „Hört Ihr die Stürme der Zukunft nahn?
Ihr ſollt's nicht hindern, aber retten
Sollt Ihr das edelſte Gut der Menſchheit!

„Sie werden Mein vergeſſen im Sturmesdrang —
Ihr ſollt die Flamme wahren im Heiligthum!
Sie werden haſſen — lehrt ſie lieben
Und das Geheimniß des Geiſtes achten!

„Voranzugehn in blutige Rieſenſchlacht
Sind längſt von Mir ſchon Andere ausgewählt;
Sie werden fallen — Ihr ſollt leben,
Künftigen Göttern die Zukunft bauen.

„Doch wenn das Herz Euch trifft ein verirrter Pfeil,
Dann faltet fromm die Händ' auf der treuen Bruſt,
Daß, die des Weges wallen, ſagen:
Seht, der Gefallene war ein Prieſter!“

*) Vom Rhein. S. III.

In dem vorhin mitgetheilten „Männerliede“ und der Charakteriſtik des Maler's Karl Hübner*) hatte Kinkel bereits vor dem Volke ſeine Freiheitsideen zu verkünden geſucht. Als aber im Januar 1848 der vereinigte Landtag die Beibehaltung der Todesſtrafe beſchloß, da wagte Gottfried Kinkel in heißer Gluth die Entrüſtung ſeines Herzens auszuſprechen, welches ſich gegen das barbariſche Inſtitut der Todesſtrafe empörte, und zürnend ſang er das Lied:

*Τὸ αἷμα αὐτοῦ ἐφ' ἡμᾶς!***)

„Weh', es geſchah! Des Heidenthumes Fluch
Wie lange bringt den Enkeln er Verderben?
Mit Chriſtenhand in des Geſetzes Buch
Einſchrieben ſie: „Es ſoll der Sünder ſterben!
Nicht ſchwinde vom Geſild der Rabenſtein,
Wir wollen's nicht: es ſollen Henker ſein,
Des Reichs Purpur mit Blut zu färben!“

Nur Einen Tag, nur Einen ward's bedacht —
Wie ſicher ſie auf ihrem Stuhle ruhten!
Sie dachten, o, nicht an die lange Nacht
Mit ihren gräßlich ſchleichenden Minuten,
Die Den umſchnürt, dem in die dunkle Haft
Der Spruch erſcholl: „Mitten in Lebenskraft
Morgen beim Tagsgraun ſollſt Du bluten!“

---

*) Vom Rhein. S. IX.

**) Den Armen! Album von C. O. Sternau. Köln 1848 S. 88 ff.

Und wieder auf die Kirche ward's gebaut,
Die ſie erniedrigt zu des Reiches Dirne —
Sie, die noch jung als unbefleckte Braut
Zuerſt vom Henker abgewandt die Stirne!
Die heil'ge ſpricht: „Nicht will ich Blut und Tod!“
Waren ſie fromm, ſie hörten ihr Gebot
Herunter von des Oelberg's Firne

Nur Einer lebt: er rauſcht in Waldespracht
Wie in des Saatfelds goldenſchwerem Glanze.
Er ſprengt das Eis und ſcheucht des Winters Nacht,
Er haucht den Frühling — und es lebt die Pflanze,
Es ſpielt das Thier in goldner Sonnenluft,
Es drückt das Weib den Säugling an die Bruſt;
All' Leben webt ſich Ihm zum Kranze —

Er zieht zurück den Hauch, und ſeelenlos
Zerfällt des Leuen Kraft, der Baum im Laube,
Der müde Menſch ſinkt in der Erde Schooß,
Andern Lebend'gen wird ſein Leib zum Raube.
An's Ohr ſchlägt Euch im Wetter Sein Gebot:
„Bei Mir allein iſt Leben oder Tod,
Bei Euch nicht, die Ihr ſelbſt von Staube!“

O Deutſches Herz, vor allen Völkern mild,
Hörſt Du, wie ſie mit hartem Wort Dich trafen?
„Das Volk will Blut — ſei denn ſein Durſt geſtillt!“
So ſprachen die Gelehrten und die Grafen.
Mein Volk, ſie haben Dich vor Gott verklagt,
Aus Einem Mund ſei ihnen widerſagt —
Mein Volk, Du ſollſt ſie Lügen ſtrafen!

Ruf's laut: Solang' Ein Stück vom Freiheitshort,
Vom Eisen, nicht dem Erdschooß ward entrissen,
Solange Schlang' und Krokodill noch dort
Im Schlamm sich wälzt und Urwaldsfinsternissen,
Solang' Ein Christenweib verzweifelnd stöhnt,
Weil des Osmanen wüster Lust sie fröhnt,
Dürfen wir keines Mannes missen!"

Spreng' ab, mein Volk, von Dir auf sie dies Blut,
Du hast gehört, wie selber sie gesprochen
Mit kühnem Mund und mit getrostem Muth:
„An Uns nur sei der Sünder Tod gerochen!"
So laß sie einstehn für ihr trotzig Wort,
Und nur Ein Tropfen fall' auf sie hinfort
Von Jedem, der das Beil verbrochen!

Ich weiß, noch Manchem wird der Tropfen schwer!
Es wird auch Dich Dein Stündlein nicht verfehlen,
Dann schaust Du blasse Schemen um Dich her,
Bang wirst Dein Haupt Du in die Kissen hehlen.
Doch frommt Dir nicht Gebet und Sakrament!
Sie sind's, die Du vom Leben hast getrennt,
Die fordern von Dir ihre Seelen.

Sie schwebt heran, die Kindesmörderin:
Fluch wurden ihr der Mutterfreude Gnaden.
Dein Wort gab ihr den Tod; nun irrt sie hin
Auf den von Geistern selbst gemiednen Pfaden.
Es träuft aus des verschnittnen Haares Wirr'n
Wie Schwefeltropfen Dir auf's kranke Hirn
Ihr Blut, — Du hast's auf Dich geladen! —

Des Wilddiebs Sohn mit zorngekniffnem Mund,
Mit Augen tritt er her, die Dich durchbohren;
Der von des Förſters Blei im Waldesgrund
Um einen Hirſch den Vater hat verloren.
Statt ſeines Rechtes ward ihm Feindes Hohn:
Blutrache für den Vater ſchwur der Sohn,
Blutrache — wie Ihr ſelbſt geſchworen!

So kam die Nacht, das Mondlicht ſtand ſo blaß,
Da trafen ſich die todesgrimmen Beiden;
Durchbohrt warf er den Erbfeind in das Gras,
Dann ging er ſtarr und ſtumm den Tod zu leiden.
Den Tod gabſt Du ihm — und ſein Schatten naht;
Entſetzliches Geleit auf dunklem Pfad,
Lauert er heut auf Dein Verſcheiden! —

Sie waren arm dort in dem rauhen Thal,
So eifrig Jeder fremdem Dienſte ſchaffte;
Es floſſen Tag um Tag in gleicher Qual,
Derweil ihr Herr das Gold zuſammenraffte.
Wohl war er reich — er wollte reicher ſein:
Er maaß die Arbeit groß, die Löhnung klein,
Bis dann ihr letzter Muth erſchlaffte.

Die Väter ſahn der Kinder grimme Noth,
Sahn ihre Weiber wanken zu dem Grabe;
Sie traten vor ihn, und begehrten Brod,
Nur bittend — und er weigerte die Gabe.
Da kamen ſie zuhauf um Mitternacht:
Es glomm der Zorn, die Flamme ward entfacht,
Und fraß ihn auf mit ſeiner Habe.

Du griffest Einen, gabst ihn hin dem Beil
Als Opfer für die schwächeren Genossen.
Nachstarb sein Weib, die Tochter beut sich feil; — —
Ihn aber hält nicht Gruft noch Sarg verschlossen:
Er reckt sich auf an Deines Bettes Fuß,
Und winkt hohläugig Dir den Todesgruß — —
Das ist das Blut, das Ihr vergossen!

Hinweg, Ihr Schatten! — Nein, sie rufen Dir,
Mein Volk! Blick' an den Jammer ohne Namen,
Fall' in den Arm des Henkers roher Gier,
Gieb nicht zum zweiten Mord Dein heilig Amen!
Sprich Du, mein Volk, ein menschlicher Gerichts!
Mit Deinen Schriftgelehrten rufe nicht:
„Auf Uns dies Blut und Unsern Samen!“

Siebentes Buch.

Die neue Heimath.

Bonn.

Februar 1848 bis Februar 1849.

1.

So kam der ſechsundzwanzigſte Februar 1848.

Die Kunde vom Ausbruch einer Revolution in Paris verbreitete ſich wie ein Lauffeuer nach Deutſchland, ohne im erſten Augenblicke genug zündfähigen Stoff für eine Exploſion zu finden. Die alten Hoffnungen ſtreckten nach und nach ihre Hände fromm gefalten und bittend aus tauſend und tauſend Herzen empor, man ſann nach über die Form, unter der ſich etwa den Fürſten einige Freiheiten abbetteln ließen; aber der Gedanke einer That erwachte nur in wenigen beſonders Beherzten oder beſonders Unglücklichen. Ehe der Ausgang des Pariſer Kampfes feſtſtand, blieb ſchlechterdings Alles im alten Gleiſe und Niemand wollte ſich durch eine Voreiligkeit compromittiren. Nicht auf das Volk, ſondern auf die Fürſten wirkten die Nachrichten wie ein elektriſcher Schlag: Paris, die Sturmglocke des Continents, war in Bewegung, Brand an der Seine bedeutete Brand an der Donau, der Spree und der Iſar . . . . . man ſollte wirklich meinen, daß das böſe Gewiſſen ein beſſerer Leiter ſei, als alle Tele-

graphendrähte der Welt. Das Volk wartete, wie es immer gewartet, aber die Fürſten zuckten zuſammen, ſie waren es, deren Schwäche, deren Verzagen endlich ſelbſt den Petitionen — bei dieſen blieb es ja noch vier Wochen lang — eine Spitze gab und den Bitten die Geſtalt von Forderungen aufprägte. Sie verzeihen Das nicht, ſie fühlen, daß wir ſie in ihrer Hinfälligkeit geſehn, ſie fühlen, daß wir um das Bewußtſein, das ſie beben macht, wenigſtens wiſſen könnten. Das verzeihen ſie nun und nimmer.

Von dieſem Standpunkte aus müſſen alle nachmärzlichen Thaten, die von den Fürſten ausgehn, beurtheilt werden. Sie hatten ſich eine Blöße gegeben und damit anerkannt, daß ſie weder die einzige Macht im Staate, noch überhaupt im Rechte ſeien: ſie hatten ſich gefürchtet. Zugleich aber hatte ſich auch herausgeſtellt, daß es dem Volke nicht um eine durchgreifende Revolution zu thun ſei: es machte vor den Thronen Halt, und begnügte ſich damit, die Kronen dem Volke gegenüber Zwangshonneurs machen zu laſſen. Man ging ſogar ſo weit, für jedes vage Verſprechen, das den „Angeſtammten“ abgepreßt worden, ſofort zu illuminiren. Man ließ ſich Freiheiten bewilligen! Das iſt die glorreiche Märzrevolution, von der ſo viel Weſens gemacht wird.

Die Könige wären bügelfeſter als je, wenn ſie ſich damit begnügt hätten, von der Erfahrung: „wie das deutſche Volk Revolutionen macht“ Notiz zu nehmen

und ihre lieben und getreuen Unterthanen, die es ja doch nicht ſo ſchlimm gemeint, mit einigen Honigkuchen abzufüttern. Man hätte ihnen mit der Zeit ſchon die Unruhſtifter, die Normalwühler abgeliefert. — Aber ſie dachten daran, daß das Volk ſie ſchwach geſehn, und daß das Volk ſeinerſeits von dieſer Erfahrung gelegentlich Notiz nehmen könnte, — ſie wollten ihre Kopfloſigkeit am Volke rächen: hierin liegt der Keim der nächſten Revolution. Sie waren nur gehaßt, jetzt ſind ſie verachtet. Es iſt nun endlich klar geworden, daß Volk und Fürſt in keiner Weiſe mit einander gehn können, daß es keine Verſöhnung giebt; denn die Fürſten rächen ſich ſogar dafür, daß man ſie geſchont, als ſie beſiegt waren. Dynaſtie oder Volk! Das iſt die Frage, welche die nächſte Zukunft beantworten muß. Sie iſt in blutigen Lettern von den Fürſten zur Disputation angeſchlagen worden, ſie haben den Kampf herausgefordert: — haben ſie denn, Was ſie wollten!

La revolution marche! Ça ira!

So kam der 26ſte Februar 1848. Johanna Kinkel ſaß auf ihrem Zimmer, und hatte wieder die „Romanze von einem deutſchen Weibe“ aufgeſchlagen, welche

Gottfried ihr zuerſt mittheilte, als ſie mit ihm vor fünf Jahren den Rhein hinauffuhr. Langſam ließ ſie alle Bilder einer reichen Vergangenheit vorübergleiten, und verſenkte ſich ganz in die Erinnerung ihrer Kämpfe um den Geliebten und den Sieg einer heiligen Minne.

Plötzlich öffnete ſich die Thür, und die Schweſter des verbannten J. Venedey trat ein.

„Wiſſen Sie's ſchon?“ rief ſie mit leuchtendem Blick. „In Paris iſt die Revolution entfeſſelt, und der Kampf wüthet in allen Straßen. Das Volk ſiegt!“

Johanna ſprang ſtürmiſch empor. Einen Augenblick heftete ſie das Auge träumend in's Weite, indem ſie die Stirn an die kalten Fenſterſcheiben preßte. Ihr ahnte: dieſe Revolution würde ihr ſtilles Familienglück zertrümmern; denn Männer wie Gottfried gehörten in den Kampf. Dann aber wandte ſie raſch das Haupt, und ſprach in begeiſtertem Tone:

„Und Der dies Lied geſungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen,
Sie wird nicht ſagen: Bleib!“ — —

Am 20ſten März kam das Patent des Königs vom 18ten d. M. in Bonn an. Der Jubel kannte keine Grenzen. Alles verließ die Häuſer, und ſtrömte auf den Marktplatz. Eine mächtige ſchwarz-roth-goldne Fahne in der Mitte, zogen die Bürger im Triumphzuge durch die Straßen der Stadt, holten den alten Ernſt Moritz Arndt, den Geheimrath v. Sybel und den

Profeſſor Dahlmann aus ihren Wohnungen, und faßten endlich vor dem Rathhauſe Poſto.

Unter dem Zuruf des Volkes beſtieg Kinkel den Söller des Stadthauſes, und hielt das Deutſche Banner hoch in die blauen Lüfte. Sein Auge flammte, ſein Antlitz glühte, als er dem Oberbürgermeiſter Oppenhoff die Fahne überreichte, und mit erhobener Stimme, während ein jedes Aug' an ſeiner Lippe hing, folgende Anrede hielt:

„Männer! Bürger! Brüder!

„Beginnen wir, indem wir mit entblößtem Haupte dies Banner grüßen, das ein Zeichen iſt von der Majeſtät Deutſcher Nation!

„Und nachdem Ihr Dies gethan, ſo deckt Euer Haupt wieder mit dem freien Hut, denn dieſer Tag giebt Euch das freie Wort und in ihm die Gewißheit, daß Ihr von heut an freie Männer ſein werdet!

„Herr Oberbürgermeiſter! Ich rede zu Ihnen im Namen dieſer Bürger: der Bürger dieſer Stadt, der Bürger der Univerſität, welche nicht mehr geſchieden ſind. Es iſt mir die Ehre zu Theil geworden, Ihnen als Dem, welcher für unſere Stadt der Vertreter der höchſten Staatsgewalten iſt, dieſes Banner zu überreichen.

„Der Sinn dieſer Ueberreichung iſt, daß wir Alle auch noch heut — und heute mehr, als je — gewillt ſind, im Bunde mit den rechtmäßigen Gewalten des Staates Das durchzuführen, wozu dieſe Fahne uns

auffordert: nämlich, im Bunde mit den rechtmäßigen Gewalten die Freiheiten, die wir ſchon jetzt errungen haben, mit ſtarker Fauſt und wachſam zu ſchirmen; dann aber, im Bunde mit dieſen Gewalten, Das, was wir heut' erſt als Verſprechen beſitzen, zur That und zur Wahrheit zu führen.

„Und ſo laſſ' ich Dich flattern, du Deutſches Banner! Du ſollſt alle Stämme unſeres Blutes ſammeln unter Dir! Du ſollſt rauſchen über allen Meeren! Du ſollſt ein Zeichen der Liebe ſein, das alle Gedrückten, die noch unter uns ſind, durch Recht und Bildung den Weg führt, daß Jeder Theil gewinne an dem Bürgerglück, welches heut über uns aufgläuzt!

„Ich ſchwinge die Fahne gegen Weſten. Dort wohnen zwei ſtarke Völker, welche zuerſt der Freiheit eine Gaſſe brachen in Europa: Engländer, Franzoſen. Wir fürchten ſie nicht; denn von heut an fürchtet der Deutſche Nichts mehr. Aber wir ſind, wenn ſie es wollen, des Sinnes, mit ihnen zu leben in herzlichem und ehrlichem Frieden!

„Ich ſchwinge die Fahne gegen Norden, und grüße mit ihr den kernhafteſten deutſchen Staat: unſer großes Preußen. Heute flattern dieſe Farben über ganz Preußen; heute — Dank dem großartigen Entſchluſſe unſeres Königs wehen ſie auch über der Oſtſee, über Königsberg und Marienburg, ſchauen ſie ſtolz und feſt dem weißen Adler Polens in's Antlitz, dem ſchwarzen Rußlands. Auf denn, o Banner, im Bund mit

unſerem Adler, und wehe ihm zu aus Deinen Falten: Vorwärts, Adler, und unverwandten Auges immer zur Sonne!

„Ich ſchwinge die Fahne gegen Süden, und grüße mit ihr die Deutſchen Brüder, die vor uns, uns zum Heile, die Freiheit errangen!

„Ich ſchwinge die Fahne gegen Oſten. Völker ſind dort, die noch nicht des Tages ſich freuen, der uns winkt, Völker ohne Freiheit. Keine Furcht auch vor ihnen! Du aber, o deutſches Banner, ſollſt ihnen Morgenſonne ſein, ſollſt ihnen voraufleuchten im Kampf um Das, was des Menſchen Recht iſt, und was ihnen gebührt wie uns!

„Es werde wahr, was der König geſprochen hat: es werde aus dem Staatenbund ein Bundesſtaat! Ich hebe die Fahne, und rufe: Es lebe das große, unvergängliche, durch unſere Eintracht heilige Deutſche Reich!“

Schon während er ſprach, hatte der Jubel und die Begeiſterung des Volkes oft den Redner unterbrochen; als er nun aber geendet, da brach ein Beifallsſturm aus, wie ihn noch nie das alte Rheinland gehört.

„Doch in dem wilden Beifallsrufen
Neigt ſich der Held, und geht die Stufen
Hinab ſo ruhig, wie er kam.“

Der Oberbürgermeiſter verſtand ſich, nachdem er das Banner aus den Händen Kinkel's empfangen, zu folgender Anerkennung des fait accompli, die komiſch

genug mit dem Vorhergehenden contraſtirte, und — noch komiſcher! — gleichfalls vom Volke beklatſcht wurde:

„Im Namen der Bürgerſchaft nehme ich die Fahne an — ſie hat uns noch gefehlt. Lange als Idol Deutſcher Kraft und Einheit ſchwärmeriſch von allen Deutſchen geliebt, hat ſie verborgen bleiben müſſen. Heute tritt ſie frei auf, begleitet von Gewährungen und Garantieen, die ſo lange der Inbegriff allgemeiner, zurückgedrängter Wünſche waren, die uns jetzt die beſſere Zukunft erſchließen.

„Möge die Fahne die echte Mitte zwiſchen allen Bannern, die in Deutſchlands Gauen wehen, behaupten als Symbol echter Deutſcher Einheit und Kraft, mögen die Herzen aller Deutſchen immer bei ihr ſein! So bringe ich denn ein dreimaliges Hoch dem geſammten Deutſchen Vaterlande, dem Könige, der uns eben die Güter und Rechte, wonach wir uns ſo lange geſehnt, gewährt hat. Hoch!“

Man wird wenigſtens nicht ſagen können, daß ein Mann, der am 20ſten März 1848 eine ſolche Rede hielt, inconſequent gehandelt hat, wenn er ſich bald nachher wieder offen der Reaktion in die Arme warf.

Nachdem die Liedertafel „Concordia“ das Lied „Des Deutſchen Vaterland“ geſungen, hielt E. M. Arndt eine kurze Anſprache an ſeine Mitbürger, bei deren Schluß Dahlmann auf ihn zutrat, und ihn Angeſichts des Volkes umarmte. Dann gab Jenem die Verſammlung — auf

Vorſchlag des Oberbürgermeiſters — das Ehrengeleit nach Hauſe, und man trennte ſich jubelnd und ſingend, als der Abend hereinbrach.

Allgemeine Illumination und ein herrlicher Fackelzug, der ſich dem Hauſe Arndt's zubewegte, beſchloſſen dieſen erſten und letzten Tag der Freiheit des Rheinlandes.

2.

Von nun an betheiligte sich Kinkel nicht allein an jeder freiheitlichen Bestrebung seines Volkes, sondern er wurde auch bald der erste Führer der Demokratie in den Kreisen Bonn und Sieg. In den letzten Jahren vor der Märzrevolution hatte er sich mit den Zuständen des Volkes, mit den Gesetzen des Rheinlandes und namentlich mit dem Elend der sogenannten niedern Volksschichten vertraut gemacht, und suchte jetzt mit aller Kraft an der Verbesserung dieser zahllosen Uebelstände mitzuhelfen. Zu dem Ende stiftete er bald nach der Revolution einen „Handwerker-Bildungsverein," in welchem er als Präsident mit der größten Aufopferung die gediegenste Besprechung aller Handwerker-Interessen einleitete, und zugleich jeden Donnerstag in dem Lokale dieses Vereines populäre Vorträge über Leben und Geschichte des Rheinlandes hielt, zu denen der Eintritt Jedem freistand. Mit der größten Aufmerksamkeit horchten die Bürger bis zum ärmsten Proletarier hinab seiner Rede, die Pfeife verlosch und noch lange nachher

ſaß die Verſammlung lautlos, in tiefe Betrachtung verſunken, wenn der „Profeſſor“ von der Hermannsſchlacht erzählte oder von den Kämpfen der Städte und Bürger gegen die trotzigen Raubritter oder herrſchſüchtigen Biſchöfe einer vergangenen Zeit.

Schon am 19. April hatte Kinkel ein Wahl-Programm der Volkspartei abgefaßt, und mit mehren Bürgern unterzeichnet. Wir ſehen aus dieſem politiſchen Glaubensbekenntniß, wie Kinkel ſchon damals ſich der Oppoſition gegen die Regierung anſchloß, und keineswegs das blinde Vertrauen ſeiner Mitbürger theilte, welche noch auf eine friedliche Löſung der ſocialen Frage hofften. Trotzdem hielt er für Preußen die Idee der conſtitutionellen Monarchie feſt, da er nicht einen Kampf aufnehmen wollte, für den im Augenblick weder bedeutende Sympathie, noch Hoffnung auf Erfolg vorhanden war. Männer von klarem Geiſt und praktiſchem Sinn wie Kinkel verſuchen nie eine Republik ohne Republikaner zu machen.

Wahl-Programm.

Anſichten einiger hieſigen Volksfreunde über die volksthümliche Umgeſtaltung der ſtaatlichen Verhältniſſe in Deutſchland und in Preußen.

An die Wahlberechtigten des Kreiſes und der Stadt Bonn.

Von zwei Seiten findet eine Berufung an das Volk Statt. In Frankfurt und in Berlin ſollen Vertreter des Volks zuſammenkommen, um ein neues

und feſtes Staatsgebäude zu gründen, dort für das zur Einheit erwachte ganze Deutſchland; hier für Preußen.

In dieſer Berufung an das Volk liegt das Anerkenntniß ſeiner Mündigkeit und ſeiner Berechtigung, an die Stelle der umgeſtürzten öffentlichen Zuſtände zeitgemäße und haltbare zu ſetzen.

Das Volk muß ſich klar bewußt ſein, daß es, vermöge der ihm innewohnenden Machtvollkommenheit, allein im Stande iſt, das Vaterland zu retten. Deßwegen ſoll es ſeinem Willen durch freie Wahl unabhängiger und befähigter Vertreter eine laute und unverfälſchte Stimme geben. — Die Wahlberechtigten müſſen und werden ſich allenthalben auf dem rein demokratiſchen Boden halten. Sie müſſen darüber wachen, daß ihnen dieſer Boden nicht unter den Füßen ſchwinde. Sie müſſen vor ſolchen neuauftauchenden ſcheinbaren Volksfreunden auf der Hut ſein, welche bisher ihren Nacken ſklaviſch unter das Joch der geſtürzten Beamtenherrſchaft und Willkür gebeugt haben, damit dieſelben nicht ſpäter, wenn ſie oder ihre Schützlinge zu Abgeordneten gewählt werden, ihre Stellung dazu mißbrauchen, den abgeſchüttelten Druck wieder herzuſtellen. Sie dürfen nicht zugeben, daß Ehrgeizige, Eigennützige und Solche, denen ihr Gold für das Höchſte gilt, die Stimmen erſchleichen, um dem Intereſſe einzelner Klaſſen zu dienen, oder gar ihren ehren-

vollen Auftrag zum eignen Vortheil auszubeuten und darüber das Wohl ihrer Mitbürger hintanzusetzen.

Vielmehr möge daher jeder Wahlberechtigte, der es aufrichtig und gut mit Deutschlands Freiheit und Zukunft meint, nur solchen Männern seine Stimme geben, welche durch ihr früheres Verhalten Bürgschaft dafür geleistet haben, daß sie im Wesentlichen zu denjenigen Grundsätzen sich bekennen, und diejenigen Gewährungen als Rechte des Volks in Anspruch nehmen, welche im Folgenden ausgedrückt sind:

1. Die Volksvertretung hat die ungeschmälerte Befugniß, das Staatsgrundgesetz festzustellen. Jedoch wird für Preußen die constitutionelle Monarchie festgehalten.

2. Die ganze Volksvertretung wird von dem Volke gewählt. Wahlberechtigt und wählbar sind alle großjährigen Staatsbürger, welche ihr Bürgerrecht nicht durch Richterspruch eingebüßt haben, ohne Rücksicht auf den Steuersatz. Die Wahlen sind direkt, das ist: unmittelbar. Die Volksvertretung hat das Recht, Gesetzesvorschläge zu machen und zu Gesetzen zu erheben. Sie entscheidet nach einfacher Stimmenmehrheit. Die Minister sind der Volksvertretung verantwortlich.

3. Die Bevormundung der Gemeinden wird aufgehoben. Die Gemeinde verwaltet ihre Angelegenheiten und ihr Vermögen selbst und wählt auch selbst ihre Gemeindebeamten. So den Bürgermeister, den

Gemeinderath, den Einnehmer der Gemeindesteuer, die Polizeibeamten, Flurschützen u. s. w.

4. Alle Staatsbürger haben das Recht der freien Vereinigung und Versammlung. Ebenso das Petitionsrecht.

5. Die Presse ist völlig frei, ohne alle vorbeugenden Beschränkungen: durch Concessionen, Cautionen, andre als gerichtliche Beschlagnahmen u. s. w.

6. Alle Beschränkungen der Freiheit von Personen und Eigenthum werden aufgehoben. Die persönliche Freiheit wird gegen polizeilichen Eingriff durch das Gesetz gesichert. Ferner gehören hierher Unverletzlichkeit des Hausfriedens und des Briefgeheimnisses; Abstellung des Portozwangs, des Jagdrechts Weidrechts und Dergleichen.

7. Sobald die Verfassung feststeht, wird das Militär auf dieselbe vereidet. Die stehenden Heere gehen in eine allgemeine Deutsche Volkswehr auf. Bei gesichertem Frieden werden sie vermindert bis auf einen Kern, der zum Unterricht des Volkes im Waffendienste nöthig ist. Die Volkswehr wählt ihre Führer selbst.

8. Es werden gesetzlich begründet: Unabhängigkeit der Rechtssprechung; Sicherstellung gegen Verweigerung des Richterspruches; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens; Schwurgerichte in Strafsachen, namentlich bei politischen und Preßvergehen; Abschaffung der Todesstrafe und aller die Menschenwürde schänden-

den Strafarten; Aufhebung alles und jedes eximirten, das iſt: Ausnahme-Gerichtsſtandes.

9. In Bezug auf Erlangung von Anſtellungen ſtehen alle Staatsbürger ſich gleich. Alle Standesvorrechte, die nicht bloße Ehrenrechte ſind, hören auf.

10. Die Steuern werden gerecht nach dem Maaß vertheilt, wie Jeder ſie zu zahlen im Stande iſt. Die Steuerfreiheit von bisher bevorrechteten Grundſtücken hört auf. Es fallen weg alle Abgaben, welche den innern Verkehr Deutſchlands hemmen, die Gewerbe und und die Landwirthſchaft übermäßig belaſten, den Lebensunterhalt der Unvermögenden vertheuern und verkümmern, als da ſind: Binnenzölle, Zehnten, Frohnden, Verbrauchsſteuer auf allgemein unentbehrliche Lebensmittel u. ſ. w. Es wird ſtatt deſſen eine Vermögens- und Einkommens-Steuer eingeführt, nach welcher von dem Vermögen und Einkommen, je höher dieſe ſteigen, deſto größere Procente als Steuer entrichtet werden ſollen.

11. Geſellſchaften, welche in ihrer Hand unveräußerliches Grundeigenthum anhäufen, ſollen durch das Geſetz auf ein beſtimmtes Maaß deſſelben beſchränkt werden. Majorate und Fideicommiſſe werden aufgehoben.

12. Der Staat fordert von jedem Bürger gleiche Pflichten und erkennt jedem Bürger gleiche Rechte zu, ohne nach dem religiöſen Bekenntniſſe zu fragen.

13. Der Staat iſt von der Kirche, die Kirche vom Staate unabhängig.

14. Lehre und Unterricht dürfen von Jedem an Alle ertheilt werden. Aber der Staat verpflichtet sich, jedem Kinde den zum Bürgerthum nöthigen Unterricht zu sichern.

15. Die Lehrer an den untern und mittlern Schulen werden ausreichend besoldet. Dagegen wird das Schulgeld abgeschafft.

16. Die Diener des Cultus werden angemessen dotirt. Dagegen werden die Stolgebühren abgeschafft.

17. Die Zahl der Beamten wird möglichst beschränkt. Die übermäßigen Gehalte, Pensionen, Apanagen u. s. w. werden theils vermindert, theils abgeschafft.

18. Dagegen wird eingeführt eine wohlfeile Verwaltung, die, wo es thunlich, aus freigewählten Volksmännern besteht.

19. Es werden alle rechtlichen Mittel angewendet zur Hebung der Landwirthschaft, der Gewerbe, des Handels, der Wissenschaft. Um diesen Zweck zu erreichen, werden die mangelhaften Gewerbe-Ordnungen umgeschaffen, Leih-Cassen für Ackerbau und Gewerbe errichtet; ein besonderes Ministerium für die Arbeit eingesetzt. Der Staat trifft Fürsorge, daß den redlichen Arbeitern, welche durch Alter oder Krankheit arbeitsunfähig geworden sind, ihr Lebensunterhalt gesichert sei.

20. Vermöge allgemeinen Deutschen Staatsbürgerrechtes, kann jeder Deutsche sich nach freier Wahl in

jedem Deutſchen Staate niederlaſſen. Im Auslande hat jeder Deutſche Anſpruch auf den Schutz des nächſten Deutſchen Geſandten.

21. Das Recht auszuwandern wird ohne Beſchränkung anerkannt. Die Auswanderung wird zur Nationalangelegenheit erklärt und unter den Schutz des Staates geſtellt.

22. Die höchſten Opfer werden aufgeboten, um unverzüglich eine Deutſche Seemacht zu gründen.

23. In ganz Deutſchland wird eine gleichmäßige Geſetzgebung eingeführt hinſichtlich des Privatrechts, des Strafrechts, des Gerichtsverfahrens, des Wechſelrechts, des Handels und Verkehrs, der Münze, des Maaßes und Gewichtes, der Zölle, des Paßweſens, der Poſt und der Eiſenbahnen.

24. Deutſchland erhält eine einheitliche Reichsgewalt, welche das Reich durch ihre Geſandten gegen das Ausland vertritt, und, um ſtark zu ſein, über das Deutſche Heer und die Deutſche Flotte gebietet. Damit bei den Wahlen und in der Reichsverwaltung Einheit möglich ſei, wird das vereinigte Deutſchland, durch friedliche Verſtändigung, in Kreiſe, ohne Rückſicht auf die Grenzen der Einzelſtaaten, abgetheilt.

Vorſtehende Artikel erkennen wir als unſere Grundſätze an.

Bonn, den 19. April 1848.

R. Bieſing. H. J. Breuer. W. Cosmann. C. Hagen. Fr. Kamm. G. Kinkel u. ſ. w.

Daß die demokratiſche Partei für diesmal mit ihrem Programm nicht ſiegen konnte, lag in der Natur der Sache. Gab es doch zu jener Zeit noch gar keine Inſtitutionen, welche die Volkspartei zu einer geſchloſſenen Phalanx vereinigten, und hoffte man ja überall, daß die Majorität der Abgeordneten in Frankfurt und Berlin die Stimme der Wähler nicht verachten würde! —

Kinkel begriff bald die Nothwendigkeit, ſeine Partei zu conſolidiren und zu einer verläßlichen Macht gegen die Uebergriffe der Reaktion umzugeſtalten. Zu dem Zweck erließ er am 27. Mai mit mehren Bürgern einen Aufruf zur Gründung eines „demokratiſchen Vereines," der allgemein den lebhafteſten Anklang fand. In der kurzen Friſt eines Vierteljahres ſtieg die Zahl der Mitglieder dieſes Vereines von 15 auf mehr als 700 tüchtige Männer, und ſchon am 13. Juli errang dieſe Partei den glänzendſten Sieg über ihre Gegner.

Der Central-Bürgerverein zu Bonn, ein Inſtitut der conſervativen Partei, hatte nämlich durch einen Ausſchuß folgenden Antrag an die Bewohner Bonns geſtellt:

„es ſolle ſich die Stadt bei der Nationalverſammlung zu Frankfurt nicht allein gegen die Republik, ſondern auch gegen die Einführung aller republikaniſchen Formen feierlichſt verwahren."

Dieſe Demonſtration war zunächſt gegen den demokratiſchen Verein gerichtet; man glaubte noch durch raſches Handeln das Princip der Freiheit unterdrücken und die muthigen Kämpfer einſchüchtern zu können. Dieſe zweifelten ſelbſt an einem Siege über die Gegner, welche all' ihre Profeſſorenweisheit aufboten, um jene Adreſſe durchzubringen.

Unter dem Präſidium des mehrfach erwähnten Profeſſors Walter, ſprach zuerſt der Antragſteller einige nichtsſagende Worte zu Gunſten ſeines papiernen Kindleins. Ihm erwiederte der Stud. med. Pappenheim, accompagnirt von dem Pfeifen und Schreien der Rechten, die, wie gewöhnlich, durch Lärmſchlagen ſich mit Händen und Füßen gegen die unſichtbare Macht des Gedankens wehrte.

Dann beſtieg Profeſſor Welker die Tribüne. Zur Einleitung bat er um Ruhe, die ihm leicht bewilligt ward, da die Linke ſich hier — von Kinkel geleitet — nur der geiſtigen Waffen bediente, und gern jede Anſicht der Gegenpartei in Erwägung zog. Welker flüchtete ſich in das Gebiet der Geſchichte, und meinte: die Republik müſſe als das Reſultat des „gemäßigten Fortſchritts“ und der „hiſtoriſchen Entwicklung“ allmälig im Laufe der Zeit angebahnt, nicht aber in unſerer Zeit eingeführt werden. Er verglich ihr Kommen mit dem Wachsthum eines Kindes, und ſuchte mediciniſch zu beweiſen, wie daſſelbe nicht auf einmal groß ſein, wie man ſeine Glieder nicht

auseinanderrenken könne. Man müsse sich endlich um so sorgsamer vor der Republik hüten, als der Socialismus ihrer mit Sehnsucht harre, und die Gefahr vor der „rothen“ Republik dasei! Principiell also zeigte Welker ebenfalls Sympathie für die Republik.

Hermann Hersch — derselbe Hersch, welcher nach wenigen Monaten von der äußersten Linken zur reaktionairen Partei hinüberlief — protestirte im Namen des Volkes, im Namen Deutschlands gegen den Antrag. Dem vorigen Redner habe er Wenig zu antworten, weil er die klinische Geburtshülfe der Republik nicht studirt. Die Aristokratie hasse diese Staatsform, weil sie gegen das Proletariat mißtrauisch sei, das hungernd für die Freiheit gekämpft, und dennoch das Eigenthum geachtet. Die Worte: „Heilig ist das Eigenthum“ seien der Adelsbrief des Deutschen Proletariats. In dem Augenblick, als das Volk jene goldnen Worte auf fremde Thüren geschrieben, habe sich seine Majestät im höchsten Glanze gezeigt. „Vor dieser Majestät,“ rief er begeistert, „will ich niederknien, und vor keiner andern!“

Unter den vielen Reden, die noch von beiden Seiten gehalten wurden, bevor man zur Abstimmung schreiten konnte, verdient noch die Rede Kinkels einer ausdrücklichen Erwähnung, da sie — mit allgemeinem Beifall aufgenommen — zur Entscheidung des Sieges am Meisten beitrug. Die Frage des Präsidenten:

„Soll die vorliegende Adresse an das Deutsche Parlament abgesandt werden?“

wurde mit einer unglaublichen Majorität und unter dem Jubel des Volkes verneint.

Aus der Versammlung begaben sich zahlreiche Bürger in das Lokal des demokratischen Vereins und blieben bis spät in die Nacht in der Freude ihres Sieges beisammen. Zuletzt erschien noch ein Sängerchor, der die fröhliche Gesellschaft durch den Vortrag mehrer Lieder noch fröhlicher stimmte. Kinkel fühlte sich durch die Liebe und das feste Zusammenhalten seiner Mitbürger so gehoben, daß er zu Hause noch folgendes Lied dichtete, das sich die demokratische Partei bald aneignete:

Bruderlied.

„Was ist des Lebens höchste Lust."

„Die Freiheit bringt dem deutschen Land
Ihr Füllhorn voll von Glück;
Sie kehrt nun, die so lang verbannt,
Im Adlerflug zurück.
Des Volkes Macht und Herrlichkeit
Blüht auf wie nie in alter Zeit.

O hört, wie ihre Schwinge rauscht!
Bei uns auch kehrt sie ein!
Empfangen wird sie lustberauscht
Von Dir, o Volk am Rhein!
Es weht durch Deine kühne Brust
Wie Morgenhauch und Maienluft!

Blickt um in's Land! Wie glänzt die Flur,
Wie grüßen blau die Höhn!
Selbſt unſre Mutter, die Natur,
Sie war noch nie ſo ſchön!
Ein weiter Garten war der Rhein:
Ein Paradies wird nun er ſein!

So ſtürmt hinaus mit raſchem Fuß,
Hinaus in's offne Feld,
Und tragt des jungen Lebens Gruß
In Gottes weite Welt;
Schließt Euch zuſammen Herz an Herz,
Und theilt den Ernſt und theilt den Schmerz!

Behalt', o Filz, nur Deinen Sack,
Miniſter, Deinen Stern,
Du, Adel, Deinen Schabernack:
Das laſſ' ich Alles gern,
Wenn ich in meines Volkes Schooß
Mich mächtig fühle, ſtolz und groß!

Uns ſchiert hinfort nicht Rang und Stand,
Hinweg der Trennung Schmach!
Ob weich die Hand, ob hart die Hand —
Wer fragt beim Mann danach?
Es rollt in uns das gleiche Blut,
Und gleich ſind wir in Lieb' und Muth!

Reicht her die Hand zum Bruderbund,
Macht einen großen Kreis,
Und ruft's hinaus in's Weltenrund,
Von Lieb' und Freiheit heiß:
Wir wollen Alle frei und gleich
Nur Brüder ſein im Deutſchen Reich!"

Trotzdem, daß jene Adreſſe in der abgehaltenen Volksverſammlung faſt einſtimmig verworfen war, ſandte die reaktionaire Partei dieſelbe gedruckt nicht allein in den Dörfern, ſondern ſogar in der Stadt zur Unterſchrift umher, um ſo dieſem Machwerk doch insgeheim eine Scheinbedeutung unterzulegen. Daſſelbe iſt, dem Petitionsbericht zufolge, wirklich nach Frankfurt gelangt.

In der Sitzung des demokratiſchen Vereins vom 15. Juli ward der Antrag Kinkels:

„daß das perſönliche Eigenthum unverletzlich ſei"

mit großer Majorität angenommen. Nichtsdeſtoweniger ſuchte man das Gerücht zu verbreiten: dieſer Verein huldige dem Princip des craſſeſten Communismus, und gehe darauf aus, eine gewaltſame Ausgleichung des Beſitzes herbeizuführen. Doch dieſe Verläumdungen ſtehen ja nicht vereinzelt da; ſie haben ſich mehr oder weniger in allen Städten wiederholt, und ſo können wir ſie dem Urtheile jedes Vernünftigen ohne Gefahr anheimſtellen.

Am 5. Auguſt 1848 übernahm Kinkel die Redaktion der „Bonner Zeitung," weil der bisherige Redakteur, Herſch, durch ſeine unreifen Reflexionen und ſchülerhaften Tiraden den Credit des Blattes zu untergraben drohte. Wir theilen die Worte mit, mit welchen Kinkel ſein Publikum begrüßte:

An die Leſer.

„Mit dem heutigen Tage übernehme ich die Redaktion dieſer Zeitung. Der Entſchluß, hervorgegangen aus meinem Wunſche, eine Deutſche Univerſitätsſtadt auch fernerhin durch ein Blatt meiner Partei vertreten zu ſehen, iſt durch den Drang äußerer Umſtände ſo beſchleunigt worden, daß mir für heute nur zu einem kurzen Gruß an die Leſer, nicht aber zu einer Darlegung von Grundſätzen Raum und Zeit bleibt. Was ſoll auch eine ſolche Darlegung, wenn nicht der Name eines Mannes und ſein öffentliches Leben für ſeine Grundſätze bürgt?

„Die Fahne dieſes Blattes iſt die Verwirklichung der Demokratie. Herrſchaft iſt geknüpft an geiſtiges Uebergewicht, Volksmacht an Bildung. Dieſe Bildung zu wecken, über die Nothwendigkeit, die als unüberwindliche Göttin unſere Zeit beherrſcht und unſere Zukunft zu einem leicht vorauszuſehenden Ziele lenkt, Klarheit bis in die unterſten Schichten der Geſellſchaft zu verbreiten, das iſt unſer Gedanke. Nicht alſo die politiſche Frage allein, ſondern auch die ſocialen und Kulturfragen, die von jener ohne grobe Verletzung der Menſchlichkeit nie wieder zu trennen ſind, gehören zur öffentlichen Verhandlung. Das Blatt wird neben den Landtagskammern auch in die Werkſtube des Handwerkers blicken, über dem Getöſe des Krieges und der Parteien auch das ſtille Thun der Schule und das

milde Reifen des Volksgeiſtes in Kunſt und Wiſſenſchaft nicht überſehen.

„Die große, mächtige Zeit, in der wir jetzt leben, mahnt den Menſchen, ſeiner Leidenſchaften Herr zu werden und nicht in's Maaßloſe zu ſchwanken. Wir kennen in der Politik keine Feinde, nur Gegner: wir wiſſen ja, daß der Triumph der Volksherrſchaft ſelbſt die Feinde derſelben mit ihr verſöhnen muß, weil er ſie glücklicher und ruhiger macht, als ſie heute ſind. Diejenige Partei ſoll vor allen ohne Ingrimm kämpfen, die ihrer Siege ſo ruhig gewiß ſein kann, wie die unſre.

„Jedes wackre Blatt fordert Einen Ton in ſeinen Artikeln, ſo wie jeder tüchtige Mann in ſolcher Zeit, wie dieſe, feſt ſeine Partei nimmt. Damit aber auch, zumal in Angelegenheiten unſrer nächſten Umgebung, fremde Meinung ſich verantworten könne, errichten wir am Schluſſe unſrer politiſchen Mittheilungen eine Tribüne zu öffentlicher Beſprechung. Denn die Zeitung, welche täglich erſcheint, ſoll bis auf einen gewiſſen Punkt die Debatte der Volksverſammlung erſetzen, welche ſeltner kommt.

„Beſtimmteres zu verſprechen, davon hält mich die Erfahrung ab, die ich nur zu oft gemacht habe, daß unſre beſten Abſichten an der Gunſt oder Ungunſt der Umſtände ſcheitern können. Wenn mir Vertrauen von den Anhängern meiner Partei — und warum nicht auch von deren Gegnern? — entgegenkommt, wenn das Blatt Theilnahme und Unterſtützung auch außer den

nächſten Kreiſen findet, warum ſollte ich nicht hoffen, mit ihm etwas Wackeres für die Freiheit des Volkes zu leiſten?

Mein Zeichen bei den leitenden Artikeln wird das K ſein.

Gottfried Kinkel."

Zugleich mit der „Bonner Zeitung" übernahm Kinkel die Redaktion des jeden Montag erſcheinenden „Extrablattes zur Belehrung des Handwerkerſtandes und zur Beſprechung und Förderung ſeiner Intereſſen." In dieſem ward von nun an jedesmal ein Bericht über die Sitzungen des „Handwerkerbildungsvereines," wie in dem Hauptblatte über die des „demokratiſchen Vereines" mitgetheilt.

Wie gründlich und aufmerkſam Kinkel ſich überhaupt den Intereſſen der ſogenannten untern Volksſchichten zuwandte, davon zeugt vor Allem die von ihm verfaßte Schrift: „Handwerk, errette Dich!*)," welche zu Anfang Juni im Druck erſchien, und die klarſte Beſprechung, die wichtigſten Vorſchläge zur Löſung der Uebelſtände im Handwerkerleben enthält, die uns bekannt ſind. Das Buch war den dreißig Mitgliedern des

*) Handwerk errette Dich! oder: Was ſoll der Deutſche Handwerker fordern und thun, um ſeinen Stand zu verbeſſern? von Gottfried Kinkel. Bonn. Verlag von W. Sulzbach. 1848.

volkswirthſchaftlichen Ausſchuſſes der Frankfurter Nationalverſammlung gewidmet, und erſcheint muthmaßlich nächſtens in zweiter Auflage, da die erſte beinahe vergriffen iſt. Wir begegnen hier keiner idealiſtiſchen Träumerei, keinen in der Wirklichkeit unfruchtbaren Theorien eines deutſchen Poeten, ſondern einer klaren, gehaltvollen Auseinanderſetzung, einer ruhigen Erwägung des Nützlichen, und endlich praktiſchen Gedanken, die nur darauf berechnet ſind, praktiſch ins Leben eingeführt zu werden. Wir empfehlen das Studium dieſer Schrift zumeiſt denjenigen, welche ſo oft gegen Kinkel den Vorwurf eines kurzſichtigen Idealismus geltend gemacht haben. Sie werden ſich überzeugen, daß der Mann, welcher die Unhaltbarkeit des alten Syſtems kühn von der Rednerbühne herab verkündigt, daſſelbe mit hellem Auge überſehn und eben ſo klar gewußt hat, auf welchem Pfad ſich das Neue den Weg bahnen müſſe in das friſche Leben der Gegenwart, die nicht allein zertrümmernd mit dem Schwert des Gedankens an den morſchen Thron der Monarchie herantritt, ſondern auch von dem ſchaffenden Geiſte eines neuen Weltevangeliums gelenkt wird!

4.

Gleichzeitig mit der politischen Thätigkeit Kinkel's begannen auch wieder die nichtswürdigsten Verläumdungen, die kleinlichsten Intriguen gegen ihn und Johanna. Die sogenannten Freunde zogen sich allmälig wieder von den zum zweiten Mal Geächteten zurück, und wurden zum Theil ihre erbittertsten Feinde, um den Spott der „höheren Cirkel" von sich abzuwenden, daß sie eine Zeitlang mit dieser „Proletarierfamilie" in freundlichem Verkehr gelebt hatten. Ganz richtig berechnete man, daß es größere Schwierigkeiten haben dürfte, den Gehaßten direkt seiner Stelle zu entsetzen, als ihn indirekt zu nöthigen, Bonn wegen Mangels an Subsistenzmitteln zu verlassen. Um diesen Plan zu verfolgen, mußte Johanna die politischen Ansichten Ihres Mannes büßen, da gerade sie bei dem ärmlichen Gehalt Kinkels durch ihre zahlreichen Musikstunden die Einnahme ihres Mannes vermehren half.

Zuerst kündigte ihr die Tochter eines der ersten Bonner Beamten die Unterrichtsstunde auf, ohne daß Johanna einen Grund dafür erfuhr. Die Mutter des

jungen Mädchens verbreitete das Märchen: Johanna habe in einer Volksversammlung, auf einem Tische stehend, die Lehrjungen und Proletarierfrauen aufgewiegelt! Anfangs lachte man über die grenzenlose Albernheit dieser Erfindung; denn man wußte, wie zurückgezogen Johanna ihrem Berufe und den Pflichten des Hauses lebte; außerdem fesselte sie ein Unwohlsein den ganzen Frühling und Sommer hindurch, halbe Tage lang an allen Gliedern gelähmt, an's Lager, so daß ihr nichts ferner lag, als überhaupt nur auf einen Tisch zu steigen!

Nichtsdestoweniger fand jenes alberne Märchen bald Verbreitung; ihre näheren Bekannten, welche sich mit ihrem Ehrenwort für die Unwahrheit dieser Geschichte verbürgten, sahen bald ein, man wolle sich nicht überzeugen lassen, und schwiegen still.

Nun schritt man zu dem Mittel, welches man in der Handelswelt anwendet, wenn man ein Haus bankrott machen will. Man streut allenthalben aus: es sei auf dem Punkte zu falliren. Sogleich ziehen Alle ihre Gelder zurück, und das Haus fallirt wirklich. So auch hier. Obgleich nur eine einzige Schülerin den Unterricht gekündigt hatte, sprengte man allenthalben aus: alle Schülerinnen hätten sich von Frau Kinkel auf Grund ihres politischen Treibens zurückgezogen. Versicherten dann jene, daß sie noch ungestört ihren Unterricht genössen, so suchte man jeder einzureden, sie möchte noch

die einzige sein. So mußten zuletzt alle um ihrer Umgebung willen wirklich den Unterricht aufgeben. *)

Am Schwersten gelang es, die zahlreichen jungen Engländerinnen aus ihrer Musikschule wegzulocken, weil diese durch das britische Staatsleben längst gewohnt sind, auch den ihrigen entgegengesetzte politische Meinungen zu dulden. Eine Sündfluth von Schmähartikeln überschwemmte von Bonn aus die gelesensten englischen und französischen Blätter, Kabalen, von denen weder Gottfried, noch Johanna Viel erfuhren. Der „Examiner" vom 30. December 1848 enthielt unter Anderm folgenden Aufsatz, bei welchem ausdrücklich bemerkt war, daß derselbe aus der Feder eines in Bonn wohnhaften „English Gentleman" herrühre:

„Wir hatten uns geschmeichelt, daß Bonn von den andern Städten Preußens eine Ausnahme machen, und vom Geiste der Revolution unberührt bleiben würde; aber unglücklicher Weise hatten wir die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Auch an uns kam die Reihe, und noch ist nicht Alles ruhig. Ein demokratischer Spitzbube, mit Namen Kinkel, ein übelberufener atheistischer Professor, unterstützt von seiner Frau, die eine noch

*) Die „Erwiederung von Johanna Kinkel auf den Schmähartikel aus Bonn in No. 319 der Deutschen Reform von 1849" ist hier und an einer spätern Stelle benutzt. Vgl. „Spartacus" vom 11. Juni 1849, mit dem Motto: „Mutter, Wem gebt Ihr zu trinken! Das ist die Hexe von Orleans!"

blutgierigere Republikanerin ist als er selber, erregte uns vor drei Wochen eine hübsche Scheererei. Es fing damit an, daß die Bauern für Das, was sie auf den Markt brachten, die Steuern verweigerten. Die wenigen Soldaten, die wir hatten, reichten nicht hin sich den Bauern zu widersetzen, wenn sie in Masse anrückten. Die Bürgerwehr bestand entweder aus Demokraten oder aus feigen Männern*). Ein Complot war für den nächsten Markttag verabredet. Wenn man die große Glocke der Münsterkirche geläutet hätte, wäre von allen Seiten aus der Nachbarschaft das Landvolk herbeigeeilt, hätte sich, so gut es konnte, bewaffnet, den Bürgermeister gehangen, Kinkel in dessen Amt eingesetzt, alle Royalisten gemordet, Jeden geplündert, der Etwas zu verlieren gehabt, und sich dann zu Herren der Waffen in Brühl und Siegburg gemacht. Glücklicher Weise war dieses Complot dem Bürgermeister verrathen worden, und er schickte nun einen Expressen nach Coblenz, um Militair-Verstärkung zu holen, indem er zugleich die Vorsichtsmaßregeln traf: die Seile der Kirchenglocken abschneiden, und von den Gewehren in den Depots die Schlösser wegnehmen zu lassen. Auch kaufte er alles Pulver in Bonn auf,

*) Diese Wahrheit lassen wir uns gefallen; es ist zugleich die einzige Thatsache in dem ganzen Artikel, die nicht rein erfunden wäre!

welches den Pöbel (the mob) so in Wuth brachte, daß er die Thüre der Münsterkirche aufbrach, aber die Seile abgeschnitten fand, und ehe er diesen Uebelstand heben, und die Sturmglocke läuten konnte, kam ein Regiment von 1000 Mann und 6 Kanonen in einem expressen Dampfboot, Was ihnen den Spaß verdarb. Die Bürgergarde wurde entwaffnet, und — ein glänzender Beweis dafür, woraus in Deutschland solche Garden zusammengesetzt sind — es fehlten 140 Musketen! Nachdem man bei den frühern Eigenthümern ohne Erfolg Haussuchung gehalten hatte, kam die Wahrheit (!) heraus, und wurde von ihnen eingestanden: — ihre Waffen waren ihnen von einer Verbindung honnetter Studenten gestohlen worden, als sie Nachts besoffen auf der Wache waren! Kinkel ist noch auf freiem Fuß *), auf das Land gehend und aufrührerische Reden haltend, seine Frau schreibt jetzt entzündende und aufrührerische Plakate, und läßt sie überall anheften und vertheilen. Die Behörden sagen: sie gestatteten dem würdigen Paar bis zum Ende ihres Strickes zu laufen, und dann wollten sie sie erwischen."

„„Gott schuf Menschen und — Engländer!!!"" war die Antwort Kinkel's, der diesen Artikel zur Erheiterung der Lesewelt in seinem Blatte abdruckte.

---

*) Triumph! Da sind noch sechs Worte Wahrheit! — Freilich nur für damals!

Sogar in Bonn wagte man ähnliche Fabeln in den „höchſten“ Cirkeln zu verbreiten. Dahin rechnen wir die geniale Erzählung: Der conſtitutionelle Verein habe ſchon einen Preis darauf geſetzt, um denjenigen Schreiner herauszubringen, welcher die von Frau Kinkel gezeichnete und beſtellte **Guillotine** verfertige!!!

„Hatte im Mittelalter eine Frau durch Kenntniſſe oder Geiſt, der ſie vor der Maſſe auszeichnete, den Haß derſelben auf ſich geladen, ſo bezeichnete man ſie dem Volk als Hexe und verbrannte ſie auf dem Scheiterhaufen. Heutzutage giebt man eine ſolche Frau den Bayonnetten fanatiſirter Soldaten, ihr Haus der Demolirung, ihre Kinder dem Elend Preis!„

Es begreift ſich leicht, daß Johanna bald empfand, ſie und ihr Haus ſeien wieder geächtet! Selbſt ihre Freunde thaten faſt Nichts, um die Lügen zu zerſtören, welche man über ſie in Umlauf brachte. Anſtatt die Verläumder mit Entrüſtung zurückzuweiſen, zogen ſie ſich von den Verläumdeten zurück, und wagten nicht mehr durch öffentlichen Umgang mit den unſchuldig Verfolgten ſich vor den Urhebern all' jener Intriguen zu compromittiren.

Nachdem man Johannen die Möglichkeit abgeſchnitten hatte, in ihrem eigenthümlichen Felde zu arbeiten, ſuchte man ſie durch die nichtswürdigſten Schmähungen zu verhindern, ihre politiſche Anſicht auszuſprechen, und kehrte das Wahre geradezu um. Als

man ihr die Musikstunden aufkündigte, hatte sie sich nie mit einer politischen Thätigkeit befaßt; an ihr selbst lehrte man sie die Berechtigung des Proletariats praktisch erkennen; nicht aber war ihre politische Wirksamkeit Veranlassung, daß ihre Schülerinnen sie verließen.

Mit nicht vielmehr Wahrheit als jener Artikel eines „English Gentleman", wagte im „Morgenblatt" ein Weib die Handlungsweise Kinkels zu schmähen, welches sein Haus noch fortwährend — selbst nach Abfassung des betreffenden Artikels! — freundschaftlich betrat. Wir meinen Frau Gertrud von Hohenhausen, welche sich später im „Bonner Wochenblatt" vom 24. August 1848 damit zu rechtfertigen suchte, daß jener Artikel bereits „Ende Mai" von Bonn abging. Kinkel entgegnete unter Anderm:

„Frau von Hohenhausen versucht, die Wahrheit ihrer Nachrichten damit darzuthun, daß der fragliche Correspondenzartikel „Ende Mai" von hier abgegangen sei. Ich sehe nicht ein, Was ihr das nutzen könnte. Was im Juni nicht wahr ist, kommt auch im Mai nicht in den Himmel. Aber Das bedaure ich aufrichtig, daß der Entschuldigungsgrund selbst hinfort ein sehr böses Licht auf all' ihre Druck- und Correspondenzartikel werfen wird.

*) In No. 161 des „Morgenblattes", Jahrgang 1848.

Es ist nicht wahr, daß der Morgenblattartikel noch im Mai von hier abging.

Erstens steht über dem Artikel: Bonn, Juni.

Zweitens bespricht er den demokratischen Verein. Dieser ist — das officielle Aktenstück liegt vor mir — am 31. Mai Abends zu seiner Gründung zusammengetreten. Frau v. H. hat schwerlich noch in tiefer Nacht zwischen 11 und 12 Uhr ihre Correspondenz abgesandt.

Drittens spricht leider der Kalender gar zu deutlich. Der Morgenblattartikel erzählt nämlich recht erbaulich von den diesjährigen Pfingstfeiertagen und der schönen Sabbathstille, die an ihnen geherrscht habe. Es thut mir leid — aber mit grausamer Wahrheit und Einstimmigkeit melden alle Kalender für 1848, daß in diesem Jahre die Pfingsttage nicht „vor Ende Mai", sondern auf den 11. und 12. Juni gefallen sind.

Auch dieser Entschuldigungsgrund war also wieder, um zart zu sprechen, eine „Bonner-Damen-Correspondenz."

Indem ich die vorstehenden harten Worte überlese, schmerzt es mich tief, daß ich sie nicht zurückhalten darf. Aber die Calumnie unsrer Salons gegen die Demokraten grassirt so furchtbar, daß, wo das Schlängelchen einmal an's Licht tritt und sich fassen läßt, es zur Pflicht des Mannes wird, unbarmherzig zuzutreten."

Es ist eine ganz gewöhnliche Erfahrung, daß, wenn das Leben eines Mannes seiner unantastbaren Reinheit wegen keine Verläumdung zuläßt, sich die letztere gegen seine Ansichten wendet. Allein hier — in Bonn, das „sich ewig gleichblieb!“ — wagte man es sogar, die jetzige Lehre Kinkel's anzugreifen, weil er vor 8 Jahren anders dachte! Das „Bonner Wochenblatt“ vom 19. December 1848 brachte eine Sammlung von sinnlos aus dem Zusammenhang herausgerissenen Stellen früherer Predigten Kinkel's um zu beweisen, daß er 1840 noch dem Princip der Monarchie gehuldigt! Die „Bonner Zeitung“ brachte noch am selben Tage eine sehr gediegene Erwiederung aus unbekannter Feder:

„Ein ehrwürdiger Anonymus giebt sich im heutigen Bonner Wochenblatt die Mühe, Stellen aus einer Predigt-Sammlung zu citiren, welche Herr Professor Kinkel noch während seiner verlassenen theologischen Laufbahn, also vor einer ziemlichen Reihe von Jahren, veröffentlichte. Wir wollen es kurz übergehen, daß der Einsender diese Stellen aus ihrem Zusammenhang gebracht, und so ihren Sinn absichtlich entstellt hat. Wir wollen nur untersuchen, welche Absicht ihn zu dieser Publikation kann verleitet haben. Sollte er vielleicht die offen ausgesprochenen republikanischen Gesinnungen des Herrn Professors damit beim Volke verdächtigen wollen, indem er an die begeisterte Anerkennung erinnert, die derselbe im October 1840 kurz nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV zu einer Zeit,

wo Jeder noch auf diesen König hoffte und seinen Versprechungen traute, der Monarchie zollte, — so kömmt uns Das gerade so vor, als wenn Einer die eheliche Treue eines Mannes bei seiner Frau durch einen vorgezeigten Liebesbrief anschwärzen wollte, den Jener im ersten Semester, lang' ehe er sie kannte, einmal an eine alte Flamme geschrieben. Oder wollte Se. Ehrwürden, der Herr Einsender, nur die anonyme Meute etwas verstärken helfen, die jetzt im „Wochenblatt" gegen den vielbeschäftigten Redakteur losgelassen wird, damit ihm der pure Zeitmangel es unmöglich mache: auf alle Angriffe zu erwiedern, und es auf diese Weise hie und da einem bellenden Möpschen gelingen möchte, einen Biß anzubringen, ohne daß ein Fußtritt sein verdienter Lohn würde? Oder aber, hatte der predigtlesende Ehrn-Anonymus nur die freundliche Absicht, der demokratischen Partei die früheren Entwicklungsstufen eines Mannes vorzuführen, der jetzt eben die Höhe des Mannesalters erreicht hat, wo der Mensch, frei von den Einflüssen seiner Jugenderziehung, sich seine eigne Ueberzeugung durch hinreichende Lebenserfahrung und selbstständiges Denken gebildet hat? In diesem Falle würden wir es sehr löblich finden, wenn der ehrwürdige Herr Einsender uns noch ferner mit so interessanten Daten erfreute, deren Beischaffung ihm nicht schwer werden dürfte. So soll z. B. noch eine Rede im Manuscript existiren, die der Herr Professor Kinkel als Quartaner bei der Gymnasialprüfung zum Lobe des Preußischen Staates gehalten hat. Noch wich-

tiger aber möchte einer gewiſſen Partei der Nachweis ſein, wo die geſchriebenen Hefte des Herrn Profeſſors aus der Confirmanden-Stunde ſich befinden, damit ſie durch deren Abdruck im Wochenblatt beweiſen können, wie verſchieden die religiöſen Anſichten eines **reifen Mannes** von denen eines **Jünglings** ſich geſtalten. Schließlich die Bemerkung, daß wir Demokraten die Männer immerhin für befähigter halten, deren Entwicklung mit der Zeit fortgeſchritten iſt, als jene, deren Conſequenz nur darin beſteht, daß ſie Nichts gelernt und Nichts vergeſſen haben."

Auch an den handgreiflichſten Drohungen ließ es die Erbärmlichkeit der Gegner nicht fehlen. Nicht allein ſuchte man Kinkel durch die lächerlichſten Inſerate von ſeiner politiſchen Laufbahn zurückzuſchrecken, ſondern es langten auch bald faſt täglich „mit verſtellter Hand geſchriebene, und, wie bei Brandbriefen gewöhnlich, nicht mit Unterſchrift verſehene Epiſteln" an, mit denen Gottfried die Wände ſeines Redaktionszimmers, im Hauſe des ihm befreundeten Buchhändlers Wilhelm Sulzbach, zu verzieren pflegte. Zwei ſolcher Briefe ließ er „zur Erheiterung des Publikums" in ſeinem Organ abdrucken. Wir laſſen ſie mit allen Schreibfehlern folgen:

1.

„Herrn Proffeſſer Kinckel in Bonn! Herr Kinkel! Es wird Ihnen gerathen, nicht in Endenich zu erſcheinen

man iſt Ihrer revolutionären Verſammlungen ſchon lange müde geben Sie dies Treiben nicht ſo fort auf und ſchreiten auf einem mehr ſoliden Wege fort, ſo wird man nicht viel Umſtände mit Ihnen machen und Ihnen einen Aufenthalts Ort geben, für den ſie ſchaudern werden.

„Ihre Correſpondenz mit den geflüchteten von Cöln zeigt zur Gnüge daß Sie ein Verräther gegen alle geſetzliche Ordnung, wie jene geflüchteten ſind.

„Das alte Sprüchwort ſagt: „Es giebt mehr Ketten wie raſende Hunde geben Sie Ihr bisheriges Treiben nicht auf, ſo iſt eine der ſchönſten Ketten auch für Ihre zarten Glieder ſchon in bereitſchaft — dies verſprechen Ihnen viele in und um Cöln die Ruhe ſchaffen.

Cöln d. 30/9 48.

pr. Getreuen in Briefkaſten nach Bonn."

2.

„Herr Kinckel!

„Sie nennen in ihrem ſchändlichen Blatt, ehrenwerthe Männer, welche vom Abſchaum der Menſchheit gemordet wurden, Spione? So eine Niederträchtigkeit, kann nur ein Mann ohne alle Religion, wie Sie, ſagen, der im Solde der rothen Republikanern ſteht, was auch bekannt iſt.

„Es wird eine Zeit kommen, wo Sie von den Gutgeſinnten nicht wie Lychnowsky und Auerswald be-

dauert werden,*) wenn Sie von der rächenden Kugel fallen, deren viele für den Verräter, gegoßen ſind."

Wie wenig ſich Kinkel um all' dieſe Nichtswürdigkeiten bekümmerte, zeigen auch die Worte, mit denen er den Abdruck dieſer Schmähungen begleitete:

„Ich bin gerne bereit, zur Erheiterung meiner Leſer Aehnliches ferner hier abdrucken zu laſſen, wenn es nur dieſelbe ſchwindelnde Höhe von Geiſtesverworrenheit erreicht. Wir wünſchen unſern Gegnern Glück zu allen Bundesgenoſſen, die ſo entſchiedene Blutrothe ſind, wie jene Briefſteller. Gleichwohl kann ich dieſe Herren zu meinem Bedauern nicht als regelmäßige Mit-

---

*) Die noble Prophezeihung iſt faſt buchſtäblich in Erfüllung gegangen. Gleich nach der Gefangennahme Kinkel's ſchloß die „Neue preußiſche Zeitung" dieſelben Artikel, in welchen ſie behauptete, nur ihre Anhänger ſeien die **wahren** Jünger Chriſti, mit den Worten: „**Leider** iſt der Hochverräther **Kinkel** noch nicht erſchoſſen!" Ganz dieſelbe Sprache führt bis auf den heutigen Tag die „Rheiniſche Volkshalle", das ſpezifiſche Organ der katholiſchen Prieſterpartei; und die „Gutgeſinnten" wiſſen keine Qual zu erſinnen, die dem Haß genügen könnte. Das ſind Thatſachen, mit denen ſich jene Partei zu brüſten wagt! Man vergleiche damit die gemeſſene Weiſe, in der **Kinkel** (S. 127 ff.) unter der Ueberſchrift „Gerechtigkeit" die Tödtung der beiden Abgeordneten beſpricht, und beachte außerdem, daß in jener Zeit von den jetzt bekannten Ergebniſſen des Hanauer Prozeſſes noch gar nicht die Rede war. Die Thatſache der Tödtung Lichnowskys und Auerswalds wurde in 100 Verſionen erzählt und von den Fraktionen **ad libitum** ausgebeutet.

arbeiter meines Blattes anſehen, und bitte ſie deshalb bloß um die Gefälligkeit, ihre künftigen Einſendungen zu frankiren. **)"

Wie ernſt es mit dieſen Drohungen übrigens gemeint war, ſehen wir aus folgender Geſchichte. — Zu Anfang des Jahres 1849 erzählte ein gewiſſer Dr. Klaus bei dem Gaſtwirth Habbig in Alfter von der bekannten Wühlerfahrt der Conſtitutionellen nach Siegburg und berichtete alle Details mit einer ſolchen Genauigkeit, daß ihn ein Roisdorfer, W..... R....., fragte:

„Sie ſind gewiß ſelbſt mit dabeigeweſen — denn Sie wiſſen's ſo pünktlich."

„Nein, ich war nicht dort. Aber — beiläufig — ich habe gehört, daß am 14. in Alfter eine Volksverſammlung ſtattfinde, wozu Profeſſor Kinkel eingeladen ſei."

„Ja, Das habe ich auch gehört."

„Ich habe in Roisdorf 80 Thlr. Pacht einzunehmen; dieſe wollte ich ſchenken, wenn man Kinkel und Conſorten tüchtig durchprügelte."

„Dazu kann man die Leute haben."

Dr. Klaus deutete ſelbſt auf einen Mann hin, wußte ihn aber nicht anders zu benennen, als mit dem ihm beigelegten Namen: „Sand-Chriſt."

---

*) Bonner Zeitung. Jahrgang 1848. No. 138 und Handwerkerblatt No. 29.

„Das iſt Chriſtian Schneider; ja, Der wäre gut dazu, es auszuführen.“

„Wollen Sie mir den Mann nach Bonn ſchicken?“

„Ja.“

W..... R..... ſandte nun, um den Herrn zu beſtrafen, den Chriſtian Schneider nach Bonn. Dieſer hat, um zu beglaubigen, daß er wirklich daſelbſt geweſen ſei, ſpäter genau erzählt, wie es in der Wohnſtube des Dr. Klaus zu Bonn ausſehe.

Bei ſeinem Eintritt in's Zimmer fragte ihn der Herr Doktor:

„Sind Sie der Chriſt Schneider?“

„Ja.“

Chriſt Schneider mußte ſich ſetzen, der Herr ließ ihm zwei Schnäpſe Rum und Butterbrod mit Käſe verabreichen. Endlich gab er ihm 1 Thlr. 20 Sgr., mit dem Bemerken: wenn es auch noch 7 bis 8 Thlr. koſten ſollte, das werde ihn nicht kümmern, wenn nur ſeine Abſicht erreicht würde.

Chriſtian Schneider empfahl ſich, erzählte ſein Abenteuer im Gaſthauſe zu Alſter, und Kinkel beklagte aufrichtig die Rohheit Derer, welchen jedes Mittel recht iſt, um ihre politiſchen Gegner zu verderben.

Daß die Staatsbehörden, daß die Polizei den verhaßten Demokraten keinen Schutz gewähren wollten, lag in der Natur der Sache. Sie hätten es ja vielleicht nicht einmal gekonnt. Die Polizei mußte auf Befehl des Miniſteriums auf die Wahlen einwirken, auf jedes kleine Preßvergehen achten,

bei jeder Volksverſammlung zugegen ſein, um nachher die Redner zu denunciren, kurz — die Polizei wurde von der Politik, namentlich ſeit dem November von der Manteuffelei, ſo abſorbirt, daß allmälig nicht nur die Unſicherheit der Perſon, ſondern bald auch des Eigenthums in der haarſträubendſten Weiſe an's Licht trat. — Und mitten in all' dieſem Jammer, verfolgt, gehetzt von dem Fluch des Haſſes, der ihn zu vernichten geſchworen, hielt Gottfried Kinkel ſein Banner rein und unbefleckt in die Lüfte, das Banner des Staates der Bildung und Menſchlichkeit: das Banner der ſocialdemokratiſchen Republik!

4.

Vor allen übrigen Freiheitsgedanken, welche die Bruſt Kinkels beſeelten, war es das heiße Sehnen nach der Einheit Deutſchlands, die nur auf zwei Wegen — durch den Abſolutismus oder die conſequente Republik — zur Wahrheit werden kann. Laſſen wir den begeiſterten Mann auch hier mit dem eigenen Wort ſeine Anſicht vertreten:

„Was die Völker als ihren tiefſten und glühendſten Wunſch im Herzen tragen, Das vollbringen ſie auch, Das ſetzen ſie durch. Juda wurde als ein kleines Völkchen von dem Tyrannen Babylons aus ſeiner Heimath geriſſen: die Bücher ſeiner Geſchichte erzählen, daß von dem großen Königreiche damals, nach gräßlichen Vertilgungskriegen, nur noch etwa zwölftauſend Menſchen übrig geblieben waren. Aber dieſe Zwölftauſend trugen die Sehnſucht nach Zion, die Liebe zu Judäa's Felskuppen und Heerdetriften mit in's Land der Verbannung. Die Heimkehr war ihr heißeſtes Verlangen, und ſiebenzig Jahre ſpäter, als die Tyrannei vertilgt war durch den Perſer, zogen viermal ſo Viele

in das öde Vaterland zurück: — zwei Jahrhunderte ſpäter waren ſie ein Volk und ein Reich, mächtiger als Davids berühmte Herrſchaft.

Durch die Reformation entzündete ſich im Herzen des Deutſchen Volkes der Gedanke, daß jeder Menſch das Recht haben müſſe, ſeine Stellung zu Gott mit ſich ſelber auszumachen. Freiheit des Gottesdienſtes wurde die Sehnſucht der Nation. Bei allen Nachbarn erdrückte Eine Kirche die andere: durch Zwang der Fürſten wurden England und Schweden proteſtantiſch, durch gleichen Zwang blieben Frankreich und Spanien katholiſch. Der Deutſche ließ ſich Das nicht bieten: ſeine Leidenſchaft war einmal die Gewiſſensfreiheit. Er gab Alles auf — Ehre, Macht, innere Freiheit, Einfluß nach Außen, aber die Gewiſſensfreiheit gab er nicht auf. Dreißig blutige Jahre ſchlug er ſich für ſie im gräßlichſten Kannibalenkriege, der jemals auf Erden geraſt hat, und am Schluſſe dieſes Krieges rettete er im Frieden zu Münſter ſein Kleinod: — Katholiken und Proteſtanten wohnten von da an nebeneinander im Lande.

Was iſt jetzt die Leidenſchaft des Deutſchen? Das ſagt uns deutlich genug die Thatſache, daß ein Lied, größer als ſein Dichter, zum Nationallliede geworden iſt: ich meine „Des Deutſchen Vaterland.“ Wir wollen die Einheit: wir wollen Ein Volk ſein unter Einer Verfaſſung, unter gleichen Grundrechten, mit Einer und derſelben Volksvertretung und Regierung, und eben dadurch wollen wir einig werden nach Innen,

stark nach Außen. Alle deutschen Bewegungen seit 1806 haben dieses Ziel angestrebt, alle Parteien stimmen in diesem Losungswort überein. Die Einheit ist die tiefste, unabweisliche Forderung im Gemüthe unseres Volkes, und darum wird sie Wahrheit werden — so oder so.

Seit Jahrhunderten wissen wir, daß unsere Fürsten diesen Wunsch entwickelt haben. Die Kaiser haben bei uns nicht, wie in Frankreich und England die Könige, absolute Herrscher werden können: der Adel blieb neben ihnen in Macht, aus ihm entstanden die jetzigen Fürstenhäuser, und diese stellten sich zuletzt unabhängig der Kaisermacht entgegen. Klare Köpfe haben längst eingesehen, daß, so lange diese Fürsten bleiben, Einheit unmöglich ist: allein diese Ueberzeugung mußte erst aller Welt klar werden. Man glaubte zuletzt, die Sache mit der alten Form nochmals zum Guten wenden zu können, obwohl diese Form schon vor 42 Jahren, ja eigentlich seit fünf Jahrhunderten sich als unnütz erwiesen hatte: man schuf nämlich ein Kaiserthum, neben welchem man die Fürsten dennoch bestehen ließ.

Auch über Dieses ist Deutschland nun enttäuscht. Statt den Willen der Nation zu achten, legt der Gewählte selber in die einheitsfeindliche Hand der Fürsten die Entscheidung: von ihrer Gnade sollen wir nach der letzten preußischen Note unsre Freiheit octroyirt bekommen: um die Freiheit und um die Einheit werden wir so mit Einem und demselben Federstrich betrogen.

Die Entrüſtung in allen Klaſſen des Volkes beweiſt, daß uns Deutſchen endlich die Augen aufgegangen ſind.

Hinter uns und unſern Wünſchen haben die Fürſten ſelbſt die Brücke abgebrochen, unter ihrer Leitung kommen wir nicht zur Einheit! Wir ſtehen mitten in der reißenden Fluth, die uns raſch in ihre Strudel fortzieht, wenn wir das Gefährlichſte von Allem: das Stilleſtehen verſuchen. Nur vor uns liegt Land, liegt eine Rettung, und ſie heißt Republik. Wir werden nicht mehr gefragt. Was wir wollen oder wünſchen, nur um ein Müſſen handelt es ſich, und dies Müſſen lautet: Untergehn oder durchſchwimmen, Knute oder Freiheitsmütze, Bürgerkrieg oder Einheit!" *)

Dies Streben nach der Einheit Deutſchlands zieht ſich durch alle politiſchen Handlungen und Aufſätze Kinkels hindurch. So glühte ſein Herz in edlem Zorn, als dieſe Idee ſchon am 6. Auguſt 1848 den empfindlichſten Schlag erhielt. „Es iſt geſchehen", ſchrieb er,**) „was wir freilich ſchon geſtern Alles vorauswußten: die Schwäche von der einen Seite und von der andern jene beweinenswürdige diplomatiſche Pfiffigkeit, die von der Hand in den Mund lebt, und die Donau geſtopft zu haben glaubt, wenn ſie den Fuß einen Augenblick auf deren Quelle ſetzt — dieſe beiden lieben Kinder in

*) Neue Bonner Zeitung. Jahrgang 1849. No. 105.
**) Bonner Zeitung. Jahrgang 1848. No. 90.

Deutſchland haben das Kunſtſtück fertig gebracht Das Preußiſche Militair hat dem Erzherzog Reichsverweſer heute nicht gehuldigt.

Zuerſt müſſen wir uns Glück wünſchen zu dem Reichsminiſter, Herrn Generalmajor von Peucker, und zu der Geſinnung, in welcher er dieſe Huldigung befohlen hat. Deutſchland glaubte ſchon, es ſei ihm, außer Wrangel, aus den Colonnen des Heeres noch ein zweiter Mann aufgeſtanden: ein friſcher Jubel ſcholl jenem militairiſch kurz gefaßten Paradebefehl nach, und einen Augenblick konnte man wieder von Deutſchlands Einheit ſchwärmen. Aber dies genothängſtete Schreiben des Mannes, das uns die „Kölniſche Zeitung“ von heute bringt! Aufſtände, ſo ſchreibt er, müßten wir doch ſchnell unterdrücken können, durften alſo, wenn wieder in Baden das: Hecker hoch! erſchölle, „die Truppen nicht in Unkenntniß darüber laſſen, daß eine Centralgewalt exiſtire.“ Unſchuldige Knäblein unſerer Kaſernen, denen ihr Feldwebel vom Erzherzog Johann noch kein Wort geſagt! Als ob je, wenn es galt, republikaniſche Volksbewegungen zu unterdrücken, ein braver Deutſcher Fürſt ſeine Truppen verweigert hätte! Als ob aber auch bei ſo dringlichem Anlaß man mit dieſem Akt zwei Wochen hätte zögern dürfen! Mehr aber, als die Verpflichtung gegen das Volk zu ſchweidnitzen, ſollten — ſo meint der Herr Kriegsminiſter — die Truppen durch jene Huldigung ja nicht übernehmen: denn, ſpricht Herr von Peucker, „es iſt allerdings geſagt, daß den Truppen Gelegenheit gegeben werden

ſollte, dem Erzherzog eine Huldigung darzubringen; zwiſchen Huldigung im politiſchen Sinne und Jemandem durch ein dreimaliges Hurrah eine Huldigung darbringen, iſt aber ein Unterſchied, wie zwiſchen Tag und Nacht.“ Wir beneiden Herrn von Peucker nicht allein um den Stil dieſes Satzes, ſondern auch um dieſes ganz neue Gleichniß von Tag und Nacht, und noch mehr um deſſen koſtbare Anwendung. „Ein Eid — ſo könnte man nach demſelben Grundſatze ſagen — ein Eid in juriſtiſchem Sinne gilt Was: wenn du aber bei einem Eid die zwei Finger ausſtreckſt, ſo bindet er dich nicht.“ Allein Herr von Peucker hat ganz Recht: wenn es gilt, Republikaner oder Bürgergardiſten zuſammenzuſchießen, dann bindet den Soldaten die Huldigung, die durch Hurrah geſchieht; wenn es aber darauf ankommt, fürſtliche Sonderbündelei zu zerbrechen, dann iſt die Huldigung nur ſo gültig, wenn kein Hurrah dabei war. Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Wie hätte nun das Berliner Cabinet dieſem Meiſterſtück von Caſuiſtik begegnen können, ohne aus dem ſeit der Märzrevolution wieder ſtark (ſtärker als die Finanzen) angewachſenen Schatze der berühmten „Preußiſchen Kniffe“ ſich einen ähnlichen Rattenkönig herauszuholen und vor der ſtaunenden Welt ſich zu Tode zappeln zu laſſen? Man beſchaue ſich dieſen Rattenkönig wohl! „Es kann — ſo heißt es — nicht überraſchen, wenn außer Oeſterreich und Preußen die andern Deutſchen Staaten die angeordnete Huldigungsrede ſofort vollziehen laſſen.“ Weil ſie kleiner ſind, natürlich,

und weil ſie ſich alſo ducken müſſen — Gott bewahre! weil ſie „bekanntlich rein Deutſch ſind.“ Wir danken für dieſe Bemerkung, daß Preußen nicht rein Deutſch ſei, obwohl ſie uns freilich niemals neu war, und heute uns am Allerwenigſten neu vorkommt. Alſo weil Preußen noch das Stückchen Poſen hat, das nicht zum Bund gehört, deßwegen kann ſein ganzes Heer nicht als Deutſches gelten? Oder will es im Ernſt gar auf Neufchatel wieder Anſprüche machen? Dann aber meint das Cabinet ferner, daß Preußen ja ein viel größeres Heer habe, als es pflichtmäßig halten müſſe. „Das Preußiſche Heer bildet nicht bloß das Bundescontingent, ſondern daſſelbe iſt in einer weit darüber hinausgehenden Stärke, mit alleinigen Opfern des Preußiſchen Volkes (ja, Das weiß Gott!), aber zur gemeinſchaftlichen Sicherheit Deutſchlands, ſeit dem Urſprunge des Deutſchen Bundes erhalten worden.“ Alſo die Huldigung rechnet man nach Zahlen und nicht nach der Geſinnung: denn es wäre ja Schade, wenn bei der Gelegenheit Ein Preuße mehr mit Deutſchland ſich verpflichtete, als abſolut nothwendig iſt. Und weil man ein Gründchen zu haben meint, die über das Contingent hinausgehende Zahl nicht huldigen zu laſſen, ſo macht man ſich's bequem, und läßt auch das Contingent ſelber nicht huldigen. Da nun aber Das wieder bei den berüchtigten Unzufriedenen am Rhein und in Süddeutſchland böſes Blut ſetzen könnte, ſo macht man zuletzt doch wieder ein Pförtchen auf, und läßt die Armee in Schleswig-Holſtein und die

in den aufgeregteſten Garniſonen von Mainz und Luxemburg liegenden Truppen huldigen, während anderwärts die Soldaten eingelernt werden, ſtets zu ſagen: Wir wollen Preußen bleiben, und keine Deutſche werden!

In Menagerieen und Naturmuſeen ſieht man oft alte Mütterchen ſtehen, in eine Art frommer Andacht verſunken. So die „Kölniſche Zeitung“: mit lächelnder Großmuttermiene, über den Erfolg beim „Publikum“ vollkommen geſichert, beſchaut ſie ſich dieſen Berliner Rattenkönig, und murmelt leiſe: „Du grundgütiger Gott, wie groß iſt dein Thierreich!“

Wir aber wiſſen, daß es mit den Pfiffen vorbei iſt. Wollt Ihr der Reichsacht verfallen, dann handelt wenigſtens groß, wie ſeinerſeits der alte Fritz, als er nicht allein dem Reich, ſondern der ganzen Ordnung der Dinge den Krieg ankündigte! Doch ich vergaß — es ſcheint dieſem Staat trotz ſeiner alten Ehren nicht einmal die Glorie vom Schickſal beſtimmt, groß unterzugehen: er arbeitet einem leiſen Zerfall entgegen; und ſeine unnatürlich aneinander gewachſenen, weit ausgereckten Glieder werden ſich ſchmerzloſer löſen, als jetzt die Glieder Oeſterreichs.“

Aus demſelben Standpunkte geſchrieben, brachte die „Bonner Zeitung“ vom 1. September deſſ. J. einen Leitartikel über

Preußen im Verhältniß zu Deutſchland.

„Zur Entſcheidung dieſer Frage, namentlich: ob wir getroſt in Deutſchland aufzugehen haben, bedarf es

eines Rückblickes in die Vergangenheit. Wir müſſen uns einen objectiven Standpunkt ſuchen, um einen freien Blick über Europa werfen zu können: Wie es war! Wie es iſt! Wie es ſein wird! Wir müſſen uns klar machen, welchem böſen Geſchick wir entgangen ſind, das unſere Fürſten auf ihren Congreſſen uns zugedacht hatten; zum Dank für die unerhörten Opfer, welche ihre treuen Völker ihnen gebracht; Opfer, die noch vom Blut unſerer Väter und Brüder — zur Zeit dieſer Congreſſe — rauchten. Wir finden darnach fünf Großmächte über die Geſchicke von Europa zu Gericht ſitzen, und wären dieſe unter ſich einig geweſen, man hätte die Luft zum Athmen mit Steuern belegen können, wir hätten nicht wagen dürfen zu muckſen! Aber: Allah iſt groß! ſagt der Muhamedaner. Dieſe Fünf ſchieden ſich — ihrer Natur nach — bald ſich in zwei ſich gegenüberſtehende Lager. Auf der einen Seite — der liberalen, vermöge ihrer Conſtitutionen — ſtanden England und Frankreich. Auf der andern Oeſtreich, Preußen und Rußland mit einem langen Schweif von kleinen Trabanten. Sie nannten ſich die „heilige Alliance!“ Man kann ſehen, Was es mit dieſem „heilig“ auf ſich hatte, wenn man bedenkt, daß ein Metternich der Mittelpunkt dieſes heiligen Sonnenſyſtems war; wenn man bedenkt, daß „heilig“ identiſch war mit: „nicht denken! nicht reden!“ daß nach Talleyrand bei uns die Sprache nur erfunden war, um ſeine Gedanken zu verbergen! Daher kam es auch, daß ſich die Sympathieen der Völker von ſolcher Heiligkeit ab- und der profanen

Freiheit von England und Frankreich zuwandten, welche beiden dadurch in ihrer natürlichen Alliance, durch welche ſie allein ſchon die Geſchicke von Europa in der Hand hatten, unbezwinglich wurden und uns die politiſchen Geſetze peremtoriſch diktirten. Nordamerika blieb ganz aus dem Spiel, da ſeine kluge Politik ſich in die Europäiſchen Angelegenheiten nicht miſcht, aber auch keine Einmiſchung in Amerika duldet. So erhielten England und Frankreich allirt — trotz eines gewaltſamen Dynaſtienwechſels in letzterem — einen 33jährigen künſtlichen Frieden, welcher ihnen ſelbſt, zum Glück! Lebensbedingung war. Was hätte ihnen auch entgegenſein ſollen? Deutſchland — in 38 Fetzen geſondert, wovon jeder ſeine eigene Farbe trug — war ein ohnmächtiger Nachbar, und fügte ſich ſtets willig, froh: in ſeinem despotiſchen Frieden gelaſſen zu werden. Spanien — durch ſeine Politik und Thronfolge in fortwährenden Bürgerkriegen erhalten — wurde immer machtloſer. Oeſterreich, jeden Choc — wie ſich jetzt herausgeſtellt hat — mit Recht fürchtend, war nie ſchwierig. Und Rußland hatte zu Viel mit ſich ſelbſt und mit Anbahnung des Weges nach Konſtantinopel zu thun, um ſich nicht froh zu fühlen, kein Waffengeſchäft in Europa zu haben, da der Kaukaſus ohnedies ſeine Lebenskräfte ſo ſtark abſorbirte. Was thaten nun England und Frankreich, um ſich die Sympathieen der Völker zu bewahren? Statt den Fortſchritt der Freiheit zu befördern, unterdrückten ſie ſyſtematiſch ihre eigenen Völker, arbeiteten ſo der unerträglichen Despotie der

heiligen Alliance in die Hände, verfolgten dabei egoistische Zwecke, blieben daher in steten Reibungen, und konnten durch gegenseitige Eifersucht und Nationalhaß zu keiner einigen Kraft gelangen. Als dann Louis Philipp mit seiner bekannten unmännlichen Schlauheit England so arg hinter's Licht führte, und seinen Sohn, den Duc de Montpensier, durch die Heirath mit der Schwester der Königin Isabella auf den spanischen Thron zu escamotiren suchte, und so beinahe den blutigen Erbfolgekrieg von 1701 wiederholte, war der Bruch zwischen Beiden unheilbar. Louis Philipp, um sich gegen England zu stärken, warf sich nun der heiligen Alliance ganz in die Arme, unterstützte den von ihr protegirten Sonderbund mit seinen Jesuiten in der Schweiz, ließ Krakau, das letzte Bollwerk der Polnischen Freiheit — jedoch mit einem perfiden Scheinprotest — an Oestreich verhandeln, und gab so dem auf Frankreich hoffenden Liberalismus den letzten Todesstoß. Das konnte man damals an den verdüsterten Augen der Polen, welche zu Tausenden als Flüchtlinge in Frankreich lebten, gewahr werden. Und auch für uns schien Alles verloren, was sich in den Worten des Königs in seiner Thronrede — sie lauteten ungefähr: „es wird in mir immer klarer, den Beifall des großen Haufens zu verachten" — deutlich ankündigte. Es war eine hoffnungslose Zeit! Allein man muß dem Fatalismus des Muhamedaners Recht geben: — Allah ist groß! Die Orleans waren für England in Frankreich unmöglich geworden. — Was der Hungersnoth mit ihren Aufständen und besänftigenden Guillotinen im Jahr 1847 nicht gelang, das glückte

einem Reformbankett in Paris! Die Revolution brach aus — Louis Philipp wurde verjagt — und wir waren gerettet!

Die **Coalition der Europäiſchen Fürſten** hat uns verrathen; ſie hat unſerer Treue ohne Ende in ihren Congreſſen Hohn geſprochen. **Daß dieſe Coalition nicht wiederkehre, muß unſer eifrigſtes Streben ſein; denn mit ihr würden wir das alte Unterdrückungsſyſtem haben.** Wo dieſe Coalition noch beſtand — in Deutſchland — mußte man ihr die Coalition des ſouverainen Volkes entgegenſetzen. Dies war die urſprüngliche Idee unſerer National-Verſammlung in Frankfurt. Wir begrüßten dieſe Idee mit Jubel, gingen auf das gegebene Schiboleth freudig in Deutſchland auf! Kann ſich Das in ſo kürzer Zeit ſo geändert haben durch die Wahl eines unverantwortlichen Reichsverweſers? Gewiß nicht! In irgend Etwas muß ſich doch die executive Gewalt der ſouverainen Völker concentriren. Dies geſchieht in eben dieſem Reichsverweſer — ob verantwortlich oder unverantwortlich — und deßhalb muß man dieſes Faktum als eine große Errungenſchaft begrüßen. Aber dieſe Rückſichten ſind es nicht allein, welche uns zur Einheit mit Deutſchland beſtimmen müſſen. Wir können das alte Militairſyſtem nicht mehr durchführen, welches uns gegen Rußland und Frankreich ſtark machte, und ein gewichtiges Wort mitſprechen ließ; denn unſer Proletariat — jetzt ſchon ſo übermäßig — würde dadurch noch mehr um ſich greifen und uns in einigen Decennien ganz an den Abgrund bringen. Wir würden als allein ſtehende

Großmacht den Militair-Etat ſogar noch vergrößern müſſen, da die Friedens-Coalition vernichtet iſt, und an ihre Statt kriegsluſtige und mächtige Nachbarn getreten ſind. Wollen wir wieder Alliancen ſuchen, und der Satellit entweder von Frankreich oder Rußland werden? Ein Volk wird nur durch ſich ſelbſt groß: daher muß Preußen ein Deutſches ſein! Der kleine Dänenkrieg hat unſre Ohnmacht in ihrer ganzen Blöße gezeigt, und bewieſen, daß wir ohne Kriegsflotte nicht mehr exiſtiren können. Zu ſolchem Unternehmen iſt Preußen allein aber zu arm und würde dadurch nur noch ſchneller ſeinem Untergange entgegen eilen. Aber — ſagen die Conſervativen — Preußen hat eine **große Geſchichte** zu bewahren, und kann deßhalb nicht in Deutſchland aufgehen. Dieſe Geſchichte als große Geſchichte datirt ſich von der Schlacht bei Fehrbellin, alſo von hundert und einigen ſechszig Jahren her. Baiern, Schwaben, Franken, Sachſen u. ſ. w. haben eine tauſendjährige große Geſchichte, werden aber doch in Deutſchland aufgehen. Die ſtolze Roma giebt uns ein großes Beiſpiel: ſie wird mit ihren mehr als zweitauſendjährigen Erinnerungen in Italien aufgehen. Geſetzt nun, Preußen ſagte ſich los von Deutſchland, um auch ferner auf eignen Füßen zu ſtehen: ſo würde es freilich ſeine alten Erinnerungen bewahren, aber die neuen würden nicht erhebend ſein, und ſich vielleicht gar in ein Nichts verlieren. Die Rheinlande, Weſtfalen, Sachſen, Schleſien würden ſich wahrſcheinlich zu Deutſchland ſchlagen, denn ſie haben keine große Preußiſche Geſchichte; einige ſogar nur eine 33jährige, — die uner-

quicklichſte, welche ein Volk haben kann, — während ſie doch in der Deutſchen Geſchichte ſchon beinahe ſeit zweitauſend Jahren auftreten. Und von allen Errungenſchaften durch Friedrich den Großen und durch die Freiheitskriege würde uns Nichts bleiben, als Was jetzt noch „mit Gott für König und Vaterland“ ſchwärmt. Ein Bürgerkrieg wäre dann unvermeidlich, indem ganz Deutſchland gegen uns ſtehen würde, und riefen wir die Ruſſen zu Hülfe, ſo hätten wir ſofort 2 bis 300,000 Mann Franzoſen in Deutſchland. Ein Kampf würde entbrennen, wie wir vielleicht noch keinen geſehen, und unſre unglückliche deutſche Muttererde verfiele wieder ihrem alten Fluch: ſich im Blut ihrer eigenen Kinder baden zu müſſen. Denken wir uns dann das Schreckliche, in dieſem Kampfe vielleicht zu erliegen, ſo wäre die gewaltſame Wiederherſtellung Polens gewiß, und wir könnten dann leicht gezwungen ſein — wenigſtens Pommern und Preußen — in Polen aufzugehen. Solch ein Strafgericht wäre doch zu hart; machen wir uns mindeſtens ſeiner nicht ſchuldig, indem wir die angeſtammten Brüder wortbrüchig verlaſſen. Daß wir in Deutſchland aufgehen, iſt kein politiſcher Selbſtmord! Wenigſtens haben wir uns vor dieſem Tode nicht zu fürchten, welcher uns ein glorreiches Wiederauferſtehen gewiß macht. Ein politiſcher Selbſtmord iſt es, wenn wir uns von Deutſchland losſagen. Die egoiſtiſche Ideen: Deutſchland müſſe in Preußen aufgehen! kann nur das Stockpreußenthum — das uns ſchon ſo vielen Haß zugezogen hat — ausgeheckt haben. Man beruft ſich — und mit Recht — auf die alte und neue

bewährte Preußiſche Tapferkeit. Aber man kennt ſein großes Vaterland nicht, oder will es nicht kennen, wenn man den Bruderſtämmen das Erbtheil des Muthes unſerer Altvordern ſchmälern will. Als wenn wir nicht wüßten, daß die Baiern, Badenſer, Würtemberger, Heſſen und Sachſen Napoleons beſte Truppen waren, daß die Sachſen durch ihren Heldenmuth die Schlacht von Wagram entſchieden, daß die Hannoveraner bei Waterloo gegen die alten Garden Napoleons wie Mauern ſtanden, bis Blücher herankommen konnte. Dem Verdienſte ſeine Kronen! Alſo laßt uns ſein, Was wir ſeit über tauſend Jahren, und noch ehe an ein Preußen gedacht wurde, geweſen ſind: — Deutſche! Deutſche mit Leib und Seele! Zu Preußens und Deutſchlands Heil!“

Hatte wohl der Mann, welcher ſolche Anſichten verbreitete, Unrecht, vor dem Kriegsgerichte zu Raſtatt auszurufen: „Wenn man mit ſolchen Geſinnungen ein „ſchlechter Preuße“ iſt, ja, dann begehre ich freilich kein guter Preuße zu ſein, dann will ich mich aber auch mit Hardenberg tröſten, den man 1805, weil er zu kühner Politik und offnem Bruch mit dem Reichsfeinde rieth, vorwarf: er ſei ein Verräther und gar mit Engliſchem Golde beſtochen, bis dann freilich das Jahr 1806 zeigte, wie furchtbar richtig er die Dinge überſah!“

5.

Als Kinkel ſeine politiſche Laufbahn begann, war er noch keineswegs ein ſo entſchiedener und conſequenter Republikaner, als manche der übrigen Volksführer. Die „Neue Rheiniſche Zeitung“ griff ihn damals nicht ſelten an, und wie ſeine ganze Entwicklung nie ſprungweiſe fortſchritt, ſo reiften auch ſeine politiſchen Anſichten nur allmälig unter dem Einfluſſe der Zeit, welche ihn von Stufe zu Stufe fortdrängte. Die Verſe:

„So ſteht es feſt nach ewigen Geſetzen:
Der Dulder herrſcht! Es will den Stahl die Welt;
Sie muß uns ſelbſt zum Kampf die Schneide wetzen,
Und unfreiwillig wird der Mann ein Held!“

finden gerade auf ihn die vollſte Anwendung. — Zuerſt hielt Kinkel eine Vereinbarung zwiſchen Fürſt und Volk noch für möglich, bis ihm die Annahme des Malmöer Waffenſtillſtandes ganz die Augen öffnete. Und man muß geſtehen, daß in letzter Zeit es ſelbſt den Loyalſten, wofern ſie nicht abſolut Gläubige

*) Der Welt Trotz! Gedv. S. 120.

in jeder Beziehung ſind, ſondern irgend logiſche Tüchtigkeit beſitzen, zur Nothwendigkeit geworden iſt: entweder auf die äußerſte Rechte oder äußerſte Linke zu rücken, alſo in jedem Fall Oppoſition gegen die Regierung zu machen. Nach Rechts gehen die Liebloſen und Egoiſten, nach Links Alle, die noch Vertrauen zur Menſchheit und Haß gegen die Barbarei hegen. Jener ſchmachvolle Waffenſtillſtand, als deſſen Reſultat wir das Blutbad von Friedericia und die Niederlage von Idſtedt betrachten, war der erſte heimtückiſche Gewaltakt — ſie folgten ſeitdem hundertfältig — den die Dynaſten wider die Völker wagten, er war der erſte Schritt zu der jetzigen Verſunkenheit Deutſchlands, er mußte Allen, die Liebe zum Vaterland und zu den Menſchen in der Bruſt tragen, die Augen öffnen. Kinkel ſchrieb bei dieſer Gelegenheit:

„Unſre Zeitung legt heute auf drei Tage Trauer an, weil vorgeſtern, Samstag Abends um 8 Uhr, die Frankfurter Nationalverſammlung mit der traurigen Mehrheit von 258 gegen 237 Stimmen den Waffenſtillſtand mit Dänemark angenommen hat.

„Deutſchland wird frei werden, heute ſo gewiß wie vorgeſtern. Aber der Weg führt nun durch die dunkle Nacht. Das Volk wird dieſen Weg nicht mehr mit ſeinen Vertretern an der Spitze, es wird ihn für ſich allein ſuchen.

„Gramvoll, aber muthig und ungebeugt, wie am Tage des ſchönſten Sieges, erheben wir unſere Hand, unſere Stimme, und rufen:

„Es lebe die Freiheit!
„Es lebe die Einheit Deutſchlands!
„Es lebe das Volk und ſein feſter Wille!“*)

Von nun ab kannte Kinkel keine Zweifel mehr über den Weg, welcher einzig zur Freiheit führt. Es bedurfte kaum noch der graunvollen Oktobertage von Wien, um ihn mit Leib und Seele auf den Pfad der neuen Revolution zu drängen, den er jetzt in keinem Augenblicke mehr verließ. Nichts konnte ihn mehr erſchüttern, weder die Septembertage von Frankfurt, noch die neue Schilderhebung Struve's in Baden; er erkannte allenthalben das Recht des Gefühls, das die Streitenden beſeelte, und konnte ſich höchſtens beklagen über die Blindheit des Volkes und nicht ſelten auch ſeiner Führer.

Bei Alledem wich Kinkel keinen Schritt von dem Pfade der Menſchlichkeit, der Bildung und Gerechtigkeit, für deren Sieg er ſein Leben einſetzte. „Es iſt wahr,“ ſagte er bei der Freiſprechung Freiligrath's,**) „mit Kanonen und Säbeln haben ſie die Demokraten bezwungen, in Frankfurt, Stauffen und Köln, denn noch ſind ihnen die Kanonen und Säbel zur Verfügung. Aber wie wir ſie nach ihren kurzen Maitriumphen überall vor dem Volke geſchlagen haben, ſo bezwingen wir ſie jetzt vor den Schranken. Die

*) B. Ztg. Jahrg. 1848. No. 126.
**) B. Ztg. Jahrg. 1848. No. 140.

Gerichtsbarkeit, ſobald ſie die Feder und den Geiſt zu verfolgen begann, iſt überall lächerlich geworden, und ſelbſt im ernſteren Gefecht zog ſie wenigſtens den Kürzeren. In München löſt ſich der Anklagegrund gegen die Demokraten in einen Studentenwitz auf. In Berlin wird den Richtern bewieſen, daß ſie Cohnheim entweder freiſprechen, oder, weil er einen republikaniſchen Katechismus geſchrieben hat, nach dem beſtehenden Geſetz von Unten auf rädern müſſen. In Düſſeldorf werden durch Geſchworene Freiligrath und Wulff befreit; die Freiſprechung von Anneke, Gottſchalk und den übrigen, nicht durch Anderes, als ſie, gravirten Kölnern iſt darin ſchon mitenthalten. In Würtemberg hat Rau ſich freiwillig geſtellt, ſeine Strafe kann nicht ſchwer ausfallen; in Baden aber iſt Struve auf dem rechtlichen Wege ebenfalls vor Geſchworne gewieſen, und auch hier kann von einem Todesurtheil nicht mehr die Rede ſein.

„Wir freuen uns dieſer Thatſachen um des Vaterlandes und ſeiner Zukunft willen. Es iſt der größte Gewinn für ein revolutionirtes Volk, wenn die Bewegung **menſchlich bleibt.** Mit jeder Freiſprechung eines Volksmannes werden zwar die Throne lockerer, aber es wird auch immer ſicherer, daß ſie ohne Blut und Grauſamkeit von Seiten des Volkes einſtürzen werden. „Ein Volk — ſo ſagte zu uns jüngſt der hochverſtändige und edelherzige Henry Brisbane aus New-York — iſt ſtets nur ſo grauſam wie ſeine

Beherrſcher.“ Sehen wir alſo die für den Augenblick äußerlich ſiegende Partei der Fürſten, gleichviel ob gutwillig oder durch Geſetzeszwang, innerhalb der Grenzen der Menſchlichkeit verbleiben, dann rückt Schritt vor Schritt auch die **Guillotine**, — und ſelbſt die **Laterne der Volksjuſtiz** — weiter fort in's Reich der **ſittlichen Unmöglichkeit**, und ſelbſt die rothe Republik der arbeitenden Klaſſen verwandelt ihre Blutfarbe in die Roſengluth der Liebe. Deutſchland hat alle Hoffnung, vermöge ſeines nordiſchen Herzens und ſeiner hochentwickelten Menſchlichkeit eine Republik aus ſeinem Volksthume zu erzeugen, die mit dem Weine des Geiſtes, nicht aber mit dem Blut der Bürger ihre Taufe erhält. Männer aller Parteien! Mehr, als der Weg, iſt das Ziel! Höher, als die Politik, gilt die Menſchlichkeit und ihre Blüthe und Frucht: die Bildung, die Liebe, die Schönheit! Wer ein edel Herz hat, der helfe dazu, daß von beiden Seiten Dies Niemand vergeſſe!“

Dies ſind die Grundſätze, dies die Anſichten eines Mannes, den man als einen wilden, fanatiſchen Blutmenſchen darzuſtellen ſucht, einen Rothen, der ſeine Farbe nicht von der Roſengluth der Liebe, ſondern von Bürgerblut herleite! Über die elende Verleumdung! Feind aller althergebrachten Barbarei, trat er ſchon im Januar des Jahres — als noch Keiner den raſchen Ausbruch der Revolution ahnte — den Kampf gegen

die Todesstrafe*) an. Dieser Kampf war es vor allen, den er unerschütterlich fest und und kühn führte. Begeistert rief er nach den Beschlüssen des 4ten August:

„Kein Schaffot mehr!“ **)

„Mit Rührung schreiben wir es nieder, mit jener innigen, frommen Freude, die unser Auge bei großen Siegen der Menschlichkeit feuchtet: Das Deutsche Volk zu Frankfurt und gleichzeitig die Preußen zu Berlin haben die Todesstrafe abgeschafft! Eine Fahne hat heute schon gesiegt, deren Vertheidigung noch vor drei Monaten hier in unserm Boun mit einem gemeinen anonymen Artikel beworfen wurde! Wunderbar! Es war Eine und dieselbe Zeit, als beide Versammlungen ihre Beschlüsse faßten, es war die Nachmittagsstunde des 4. August, eines schon in den Annalen der Menschlichkeit durch jene französische Nacht glänzenden Tages, in welcher Adel und Klerus ihre Vorrechte begeistert dem Vaterlande aufopferten. Deutsches, herrliches Volk! Du warst das erste, das diesen Triumph der Liebe sich errang! Während noch im Januar d. J. der alte Gesetzgebungslandtag der Reichen und Adligen zu Berlin die Schmach auf Dich lud, zu sagen: Du wolltest das Blut der Verirrten, und darum müsse man Dir das Blut gewähren — hast Du heute, endlich Deines

---

*) Siehe das Gedicht S. 54 dieses Bandes.

**) B. Ztg. Jahrg. 1848. No. 90.

eignen Willens mächtig, kraftvoll proteſtirt gegen dieſe Verleumdung, und Deine reine Stirn abgewandt vom Greueldampfe der Schaffotte. „Der erſte Fürſt — ſpricht Verrina zu Fiesko — war ein Mörder, er führte den Purpur ein, die Flecken ſeiner That in dieſer Blutfarbe zu verſtecken.“ Schauet das Gegenbild: ein Volk, das freigeworden iſt, bedarf des Blutpurpurs nicht, um ſeiner Majeſtät und Machtvollkommenheit gewiß zu ſein. In Berlin iſt die Todesſtrafe mit 294 gegen 27 Stimmen abgeſchafft worden, und beinahe hätte auch der Verbeſſerungsvorſchlag „ohne alle Ausnahmen“ geſiegt; über die Ausnahmen wird noch debattirt werden. In Frankfurt ſtürzte die Todesſtrafe mit 288 gegen 146 Stimmen, jedoch mit Vorbehalt ihrer Beibehaltung für Kriegsgerichte. Zugleich that man in Frankfurt den faſt nicht minder großen Schritt zur Abſchaffung aller die Menſchenwürde ſchändenden Strafarten, nämlich der körperlichen Züchtigung, der Brandmarkung und des Prangers. Erſt mit dieſen Geſetzen ſchreiten wir aus dem greuelvollen Staat des Mittelalters vollſtändig in den Staat der Humanität hinüber. Dieſer Sieg iſt Mehr als eine gewonnene Schlacht, und wird ſich vollenden durch die Reform der Gefängnißſtrafen und die Umwandlung der Strafarbeit in Beſſerungskolonieen.“

Mit derſelben Begeiſterung, zu welcher ihn die Aufhebung dieſes barbariſchen Inſtituts entflammte, ſchleuderte er ſeinen ganzen Manneszorn auf Diejenigen, welche jenes Geſetz zu erhalten ſuchten. “Verlockung

der Hölle — ſchrie es in ihm empor *) — ſolche Geſetze zu dekretiren! Mit welchem Wort ſoll man dieſe Verblendung ſonſt doch beſonnener Männer bezeichnen? In einer Zeit, wo das Rad der Geſchichte ſauſend fortrollt, wo das Volk in jedem Augenblick — und einmal doch ſicher — das Rächerſchwert in ſeine Fauſt bekommen kann, — zu ſolch einer Zeit Blutgeſetze zu unterſtützen, aus denen nothwendig eine grauenvolle Erndte hervorgehen muß! Zu ſolcher Stunde auch uns anzudrohen, Was ſeitdem das Wiener Volk erlitten hat! Noch einmal dem Blutdurſt ſiegreicher Soldaten die entwaffneten Gefangenen preiszugeben, und nicht einmal zu bedenken, wie nach ſolchen Vorgängen das Volk dereinſt ſeinen Sieg benutzen wird, in welchem es dann nothwendig eine gottberechtigte Blutrache erkennt!

„Manche Menſchen waren bisher gegen die Republik, weil ſie von Anno 93 her noch einen traditionellen Blutgeruch an ſich trug. Wenn über 50 Jahre die alte Monarchie auf Erden nur noch in der Erinnerung lebt, dann wird ihr Geſpenſt einen viel blutigeren Schleier tragen als jene, und mit Kopfſchütteln und Unglauben wird man es Deutſchen Univerſitätsſtädten nacherzählen, daß ſie Anno 1848 Vertreter wählten, die Geſetze unterſtützten, deren raſender Unverſtand nur durch ihre Herzloſigkeit aufgewogen ward.“

*) Ein Wörtchen an den Abgeordneten Bauerband. B. Ztg. vom 28ſten November 1848.

Daß Kinkel mit der gleichen Ehrlichkeit schonungslos die Verbrechen seiner eignen Partei tadelte, sehen wir unter Anderm auch aus den Worten, die er bei Gelegenheit des Frankfurter Aufstandes in seinem Blatte gegen die Mörder Lichnowsky's und Auerswald's schleuderte. Wir theilen das Wesentliche des ganzen Artikels mit, damit wir klar den Standpunkt Kinkels in seiner ganzen Reinheit erkennen:

Gerechtigkeit! *)

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni!

I.

— — — — — — — — — — — — —

„Wenn wir den greulichsten Verbrecher, den Mörder seiner Mutter, nicht getödtet wissen wollen, so wird man uns wohl Glauben schenken, wenn wir sagen: am Allerentschiedensten sind wir gegen die Hinrichtung des politischen Verbrechers. Wir finden es unter allen Umständen und von jeder Partei einen Frevel, Jemanden für seine politische Ueberzeugung und für deren Folge — die politische That — mit seinem Kopfe verantwortlich zu machen.

„In Frankfurt ist Das an zwei Abgeordneten geschehen. Auerswald und Lichnowsky sind von den Aufständischen gefangen, und als Gefangene getödtet worden.

*) B. Ztg. 1848. No. 131 und 136.

Dieſe That, von unſerem Standpunkte angeſehen, war eine ſchlechte und ſittenloſe That, vielleicht ebenſo ſchlecht und ſittenlos wie die Thaten des königlichen Mörders in Neapel. Wir ſagen noch mehr: Waren wir bei jener Tödtung zugegen, wir hätten mit unſerer Bruſt die Kolbenſtöße abgewehrt von der Bruſt ſelbſt des gehaßten Junkers, und unſer Leben eingeſetzt für das ſeinige. Wir hätten das gethan als Menſchen, weil wir eben jede durch Blut vollzogene Rache verabſcheuen; ebenſoſehr aber auch als Republikaner, weil jeder Blutstropfen den Weg zur Republik ſchlüpfriger und ſchwerer erſteiglich macht.

„Nachdem wir Dieſes vorausgeſchickt, können wir ohne Furcht vor Mißdeutung auf die ſchmachvollen Uebertreibungen hinweiſen, mit welchen die Volksfeinde dieſe Thatſachen ausbeuten und zugleich die unerhörte Stellung aufdecken, welche die beiden Abgeordneten dem Volke gegenüber freiwillig genommen haben.

„Zuerſt müſſen wir hier unſere eigene Partcianſicht über den ganzen Septemberkampf aufſtellen. Es beweiſt ſich in einer Kriſis, wie dieſer, der Mann und ſein Charakter. Viele der Linken ziehn ſich, nachdem die Sache geſcheitert iſt, von ihr zurück, und die ſelbſt ſich republikaniſch nennenden Zeitungen machen Schwenkungen. Wir nicht. Gegenüber der drohenden Militairgewalt, gegenüber den Mörderkugeln, mit der man unſere Perſon in vertraulichem Geſpräche bereits bedroht, und

unſere Familie einzuſchüchtern verſucht *), gegenüber den Betſchweſter-Verleumdungen der royaliſtiſchen Blätter, ſprechen wir es ruhig aus: daß die Barrikadenkämpfer von einem großen und berechtigten Gefühl durchglüht waren, und daß das gleiche Gefühl, Gott ſei Dank! in Millionen Deutſcher Herzen glimmt. Es war kein Kampf um's tägliche Brod, es war nicht einmal der Kampf um eine Staatsform, um die Republik, oder um den Sieg über die Militairgewalt, es war auch keine ſociale Revolution: — es war Nichts, als eine Demonſtration für die Ehre des Vaterlandes, die man durch den ſchmachvollen Waffenſtillſtand als gefährdet anſah, und die auch durch ihn gefährdet und gekränkt iſt und bleibt trotz allen Majoritäten der Paulskirche.

„Was die Barrikadenmänner wollten? Wir wiſſen es nicht. Ein Attentat auf die Nationalverſammlung? Das hat ſich nicht beſtätigt. Die Republik? Nein, denn die Hanauer, welche 1600 Mann ſtark und wohlbewaffnet vor dem Thore ſtanden, und auch ſtehen geblieben ſind, wollten ihnen helfen, wenn ſie die Republik ausriefen. Plünderung? Wahrlich nein, denn von Schreibens nicht wohl kundigen Arbeitshänden ſtand an den Läden geſchrieben: „Heilig iſt das Eigenthum — Tod!“ Der ganze Aufſtand hat etwas Räthſelhaftes, Was ſein Endziel angeht: er war nicht durch Verſchwörung

*) Siehe die Briefe S. 98 und 99 dieſes Bandes.

gemacht, er war ein bloßes Auflodern des tief verletzten, trotz allen Adreſſen und Lebensäußerungen von der Paulskirche nicht beachteten Volksgefühls.

„Dies Volksgefühl aber iſt durch die Niederlage dieſer ſeiner erſten Opfer nicht erſtickt: durch dieſe hundert Todte wird die Annahme des Waffenſtillſtandes nicht um ein Haarbreit ehrenvoller, als vorher. Das Volk ſchwankt nicht wie Cabinette — und wie Redacteure dicht vor dem neuen Abonnement! Das Volk wird den Proteſt gegen den däniſchen Vertrag und gegen das hiemit dem Preußiſchen Cabinet ertheilte Vertrauensvotum darum nicht fallen laſſen, weil den erſten Vorkämpfern dieſes Proteſtes mit Kartätſchen geantwortet wurde! Die rührende Eintracht des Oeſtreichiſchen und Preußiſchen Militairs, welches mit dem Volkswillen am 6ten Auguſt dem Reichsverweſer nicht huldigte, gegen den Volkswillen aber in Sturmeseile auf Johann's Befehl heranflog — dieſe Eintracht wird den allgemeinen Zorn nicht ſchrecken. Es ſind geſetzliche Mittel genug da, mit denen wir die Bajonette abſtumpfen, trotz Herrn von Schmerling in Frankfurt und Herrn von Pfuel in Berlin.

„Möglich, daß die mächtigen Heeresrüſtungen Wrangels gegen Berlin, daß die drei Unglücksſterne über Wien: Jellachich, Radetzky und Windiſchgrätz einen neuen Ausbruch niederhalten oder im Blut erſticken.*)

*) Man beachte, daß dieſe prophetiſchen Worte bereits am 28ſten September aufgezeichnet ſind! Alles iſt eingetroffen.

Letzteres wäre schrecklich: aber es ist billig, daß die Männer, welche so lange „keine Reaktion sahen," daß all' die doctrinairen und professorischen Volksleiter und Mittler, die zu jeder That eine so glänzende Unfähigkeit gezeigt haben, erst diese Lection bekommen. Das Volk wird den Leidenskelch, den ihm die Paulskirche geboten hat, vielleicht bis auf die Hefen austrinken: aber er wird ihm Arzenei werden und als solche die Krise beschleunigen, in welcher aus seinem genesenden Körper alles Halbe, Faulige und Schwächende ausgestoßen wird. Was wir jetzt vor der Republik durchleiden, Das kommt uns doch zu Gute, indem es uns hernach, wenn wir sie haben, den Läuterungsprozeß abkürzt. Namentlich wird eine solche Pause Allen das Bewußtsein bringen, daß nur die sociale Republik, nicht das antike Staatsideal von Sparta und Rom, unsern Uebeln abhelfen kann. Und dies Bewußtsein wird uns beim endlichen Siege viele verkehrte Professoren-Constitutiönchen und doctrinaire Experimentchen vom Leibe halten.

„Mit der Scheu, die uns vor Blut eigen ist, wenden wir jetzt den Blick wieder auf jene dunkle Stelle vor dem Hanauer Thor, und wägen auch dort die auf beiden Seiten gleichvertheilt liegende Schuld.

II.

„Die mit unerhörter Sturmkraft heranbrandenden Wogen der Geschichte haben es unmöglich gemacht, bis heute in diesen Blättern den Raum, in unserm Gemüthe

OXFORD-TAYLOR INST.

die Sammlung zum Abſchluß dieſes Artikels zu finden. Wir leben jetzt raſch: das blutige Schauſpiel des Frankfurter Septemberkampfes iſt bereits von dem mildernden Nebel der Vergangenheit umfloſſen, neue Thatſachen bewegen uns mächtiger das Herz. Wir dürfen hoffen, daß unſer Verſuch, eine ruhige und unparteiiſche Anſicht über die Tödtung der beiden Abgeordneten zu gewinnen, jetzt leichter iſt, als im erſten Augenblicke der Aufregung.

„Wir treten auf die blutige Stelle unter dem Pappelbaume vor dem Hanauer Thor zu Frankfurt. Die verſchiedenartigſten Berichte ſind eingelaufen, jede Partei hat der Sache ihre Farbe geliehen. Unſtreitig die tiefſte Schmach von allen Blättern hat die „Kölniſche Zeitung“ auf ſich geladen, welche mit der Gier eines Haifiſches nach den möglichſt gräßlichen Berichten ſchnappte, um ſie ihren Leſern aufzutiſchen. Wir müſſen, Was die Vollziehung der Tödtung ſelbſt angeht, alle Erzählungen darüber, eben wegen der in ihnen ſich aufthürmenden Widerſprüche, abweiſen, bis die gerichtliche Unterſuchung ſtattgefunden hat; denn bis jetzt ſind ja noch nicht einmal die Hauptzeugen der That ermittelt. Dieſe Unterſuchung wird gewiß kommen, denn ein paar Inſurgenten aus dem Volke werden der Tödtung ihres Feindes angeſchuldigt: es wird alſo die Wahrheit ſicher an den Tag treten, und erſt dann darf von aktenmäßigen und amtlichen Berichten die Rede ſein.

„Heute heben wir nur heraus, daß gerade das menſchlich Unwürdigſte, nämlich die qualvolle Tödtung und die Verhöhnung eines Sterbenden als eines Don Quixote ſchon als Lüge daſteht. Der jüngſte Bericht in der „Zeitungshalle“ giebt an, daß man vielmehr die Gefangenen am Leben laſſen und Lichnowsky bloß als Geißel behalten wollte; ein Verſuch des Fürſten aber, einen ihn roh Anfaſſenden gewaltſam zurückzuweiſen, indem er dabei nach einer Flinte griff, habe ihm die Todeskugel zugezogen. Dabei fiel das herbe Wort: „Du haſt den Volksmann Hecker einen Hochverräther genannt, Du haſt keine Gnade mit ihm gehabt, wir haben keine mit Dir — ſtirb!“ Man hat jedenfalls — Das bleibt Thatſache — einen wehrloſen Gefangenen getödtet, und man hat folglich etwas Grauſames und Verwerfliches gethan: man hat ſich der Monarchie gleichgeſtellt, welche in Baden das Standrecht ausrief, und dann — nicht in Wuth und Hitze, ſondern nach vorherigem Kriegsgericht — auf ganz ordentlichen Befehl zu Stauffen ſechs Freiſchärler niederſchießen ließ. Republikaner haben — und Das verzeihen wir ihnen allerdings nicht — den Fürſtenſoldaten ſich gleichgeſtellt, welche in demſelben Feldzug den Flüchtlingen keinen Pardon gaben. Was Monarchen und ihre Dragoner thun, Das darf kein Demokrat thun: denn der Demokrat kämpft nicht für ſeine Familie ſondern für Menſchlichkeit.

„Nochmals alſo — unſer Verwerfungsurtheil über dieſe That! Dann aber auch eben ſo offen den

Ausdruck unſeres tiefen Abſcheues über die Rolle welche von Auerswald und Lichnowsky an jenem Tage geſpielt haben!

„Was waren jene beiden Männer? Vertreter des Volkes. Nicht Vertreter ihrer Preußiſchen Wahlbezirke, ſondern des Volkes von ganz Deutſchland. Brach der Bruderkrieg aus, Was konnte einzig ihre Aufgabe ſein?

„Rößler von Oels hat uns Das gezeigt. Er ſchwang die weiße Fahne und trat unter die Kugeln, die zwiſchen den Brüdern im bunten Kriegerrock und den Brüdern im Kleide der Armuth gewechſelt wurden. Rößler wußte, daß er des ganzen Volkes Gewaltsbote war: er ſtiftete Frieden.

„Was thaten von Auerswald und Lichnowsky? Sie fühlten ſich nicht als Abgeordnete, ſondern als Preußiſche Officiere — ſie ſtellten ſich, um die Barrikadenkämpfer verderben zu helfen, dem Kriegsminiſter zur Dispoſition. Nachdem ſie durch ihre Abſtimmungen, und der Eine außerdem durch die roheſten und übermüthigſten Ausfälle auf die Lieblinge des Volkes deſſen Zorn gereizt, deſſen Willen verhöhnt hatten, wollten ſie gegen dieſen Willen die beliebten Kartätſchen commandiren — ſie wollten Richter werden in eigener Sache!

„Und warum ritten ſie vor's Thor? Niemand hat es abgeläugnet: ſie wollten die Turnerhaufen recognosciren. Sie wollten ſodann den Kanonen entgegen, um deren Feuerſchlünde kunſtgerecht gegen das

Volk zu führen, deſſen Stellung ſie liſtig hinter Hecken und Gartenzäunen ausgeſpäht hatten. Ihren Feinden, denen ſie Tod erſannen, konnten ſie in dieſer würdeloſen Thätigkeit nur unter dem Geſichtspunkte feindlicher Officiere erſcheinen; und Wer von Euch hat — die offene Waffenfehde vorausgeſetzt — gegen Erlegung eines feindlichen Officiers Etwas einzuwenden? Das Volk aber hat keine Zündnadelgewehre und Spitzkugeln gegen die zu Roß Entfliehenden, ſondern bloß Senſen und Säbel.

„Aber am Grabe dieſer beiden Männer haben Prieſter und Apoſtaten ſie halb zu einer Art von Antinous — halb zu Märtyrern gemacht!*)

„Laßt ſie ruhen, die Todten: — aber Denkmale baut ihnen nicht! Sie haben ihre Stellung und das Maß der Gerechtigkeit gerade ſo gut überſchritten, wie ihre Feinde! Ueber ihren Gräbern aber, ſtatt mit dieſen Blutſcenen den Unverſtand des vornehmen Pöbels gegen die Republikaner zu hetzen, lernt auch für die heißeſten politiſchen Kämpfe das Wort achten, das an der Stirn dieſes Artikels ſteht: Gerechtigkeit!“

---

*) Wir erinnern an die zahlreichen Aufforderungen conſervativer und reaktionairer Blätter — unter andern des Bonner Wochenblattes — zu Denkmälern für jene Gefallenen!

6.

Eben so energisch, wie gegen die Todesstrafe, kämpfte Gottfried Kinkel für die Reform des Gefängnißwesens, und legte seine Besserungsvorschläge in der Schrift: „Handwerk, errette Dich!“*) nieder. Um wenigstens auf einem Punkte den Beweis zu liefern, wie positiv Kinkel's revolutionaire Thätigkeit war, verweilen wir einen Augenblick bei diesen Vorschlägen.

„Der Staat benutzt das Verbrechen zum Sturz ehrlicher Leute. Die Fabrikation der verschiedenartigsten Erzeugnisse, welche derselbe in seinen Zucht- und Arbeitshäusern vornimmt, ist der Ruin des Handwerks. Die Verwaltung dieser Anstalten bleibt nicht dabei stehen, daß sie die Gefangenen so Viel verdienen läßt, als für den eigenen Hausbedarf nöthig ist; nein, sie müssen weit Mehr arbeiten. Da nun der Staat diese Hände umsonst hat, so sind diese Fabriken in den Zuchthäusern die einträglichsten

*) Daselbst. Seite 97 ff.

Geschäfte, die man sich nur denken kann. Man ertheilt den eintretenden Züchtlingen nothdürftigen Unterricht in Einem Handgriff, und nun stellt man sie für die Zeit ihres Aufenthaltes an einen Arbeitsstuhl. Sie arbeiten rein als Maschinen: eine höhere oder vollständigere Erkenntniß des Geschäftes erlangen sie selten, jede geistige Hebung oder Spannung, jedes eigene Erfinden ist ausgeschlossen. Ihr ganzes Leben mißt sich nach den Stunden, welche sie täglich auf ein niemals wechselndes, also tödtlich langweiliges Geschäft verwenden. Ein neues Zuchthaussystem, das System des Schweigens und der Absperrung — für dessen pietistischen Erfinder ohne Zweifel Dante in seiner untersten Hölle einen eignen Schwefelpfuhl geheizt haben würde — tritt hinzu, um die abgestumpfte Thierheit oder die winselnde Entnervung des göttlichen Ebenbildes im Menschengeiste zu vollenden. Und so wird der Sträfling mit völlig gebrochener Kraft in die Welt wieder entlassen, welche er jetzt viel weniger, als früher, zu beherrschen versteht. Sein unseliges Arbeiten, seine vergeudete Lebensfülle haben nur dazu gedient, eine Masse meist werthloser und untüchtiger Arbeit hinzustellen. Indem man ihn mißbrauchte, hat man sich ein Mittel geschaffen, den redlichen Familienvater zu erdrücken, welcher freilich zu solchen Preisen nicht zu arbeiten vermag.

„Man wird allerdings fragen: Womit sollen wir denn die Verbrecher im Strafhause moralisch und körperlich beschäftigen, welchen Ersatz für die bisherige Maschinenarbeit finden? Und ferner: Sollen

wir denn dem Staate die großen Kosten für die gefallene Menschheit aufbürden, ohne daß uns der Sünder den kleinsten Ersatz dafür giebt?

„Zu der Antwort auf diese Frage wäre ich nicht verpflichtet; denn ich habe bloß zeigen wollen, daß der Staat auf dem bisherigen Wege ein tägliches Verbrechen an dem freien und redlichen Arbeiter begeht. Aber freilich, man beweist die Greulichkeit der Todesstrafe — und die Juristen sagen: sie ist ein nothwendiges Uebel. Darf dieses freche Wort in einem gebildeten Staate und unter christlichen Menschen ungestraft gesprochen werden, dann wagt man auch wahrscheinlich zu sagen: Die Zuchthausstrafe ist ein nothwendiges Uebel. Damit nun die Gegner dies Spiel verlieren, will ich — absichtlich von meinem Wege abschweifend — den Versuch machen, hierüber meine Gedanken auszusprechen.

„Zuerst also sage ich: Vermindert die Zahl der Verbrecher, und der zwangsmäßig zu erziehenden Kinder, so werden sie Euch gleich minder Kosten machen.

„Hiefür liegt das Mittel ganz nahe, und derjenige Staat hätte es längst und leicht finden sollen, welcher sich den Staat der Intelligenz vermuthlich aus dem Grunde nennt, weil er seinen Dorfschullehrern 30 Thaler Gehalt, einen Wandeltisch im Winter und im Sommer den Urlaub giebt, die Säue der Gemeine zu hüten. Die Beispiele bieten Westpreußen und im blühenden Rheinlande das Fürstenthum Wied. Darf

man ſich wundern, wenn hiebei die Schweine beſſer fahren, als die Bauerjungen? Oder glaubt Ihr, ein ſolcher Mann bringe von der Gemeinewieſe den Schwung des Geiſtes mit, um in ſeinen Kindern das Licht menſchlicher Bildung oder die heilige Flamme der Bürgertugend zu entzünden? Gebt Euren Mammon heraus, den Ihr auf Euren Paraden glänzen ließet, und bezahlt die Jugendlehrer ſo, daß Männer dieſen Stand ergreifen können, die ſich ſelber achten, und nicht ihre eigene Unwürdigkeit, ihren Knechtſinn oder ihre prügelwüthige Rohheit in die Jugend pflanzen.*) Setzt jeden Lehrer ab, der ein einziges Mal den Stock gebraucht, ſo werdet Ihr den Stock auch im Zuchthauſe und bei der zweiten Klaſſe im Militair nicht mehr nöthig haben. Denn der Menſch, der einmal als Knabe Prügel erduldete, muß eine lange Schule durchmachen, bis er ſein volles Ehrgefühl wieder erlangt hat — jenes Ehrgefühl, welches den Jüngling und den Mann vor dem Verbrechen als vor der tiefſten Schande zurückſchaudern macht. Geht in die Zuchthäuſer und fragt nach: die meiſten Sträflinge haben nie leſen oder doch Das, was ſie laſen, nie

*) Was Kinkel's unermüdliche Thätigkeit für die **Reform der Schulen und Univerſitäten** betrifft, ſo verweiſen wir unter Anderm noch auf die Artikel in der „Bonner Zeitung" Jahrg. 1848 No. 115, 116, 199, 200; Jahrg. 1849 No. 1; ferner „Spartacus" No. 2, 13, 14 und 16.

ordentlich verſtehen gelernt:*) wenn ſie ja die Schule beſuchten, ſo ſind ſie abgerichtet, aber nicht gebildet worden. Die wenigſten Verbrechen ſtammen aus Leidenſchaft her, und dieſe Verbrechen ſind wenigſtens keine unauslöſchliche Schande für das Menſchengeſchlecht. Nur die Verbrechen empören und entſetzen

---

*) „Es muß der Menſch ein Raubthier werden,
Wenn er beſtehen will auf Erden:
Ein Raubthier, ſchleichend oder reißend,
Vergiftend oder um ſich beißend."
— — — — — — — —
„Das Roß wird ſtets am Beſten tragen,
Dem ſie zutiefſt die Sporen ſchlagen,
Die graue Dummheit wird ſich ſtrecken
Und ihres Pein'gers Hände lecken;
Die Flur wird ſtets ein Volk gebären,
Nur gut zum Schlachten oder Scheeren: —
Allein auf der Gebirge Spitzen
Wird einſam ſtets der Geier ſitzen,
Den von Geburt an die Natur
Gezeichnet hat mit blut'ger Spur,
Der, ſchon im Neſte ein Despot,
Sich freut an Blut und Purpurroth,
Nur nach erkämpftem Gute ſchmachtet,
Und das Geſetz der Flur verachtet."

Ein Raubthier.

Gedichte von Alfred Meißner.
3te Auflage S. 126 ff.

— — — — — — — —

„Ich bin krank und kann den Schlaf nicht finden,
Weil ich Das gehört hab' und geſchaut,
Was ſich nie und nimmer läßt verwinden.

uns, welche mit moraliſchen Stumpfſinn, mit fühlloſer Rohheit begangen werden. Es wird aber Niemand ſtumpfſinnig, deſſen Geiſtes-kräfte in der Schule zum Denken geweckt worden ſind; es wird aber Niemand roh, dem nicht Rohheiten von ſeinen Erziehern angethan worden ſind. Der „Staat der Intelligenz“ hat ſich das Verbrechen wie an Mutterbrüſten ſelbſt groß gezogen.

Wach bei meines eignen Herzens Wehn,
Hatt' ich fernen Schmerzensſchrei vernommen;
Und des Weges ſchritt ich hin, zu ſehn,
Ob des Einz'len Hilfe könnte frommen.
Was ich dort mit düſterm Aug' geſchaut,
Iſt ſo arg, daß Beſſrung nie zu hoffen, —
Blut und Thränen, Schmerzen, ſtumm und laut,
Wunden, gräßlich tief und ewig offen! —
Eigne Schmerzen trag' ich ſtillbeherzt,
Eigne Schmerzen will ich ſtumm verhehlen,
Aber mehr als alles Andre ſchmerzt
Mich die Irrſal von verlornen Seelen.

„So Viel ſeh' ich in des Geiſtes Licht,
Aus des Glaubens Sternennacht erwacht:
Der auf Golgatha — Der hat noch nicht
Die Erlöſung dieſer Welt gebracht!
Denn ſolang' der Menſchheit Kern umnachtet,
Und in Noth noch tauſend Herzen brechen,
Und Ein Freier noch in Ketten ſchmachtet,
Kann der Thor nur von Erlöſung ſprechen!“

Demos. Daſelbſt S. **101** ff.

„Ich bin mit dem Sündenregiſter des Schulweſens noch nicht zu Ende. Dieſer Staat hat es geſchehen laſſen, daß man ſchon das Kindesalter, jene heilige Zeit der Menſchengleichheit, in zwei Herden auseinander trennte: in die reichen Kinder und in die armen Kinder. Für jene öffnet man Schulen in denen Geld bezahlt wird, dieſe unterrichtet man umſonſt. Ihr fragt: Willſt du nun gar unſere Barmherzigkeit tadeln? willſt du es rügen, daß wir den Armen, die ſonſt gar keinen Unterricht genoſſen hätten, wenigſtens auf dieſem Wege denſelben ertheilen? Haben wir nicht wie die Väter an ihnen gehandelt, haben wir ſie nicht mit Katechismus und Spruchbuch ausgeſtattet, haben wir nicht ſo manchen alten Rock daran geſetzt, um ihnen neue Röcke zur erſten Kommunion zu ſchaffen? O Ihr Heuchler, die Das als eine Gnade hinſtellen, was der Staat als ſeine erſte Pflicht anzuerkennen hat! Oder iſt es nicht Pflicht des Staates, keinen Bürger unter ſich zu dulden, der nicht die zum Bürgerthum nöthige Bildung erhalten hat oder erhält? Ruht nicht auf dieſer Bildung die Selbſterhaltung der menſchlichen Gemeinſchaft? Ihr aber habt die Armenkinder dieſes ihr unveräußerliches Recht erkaufen laſſen mit dem bitterſten Gefühl, das die weiche, zart empfindende Kindesſeele kennt, mit dem Schmerz der Zurückſetzung. Ihr habt dadurch in den ſchwächlichen Naturen eine ſchleichende und tückiſche Demuth gegen die Reichen genährt: die ſtarken und trotzigen Charaktere aber habt Ihr hingeſtoßen auf die harte rauhe Scheidewand, welche die Klaſſen des Volkes trennt — und Ihr wollt Euch

nun darüber wundern, wenn dieſe als Männer raſend gegen die Scheidewand anſtürmen, oder ihren Haß an den einzelnen Beſitzenden auslaſſen? In die reichen Kinder aber, indem Ihr ſie von den armen ſchiedet, habt Ihr zuerſt den Keim des Hochmuthes und dann den Keim jenes albernen und doch ſo empörenden Mißtrauens gelegt, in welchem gegenwärtig die ganze Bourgeoiſie zuſammenzittert — jenes Mißtrauens, welches in jedem Armen den Feind ſeines Vermögens, den Barrikadenkämpfer — oder nach Umſtänden den Strauchmörder ſieht. Thut die Armenſchulen fort und laßt das Kind im geflickten Kleidchen, wenn das Kleidchen nur reinlich iſt, getroſt neben jenem im Sammetkittel auf der Schulbank ſitzen! Sie werden zuſammen ſpielen trotz den verſchiedenen Röcken, ſie werden treu nebeneinanderſtehen und mannlich ſich helfen im Kriegsſpiel, und zwiſchen dem künftigen Fabrikarbeiter und dem künftigen Staatsminiſter wird eine Jugendfreundſchaft entſtehen, die Beide adelt. Das reiche Kind wird ſeinen armen Schulgenoſſen in der dunkeln Hütte beſuchen und einſehen lernen, wie viel herzlicher die Menſchen in dieſer Hütte zuſammen leben: der arme Junge aber wird mitſpielen auf den geſtickten Teppichen, und wird dann dereinſt nicht ſeine Mannesſtirn knechtiſch beugen vor dem glänzend ausgebreiteten Luxus des Reichthums. Beide aber werden zuſammen in der Reife ihres Alters Hand in Hand den Sieg des demokratiſchen Gedankens durch alle Schichten der Geſellſchaft hindurch führen und die Kluft ausfüllen, die jetzt

die Brüder aus dem Einen Volke ſo ſchmerzlich auseinander reißt.

„Ich weiß es, auch dann noch werden Verbrecher ſein: aber dann gilt es Dieſe anders zu behandeln als bisher. Der Verbrecher iſt durch ſeine That aus dem Kreiſe des edel Menſchlichen herausgetreten: er muß ſein neues Leben da anfangen, wo auch die Erziehung der rohen Völker beginnt. Er muß allerdings eine Thätigkeit erhalten, eine anſtrengende und mühevolle Thätigkeit: aber dieſe Thätigkeit darf keine bloß äußerliche ſein, keine Fabrikarbeit in engen Mauern, bei welcher der Geiſt in dumpfem Brüten untergeht. Nur der Verkehr mit Menſchen rettet den Verbrecher: denn die menſchliche Geſellſchaft darf man nicht immer mit Aepfeln vergleichen, von denen der faule den guten anſteckt, ſondern ebenſowohl mit dem kräftigen Lebenshauch der Kinder, der die Schwachen, welche in ihm leben, kräftigt und verjüngt. Die Einſamkeit aber, welche außerdem in allen Verhältniſſen neben den Stunden der Gemeinſchaft eintritt, dieſe muß nicht in Mauern, ſondern gegenüber der großen freien Natur dem Verbrecher gegönnt werden, wo die zur Buße lockende Stimme des ewigen Gottes auch die härteſte Bruſt endlich weit mächtiger rührt, als der Prieſter es vermag. Dies Alles kann nur dann geſchehen, wenn die menſchliche Geſellſchaft dem Verbrecher Gelegenheit giebt den Spruch unſeres großen Dichters wahr zu machen:

„Daß der Menſch zum Menſchen werde,
Schließ' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund!"

„Und Dies iſt nur möglich durch eine Verbrecher-Kolonie. Zwar können und dürfen wir dieſe Kolonie nicht mit ungeheuren Koſten, wie die Engländer, auf einer ſtillen Inſel des Ozeans anlegen: denn hiezu haben wir weder Geld noch Schiffe. Aber, worauf der alte Arndt ſchon hingedeutet hat, es giebt namentlich in den alten Provinzen Preußens noch ein ganzes Königreich zu erobern, und die Verhältniſſe, unter denen dort die Kultur ſich entwickeln müßte, haben viel Aehnliches mit den Urzuſtänden von Amerika und Auſtralien: dem Walde, dem ausgetretenen Fluſſe, dem Moor muß die Kultur abgekämpft werden. Dorthin ſtellt den Verbrecher, und je mehr er nach Euern bisherigen Rechtsbegriffen das Leben verwirkt hat, deſto ſchwerer ſei die Arbeit, durch welche er dieſes ſein Leben der Geſellſchaft wieder nützlich macht. Verbraucht den Abſchaum der Geſellſchaft, wie die weiſe Natur es mit allen Abfällen ihres Haushaltes macht: verwendet ihn zur Unterlage einer neuen Ausſaat, und gebt dem beſeligenden Gedanken Raum, daß in hundert Jahren ein frohes Menſchengeſchlecht an der Stelle der öden Wildniß die Hand jener Verbrecher ſegnen wird, für welche jetzt eure ſtumpfen Prieſter- und Juriſtenſatzungen keine Abkunft als das Fallbeil wiſſen. Schließt einen großen Bezirk ab, nicht durch eine Mauer oder einen Gensdarmen-Kordon, ſondern durch die unſichtbare Schnur des Geſetzes. Nur verurtheilte Verbrecher ſollen hier wohnen, und mit ihnen eine kleine Zahl von Männern, die ein Herz voll Liebe, einen beredten Mund und in ihrem ganzen Erſcheinen den Zauber haben, welchen

Wohlwollen und Humanität ſo unwiderſtehlich ausüben! In dieſem Bezirk arbeite der Verbrecher. Der Mörder werde hingeſtellt in den ſtillen Wald, um ſein Mordbeil nun zum Kampfe gegen die Wildniß zu ſchwingen: dort wird ſchreckender, als irgendwo ſonſt, der Schatten ſeines Opfers vor ihm aufſteigen: aber er wird auch fühlen, daß er mit einem Leben voll Aufopferung für eine künftige Menſchheit die Schuld eines Augenblicks ſühnt, und der reine Gottesodem der Natur wird kräftigend und friedenſtiftend durch ſeine Bruſt ziehen. Wer weniger geſündigt hat, dem gebt das Feld, welches eben der Waldnacht entrungen worden iſt, laßt ihn Sümpfe austrocknen, Wurzeln ausgraben, Steine wegwälzen. Hat er ſich bewährt, ſo gebt den Pflug in ſeine Hand, und verleiht ihm wieder ein Recht über ſeine Mitgeſchöpfe, über die mit ihm arbeitenden Hausthiere. Laßt ihn hoffen, daß er als gebeſſerter Mann nicht ohne Anhalt und Hülfe in die Welt wieder hinausgeſtoßen wird: gebt ihm eine Ausſicht, daß er von den Früchten ſeines Fleißes auch noch ſelbſt eine Ernte haben könne. Die Frauen aber, ſo lange es Verbrecherinnen giebt, ſperrt nicht in Magdalenenſtifte, ſondern laßt ſie den großen patriarchaliſch gemeinſamen Haushalt der Kolonie führen. Stellt ſie an die leichten Handwerke, übergebt ihnen die Küche und laßt ſie vollſtändig für die Kleidung der draußen arbeitenden Männer ſorgen. Thut aber auch den albernen Gefängnißgrundſatz von der Trennung der Geſchlechter ab, und lernt endlich einſehen, daß die Natur Mann und Weib zu gegenſeitiger Erziehung, Beſſerung und ſittlichen

Erhebung auf einander angewieſen hat, daß jeder Mann roh, jedes Weib gemein und gedankenlos werden muß, wenn ſie dauernd den Verkehr mit dem andern Geſchlecht entbehren. Verſucht es doch wenigſtens einmal, ob denn nicht ein ſolcher Kommunismus, ein ſolcher ganz neuer Anfang des geſellſchaftlichen Lebens Diejenigen erretten könnte, welche der bisherige geſellſchaftliche Zuſtand verloren gegeben hat. Seid überzeugt, eine Kolonie dieſer Art innerhalb der eigenen Landesgrenzen würde Euch ſchon nach drei Jahren Nichts mehr koſten, würde aber in zwölf Jahren vielleicht ſchon Zehntauſende eintragen. Sie würde nicht, wie die bisherigen Strafanſtalten, Fabrik und Handwerk erdrücken, ſondern Das uns geben, was wir in Deutſchland immer noch gebrauchen können: Korn und Weizen, Brot für unſere Armen, wohlfeile Füllung der Staatsmagazine, Unmöglichkeit einer Wiederholung jener Sünden des Staates in Oberſchleſien. So erſchafft Euch ein Sibirien, aber ein menſchliches!“

7.

Daß Kinkel in dieſer Zeit — er hatte ſich **täglich 18 Arbeitsſtunden** geſetzt! — ſeine Poeſie gänzlich mußte ruhen laſſen, iſt leicht begreiflich. „Der wahre gläubige Künſtler — ſprach er*) — tritt in ſolchen Tagen, da eine neue Zeit in Geburtswehen kreiſt, beſcheiden zurück, lebt ſich in die Erſcheinungen, welche aus jenem Gährungsproceſſe hervorgehen, herzhaft ein, und beſchreitet, wenn das Volk wieder nach der Kunſt und dem Künſtler ruft, ſicher und gereift das neu aufgeführte Forum, deſſen Menge entweder ſeinen Worten lauſchen oder das Werk ſeiner Hände bewundern will. Der Dichter aber, der Maler, der Muſiker, welcher den Gährungen der Uebergangsperiode grollt, weil ſeine Beſtrebungen für eine Weile in den Hintergrund treten, beſitzt entweder keinen feſten Glauben an die Ewigkeit ſeiner Kunſt, oder er iſt der Sklave ſträflicher Eitelkeit, wenn ihn ein augenblickliches Verſchwinden ſeiner Perſönlichkeit ſchon mißmüthig machen kann. Weckt erſt

*) Bonner Ztg. 1848. No. 143.

die Freiheit die ſchlummernden Geiſter des Volkes, daß ſie ſich auf der einen Seite im Schaffen offenbaren, auf der andern in der ſteigenden Empfänglichkeit für das Geſchaffene, in der wachſenden Kraft: die Werke, die der Künſtlergenius gebildet, in ſich aufzunehmen, — dann bedarf die Kunſt nicht mehr der Unterſtützung von Oben, weil ſie natürlichere Unterſtützung von Unten her ſchon gefunden hat; dann bildet ſich naturwüchſig, in friſcher Waldluft, Was dort durch die Wärme des Treibhauſes hervorgelockt worden iſt. Soll eine Kunſt erblühen, ſo echt und volksthümlich, wie die Kunſt der Griechen oder das Drama Shakeſpear's es geweſen, ſo muß ſie durch das Volk erblühen, und blüht auch nur durch das Volk auf. Nehmen wir z. B. das Theater. Hat einmal Geiſt und Herz des Volkes den Schwung gewonnen, welchen die Freiheit giebt, dann verlangt es auch nach friſcher, kräftiger Speiſe, die nicht den Gaumen kitzelt, ſondern einem tüchtigen Körper tüchtige Nahrung zuführt, und wo findet es dieſe ſo reichlich, als vor „den Brettern, welche die Welt bedeuten?“ Beſitzt aber das Theater die Stellung, die es in einer edlen Nation einnehmen ſoll, ſo finden ſich auch die Dichter, finden ſich die Darſteller, und weder der Eine, noch der Andere wird ſich ſeines Ruhmes oder ſeiner Exiſtenz wegen in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen: an einen andern Gerichtshof zu appelliren, als den ſeines Volkes. Intereſſirt ſich die Nation für ihren Künſtler, ſo iſt für die Stellung deſſelben geſorgt. Beſitzt jede Stadt ihre Bühne — natürlich

nicht bloß von den bisherigen Laſten befreit, ſondern auch in ſplendider Weiſe unterſtützt — wie leicht läßt ſich dann für den Dramatiker eine Stellung ermitteln! Für den Lyriker, den Epiker, den Schriftſteller überhaupt iſt es minder von Bedeutung, ob er eine unabhängige Stellung beſitzt. Platens berühmter Ausſpruch:

„Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den Helikon"

iſt durch den Landgerichtsrath, der den Triſtan und den Münchhauſen gedichtet, glänzend widerlegt worden. Daß hie oder da ein Dichter, welchem die Organiſation ſeiner Natur oder äußere Verhältniſſe im Wege ſtanden, von Staatswegen eine Unterſtützung erhalte — Wer könnte dagegen eine Einwendung machen?

Die Deutſche Lyrik hat ſchon vor den Februartagen eine Blüthe erreicht, wie ſie wenigen Nationen zu Theil wurde; es fehlt uns nur noch, damit wir die Richtung durch eine Perſönlichkeit bezeichnen, ein Beranger. Das Deutſche Epos — letzteres Wort in der urſprünglichen Bedeutung genommen, — iſt mit Simrock's Heldenbuch abgeſchloſſen; aber hier blüht noch ein reiches Feld für das humoriſtiſche Heldengedicht und die poetiſche Erzählung. Dem Drama ſteht die größte Zukunft bevor. Das Drama iſt recht das Kind der Freiheit, auch bringen die empordrängenden unteren Schichten der Geſellſchaft die Friſche und Urſprünglichkeit des Gefühls mit, welche die Logen längſt verloren haben; ſie vermögen es noch, ſich über dem Stücke, das vor ihnen vorüberzieht, ſo gänzlich zu vergeſſen, daß

ſie mit den Perſonen, welche vor ihnen handeln und leiden, mithandeln und mitleiden. Mit dem großen Volk entſtehen die großen Dichter, mit dem Volke ſinkt auch die Dichtung."

So vergaß Gottfried niemals ganz ſein urſprüngliches Feld: die Kunſt. Blieb ihm auch nicht die Zeit, ſelbſt Großes zu dichten, ſo verfolgte er doch die neuen Erſcheinungen auf dieſem Gebiete, und ſuchte durch Kritik zu wirken, wo er nicht ſelbſt produciren konnte. Namentlich erwähnen wir an dieſer Stelle die gediegenen und lebhaft geſchriebenen Theaterrecenſionen, welche die „Bonner Zeitung" regelmäßig brachte. Im Winter 1848 wurde nämlich unter der Direction des rühmlichſt bekannten Wilhelm Löwe das neugebaute Theater zu Bonn eröffnet; Gottfried übernahm die Kritik der Schau- und Luſtſpiele, Johanna die der Opern. Dieſe Recenſionen erhielten dadurch einen beſonderen Reiz, daß jedes Bühnenſtück auch vom Standpunkte der Volksthümlichkeit ſeine Beurtheilung fand. Dieſe Arbeiten fanden ſo großen Beifall, daß ſelbſt viele Gegner Kinkel's ſeine Zeitung um der Theaterkritiken willen ſich anſchafften.

Trotz ſeiner gehäuften Thätigkeit auf dem Felde der Politik, müſſen ihm ſeine gehäſſigſten Feinde das Zeugniß geben, daß er nie um eines politiſchen Parteizweckes willen auch nur ein einziges Mal ſeine Amtspflichten verſäumt, eine einzige Unterrichtsſtunde ausgeſetzt hat. Dienſttags z. B. hielt ihn die Redaction ſeines Blattes von 9 Uhr Morgens bis 5 Uhr

Nachmittags — mit Ausnahme der Essenszeit — ununterbrochen an's Zimmer gefesselt; von 5 bis 7 Uhr las er zwei Collegien; um 7 Uhr begab er sich in die Versammlung des demokratischen Vereins, der ihn bis 11 Uhr gefesselt hielt, und dann erwartete er nicht selten bis 3 Uhr Nachts die Ankunft der neuen Zeitungen, um früher als alle übrigen Blätter die jüngsten Nachrichten mitzutheilen. Sonntags aber ging er regelmäßig mit mehren seiner Freunde auf's Land, um in zahlreich besuchten Volksversammlungen den Glauben an den Sieg des ewig Guten und Menschlichen in tausend Herzen zu entflammen!

Das Licht der Humanität verbreitete sich durch Kinkel's und seiner Freunde Bemühungen mit einer Schnelligkeit von Bonn aus über das ganze umliegende Gebiet, welche uns zur Bewunderung hinreißt. Schon bald nach der Gründung des demokratischen Vereines war es unmöglich den zahlreichen Einladungen der Landbewohner nachzukommen, welche die Bonner Redner auch in ihrer Mitte zu hören verlangten. Man traf deshalb die Einrichtung, daß einer solchen Einladung nur dann Genüge geleistet wurde, wenn dieselbe von mindestens 30 Einwohnern eines Dorfes unterzeichnet war. Allein auch trotz dieser Bestimmung war es bald unmöglich, jede derartige Einladung zu beachten. Kinkel forderte daher die Landleute auf, gleichfalls in ihren Dörfern demokratische Zweigvereine zu gründen und sich als solche dem Bonner Hauptverein anzuschließen. Es wurde dann Sorge getragen, daß man jenen Landver-

einen bei ihrer erſten Einrichtung half, und nicht lange — ſo entwickelte ſich auch hier ein ſo reges und friſches Bürgerleben, wie in der Stadt. Es verging nach Kurzem kaum eine Woche, in welcher Kinkel nicht in ſeinem Blatte die Gründung eines oder mehrer Dorfvereine mittheilen konnte.

Unter den Männern, welche ihm mit Rath und That zur Hand gingen, erwähnen wir vor Allen den Studenten Karl Schurz, einen geiſtvollen und unermüdlichen Jüngling, der an durchdringender Schärfe des Verſtandes Kinkel vielleicht noch übertraf. Er half ſeinem älteren Freunde mit der größten Treue und Aufopferung bei der Redaction der „Bonner Zeitung“ und wirkte durch verſtändige Kritik und planvolle Berechnung in ſeiner Art vielleicht nicht weniger als Kinkel durch die Gluth ſeiner Begeiſterung und die hinreißende Lebendigkeit ſeines Gefühls.

Unter den übrigen Männern, welche der Sache der Demokratie ihre uneigennützige Thätigkeit widmeten und den vielbeſchäftigten Kinkel nach Kräften unterſtützten, nennen wir als die Tüchtigſten den Kaufmann Anſelm Ungar und den Gaſtwirth Friedrich Kamm. Dagegen war die Demokratie unter den akademiſchen Bürgern der Friedrich-Wilhelms-Univerſität eben ſo ſchlecht vertreten, als auf den meiſten Deutſchen Univerſitäten überhaupt. Freilich beherrſchte Schurz während der Zeit ſeines Bonner Aufenthaltes durch überwiegenden Geiſt und Rednertalent einen großen Theil ſeiner Commilitonen: allein es war ein Strohfeuer kurz

nach dem frischen Eindruck der Märzrevolution, das bei dem ersten Sprühregen der Novembertage eben so früh wieder verlosch. Der ganze Grund jener kurzen Begeisterung lag in der augenblicklichen Ungebundenheit des Studenten; sobald die Universitätsgerichtsbarkeit die Hanfschlinge ihrer Ausnahmegesetze wieder hervorzog, kehrte auch jener beliebte „bessere Ton" zurück, welcher den deutschen Studenten so sehr vor der lebendigen Begeisterung, vor der schöpferischen Thatkraft des französischen Akademikers „auszeichnet."

„Wenn unser „Vater" spazieren geht,
Ziehn wir den Hut mit Pietät: —
Deutschland, die fromme Kinderstube,
Ist keine Römische Mördergrube!" —

Im October d. J. reiste Kinkel als Abgeordneter des demokratischen Vereins zum Congreß der Demokraten nach Berlin. Wie sehr er sich dort das Vertrauen aller Mitglieder des Congresses zu erwerben wußte, sehen wir aus der Thatsache, daß man ihm sowohl von der Rechten, wie von der Linken seine Wahl zum Mitglied und Präsidenten des **Centralausschusses** der demokratischen Vereine anbot. **Er schlug diese Stellung aus,** weil er seine Amtspflichten nicht verletzen wollte, und bewies auch hiedurch wie albern und grundlos der so oft von seinen Feinden gegen ihn erhobene Vorwurf des Ehrgeizes war. Johanna begleitete ihn auf dieser Reise und erlebte unterwegs das in den „Erzählungen" so rührend geschilderte Aben-

theuer des verlassenen Kindes, das von seinem Vater in kalter Nacht bei Sturm und Wind — vielleicht auf Ewig — Abschied nehmen mußte. *)

Wien war gefallen, die Berliner Versammlungen aufgelöst, und die legale Steuerverweigerung mit der rohen Gewalt der Bajonette besiegt worden. Auch Bonn hatte in den Novembertagen eine ernste Prüfungszeit durchlebt und sich innerlich murrend und tiefempört der Soldatenherrschaft gebeugt. Ohne Kinkel's besonnene Thätigkeit wäre der blutigste Zusammenstoß zwischen Militair und Bürgern unvermeidlich gewesen. Schon am 13. November, als Professor Bauerband die Annahme einer Mißtrauensadresse verweigerte, und sein Hausrecht gegen seine eignen Wähler durch den Polizeikommissar Moritz Schlönbach geltend machte, hatte Kinkel dessen Haus vor der Demolirung geschützt; und als am 20. d. M. auf den Wink des wortbrüchigen Oberbürgermeisters die 1000 Mann des 27. Infanterie-Regiments von Worms in demselben Moment, wo Herr Oppenhoff die heilige Versicherung gab: „es kämen keine Truppen herbei," mit klingendem Spiel die Stadt besetzten: — da rettete Kinkel den Frieden, indem er sich selbst zwischen die wüthenden Bürger und rohen Soldaten warf, und zur Ruhe aufmunterte. Sein Lohn dafür war ein elender Proceß, in welchem der Staatsankläger die Unverschämt-

*) Erzählungen. S. 291.

heit bewies, Kinkel den Richtern als einen Mann zu schildern, der, voll der blutgierigsten Gesinnungen, das Leben der Steuerbeamten bedroht habe, während er in der That die Person derselben **beschützte**!

Gottfried Kinkel zog jetzt öfter, als je, auf's Land, um das arme Volk zu trösten und ermuthigen, seit in Oestreich das letzte Bollwerk der Märzfreiheiten dahinsank. Es war im December, als er mit mehren Hunderten seiner Freunde nach Hersel hinauspilgerte, um den Bürgern vom Lande und von der Stadt das Evangelium der Liebe uud Kraft zu predigen. Als sie das eine Stunde von Bonn entfernte Dorf erreichten, da krachten ihnen die Böller den Bewillkommnungsgruß der Männer entgegen, welche ihrer harrten. Gottfried aber bestieg im menschengefüllten Saal die einfache Tribune und sprach, während das Volk sich draußen trotz der kalten Jahreszeit massenweis an die geöffneten Fenster herandrängte, um wenigstens Einzelnes zu erlauschen, die Worte *):

---

*) Die ganze Rede ist **wörtlich** aus den Aufsätzen Kinkel's in der „Bonner Zeitung" entlehnt. Ueberhaupt sind die meisten Leitartikel seines Blattes Reminiscenzen oder Abspiegelungen seiner improvisirten Volksreden. Ganz richtig glaubte Kinkel durch diesen Umstand seine Worte dem Gedächtniß des Volkes besser einzuprägen. — Bezüglich der Reden, durch welche Kinkel und seine Freunde für die Aufklärung des Volkes wirkten, mag hier noch folgende Bemerkung Platz finden. Am Meisten wird das Landvolk durch die elende Gemeindeverfassung gedrückt, welche fast überall ein paar reiche Leute zu Machtha-

„Brüder und Freunde!
„Bürger der Stadt! Bürger vom Lande!
„Könnte man irre werden an einem leitenden Gedanken der Zeit, und wäre unsre Hand zitternd genug,

---

bern und Verwaltern alles Communaleigenthums macht. Der Haß gegen die Willkühr dieser Dorftyrannen ist meistens ein furchtbarer; die Demokraten haben ihn nicht erzeugt, sondern vorgefunden. Mit wahrer Begeisterung nahm das Landvolk überall die Hoffnung auf, die im Fall der Annahme des D'Ester'schen Gemeindeordnungs-Entwurfs ihm zur Erfüllung kommen würde, daß es selbst in seinen Communalsachen gesetzmäßig ein Wort mitsprechen, seine alten Bürgermeister nach eigener Wahl ersetzen, und über sein Gemeindeeigenthum schalten kann. Daher denn auch die Bonner Petition zu Gunsten dieser freien Gemeindeordnung so viele Unterschriften fand. Es erscheint dann freilich natürlich, daß die bisherigen Dorf-Matadore nur mit tiefem Ingrimm die Verbreitung dieser Grundsätze unter ihre Heerden betrachteten. Vor Allem widerwärtig war die kleine Tyrannei, die man uns — angeblich „auf höheren Befehl" — durch Verbot der Versammlungen unter freiem Himmel anthat. Auf dem Lande giebt es keine großen, schönen Säale; die Frische und Einheit der Versammlungen war also dadurch sehr gestört, daß die Leute vor den Fenstern, in den Baumgärten und auf den Höfen stehend sich drängten, um wenigstens ein paar Sätze aus dem Munde der Redner zu erhaschen. Freilich, die wackern Bauern wußten sich zu helfen: im Hoholz (im Siegkreis) hatten sie den Hofraum mit zusammengereihten Leintüchern und mit Maien bedeckt, so daß dem Gesetze sein Recht widerfuhr. Die Plakate, welche die Versammlung ankündigten, wurden schon bei Tagesanbruch von den niedern Gemeindebeamten abgerissen, und doch fanden sich in Hoholz über 1000 Landleute ein, welche mit

um den Ariadnefaden im Labyrinth der Gegenwart, welcher ist der gewisse endliche Sieg des demokratischen Völkerwillens, sich entschlüpfen zu lassen, dann wäre der Tag gekommen, um irre zu werden. Der Frühling 1848 proklamirte mit der Freiheit zugleich die Unabhängigkeit der Nationalitäten. Sicilien hatte sich bereits befreit, Posen und Ungarn wurden alsbald freigelassen, Mailand und Venedig vertrieben ihre vielhundertjährigen Unterdrücker, Schleswigholstein machte eine glückliche Revolution, und in Irland gohr der Abfall von England. Selbst die Wallachei verselbstständigte sich, selbst der Croate nahm den Vorwurf des Hochverrathes hin, um den Versuch eines eigenen Staatslebens anzustellen. Die Schweiz endlich stärkte ihre republikanische Kraft durch eine Centralisation. Bedenkt man diese Weltlage — welch' eine herrliche Aufgabe hatte die Paulskirche, wie fest konnte sie das Glück der Völker gründen! Sie brauchte selbst fast nicht zu handeln, sie hatte bloß den schon gewonnenen Zustand zu erhalten.

„Und statt dessen — Was thaten unsre Vertreter? Sie bestätigten Polens Erdrückung und vierte Theilung. Sie jauchzten Radetzky Beifall, als er Mailand unterwarf. Während sie so die Knechtung fremder Nationen im Fürsten-Interesse zugaben, ließen sie das revolutionaire eigne Fleisch und Blut jenseits der Elbe in die

---

aufrichtiger und unverhohlener Freude die städtischen Gäste abholten, und mit Böllerschüssen empfingen. (B. Ztg. Jahrgang 1848, Nr. 156.)

neue drängende Gefahr der Fremdherrschaft verfallen. Diese zaghafte Politik, verbunden mit den raschen Siegen der Fürstenheere gegen die schlechtbewaffneten, rasch eingeübten, mit Geschütz übel versehenen Volkswehren gab allen Unterdrückern Muth. England blieb unerschüttert, und Messina wurde Siciliens Missolonghi. Die Schweiz wird von habsburgisch gelenkten Truppen bereits cernirt, und Frankreich bedient sich der Redensart, daß es bei Völkerunterdrückungen nur auf dem Wege der Menschlichkeit, d. h. nicht mit ehrlichen Waffen, sondern mit unnützer diplomatischer Bittstellung einschreiten dürfe.

„Ganz einsam und allein stand noch Ungarn da, die letzte Hoffnung der erdrückten Nationalitäten. Sein eigenes Ministerium, also seine Selbstverwaltung hatte es errungen, trotz allem Verrath wäre es mit seinen slavischen Nachbarn fertig geworden, und schon war mit der Unabhängigkeit auch die sociale Besserung durch Befreiung der Bauern von den Frohndiensten eingeleitet. Ungarn war zugleich, nach Mailands Fall, der Rückhalt für die Fortschrittspartei in ganz Oestreich, für die akademische Legion in Wien, für den Sieg des deutschen Elementes in Oestreich über das Slavenblut.

„Wie Italien auf dem Höhepunkt seines Sieges Deutschland seine Bruderhand bot, so hat Ungarn — nur noch entschlossener und kühner — feierlich erklärt, daß es mit Deutschland stehen und fallen wolle; es hat ausdrücklich ausgesprochen, daß Oestreich auf seine Hülfe nicht zählen dürfe, wenn es gegendeutsche Zwecke ver-

folge; es hat einen Gesandten nach Frankfurt geschickt. Und nun die Antwort auf diese Ergebenheitsbeweise? Keine Seele hat daran gedacht, sie zu erwiedern. Man ließ das wahrhaft edle Volk verzweifeln und sich unter treulosen, schwarzgelben Officieren verbluten: man trieb die Verlassenen selbst zu dem letzten Schritt, der dem durch Verrath Unterliegenden bleibt, zur gräßlichen, ingrimmigen Rache an den Verräthern, und dann schlug man über Lamberg's Tod, über Zichy's Galgen ein scheinheiliges Kreuz.

„Ungarn muß jetzt untergehen, für dies Volk hat kein Gott mehr eine Rettung. Alle die furchtbaren Heersäulen Oestreichs wälzen sich über das kleine Häuflein her, das der Gewalt unterliegen wird. Dahin, mein Vaterland, haben Deine tapfern Vertreter Dich geführt, daß Du mit Deinem eigenen Blute wieder ein fremdes Volksthum unterdrücken und Dir selbst dadurch neue Ketten schmieden mußt!

„Und wie steht es nun mit Europa? Was sinnt die Politik von Zarskoje Selo, von Potsdam und Olmütz?

„Zuerst Oestreich! Die Revolution hat man zu pariren gesucht; in Oestreich wechselt man die Personen, und hofft so den ingrimmigen Haß gegen die Dynastie, gegenüber einem noch jeder Hoffnung Raum gebenden Jüngling von 18 Jahren, zu beschwichtigen, dessen erstes Manifest auch wirklich goldene Berge verspricht.

„In Preußen drängen die Dinge selbst unaufhaltsam vorwärts. In Oestreich heißt die Frage

Deutſchſein oder Abſolutismus; in Preußen kommt es darauf an, ob ſich durch die „rettende That“ einer octroyirten Verfaſſung dauernd eine ſolche Majorität im Volke gewinnen läßt, daß man das Militairſyſtem aufgeben und die Staatsfinanzen ruhig zu großartigem Schaffen von Arbeit und Brod verwenden kann.

„In dem Falle — Krieg mit Frankreich! Der Czar regt ſich natürlich nicht, hält nur Polen ruhig, bedroht alle Donauländer. Habsburg greift mit Croaten und Grenzern, vielleicht auch mit gezwungenen piemonteſiſchen Bundesgenoſſen vom Süden, mit Reichstruppen in Rheinpfalz und Elſaß an; Preußen wählt ſich wieder die Schlachtfelder in Belgien; England cernirt, ſonſt unthätig, die franzöſiſche Flotte. Wenn die Republik Frankreich die Könige angreift, dann ſind dieſe verloren, weil dann die Empörung im eignen Lande der Trikolore hilft: wenn aber die Könige, nachdem ſie bei ſich Alles zur Ruhe gebracht, den Krieg nach Frankreich tragen, dann können ſie dieſem einen neuen Thron als Preis des Friedens erſchaffen.

„Und dann? Bis dahin giebt es 4 Kriegsflotten: eine engliſche, franzöſiſche, ruſſiſche, deutſche. Vier Flotten werden ſelbſt mit Nordamerika fertig!

„Und dann? —

„Als Babylons Thurm ſchon die Wolken küßte, da geſchah, wie geſchrieben ſteht: Der Herr fuhr hernieder und verwirrte ihre Sprachen. Babylon's Thurm iſt heut ein Steinhaufen in weiter Wüſte, auf deſſen verglaster Fläche der einſame Löwe ſich ſonnt! —

„Schauen wir auf das Treiben unſerer Tage, ſo drängt ſich immer und immer wieder das Bild Kanuts des Großen in unſere Seele. Seine Höflinge ſchmeichelten dem gewaltigen Herrſcher des Nordens, weil ihm nun ja Alles gehorche. Er, ſie zu beſchämen, ließ zur Zeit der Ebbe ſeinen Königsſtuhl hinab zum Strande tragen, und am Ufer des Meeres ſitzend bedrohte er die Wogen mit ſeinem königlichen Zorn. Als aber die Fluth herankam, da ſpielten und leckten die Wellen um ſeinen Fuß, und ſchwollen höher und höher, ſo hoch, daß bald das erſchreckte Gefolge den König des Alls von der grauenvollen Gefahr abmahnte, die er ſich und ihnen bereitete.

„Iſt es etwas Anderes in dieſen Tagen? Wir haben jetzt Ebbe ſeit dem Junikampfe in Paris, und gleich den Schaalthieren, die von der Fluth zurückgelaſſen, auf dem Sande verſchmachten, liegen die ermatteten Völker am Boden. Vielleicht hätte ſich jetzt am äußerſten Saum, den die höchſte Fluth beſpülte, ein Damm aufwerfen laſſen, und die ſchwachen, letzten Wogen konnten an ihm gebrochen werden: vielleicht war es ſo noch möglich, einen Fußbreit Erde für eine demokratiſche Monarchie zu gewinnen. Statt deſſen laſſen die Kanut's unſerer Tage wiederum den Thron an den unterſten Fluthrand tragen, weil ſie ihn für einen Augenblick vom Waſſer unbedeckt ſehen, und werfen um ihn bloß eine Düne auf für den erſten Anprall. Und auf dieſen Treibſand der Düne klettert unſre Gegenpartei haſtig hinauf und ruft: Wir haben ſie bezwun-

gen, die große athmende Meerfluth! kommt Alle herbei, daß wir auf dem entblößten Sand uns Hütten bauen!

„Arme Thoren! Der große Schöpfer und Meiſter des Alls hat ſeine Einheit und ſeine Größe in dem Wunder ausgeſprochen, daß alle Erſcheinungen der geiſtigen Welt ihr Gleichniß in der Natur haben, daß alle Wandlungen auf jenem Gebiete den großen Erſcheinungen auf dieſem entſprechen. Nun denn! Es iſt ein Naturgeſetz, daß auf die Ebbe eine neue Fluth folgt, und ganz ſo hoch ſteigt, wie die erſte gefallen iſt, und die verdorrten Muſchelthiere mit neuem Leben erfriſcht und allen Treibſand ſpielend weghaſcht, und zu ebner Fläche den Strand glättet. Es iſt ein Naturgeſetz, daß das Pendel, auf der einen Seite ſtark aufſteigend, eben ſo mächtig nach der entgegengeſetzten Seite ausſchlägt. Es iſt ein Naturgeſetz, daß die Wehen der Kreiſenden kommen und vorübergehen, bis die Letzte ein junges Menſchenleben zur Welt bringt. Es iſt ein Naturgeſetz, daß der nährende Saft der Muttererde, nachdem er von der Wintermitte bis zum März den ganzen Stamm durch jede feine Röhre hindurch belebt hat, plötzlich in Knospen, Blüthen und Blättern hinausſchießt und die aſchfarbige Trauer des Waldes gar ſchnell in ein mildes Grün umwandelt.

„Der Stamm iſt das Volk, der Saft der Geiſt der Demokratie. Unſichtbar durchdringt dieſer Geiſt die Gemüther, die Stände, die Heeresmaſſen; und wenn ein roher Hieb einmal den Stamm verwundet, ſpürt man den Saft, er iſt da, und ſobald er erſt Alles

erfüllt hat, mit Ausnahme der ſchon ganz abgeſtorbenen, vorigjährigen Blätter, dann ſtößt er raſch dieſe Blätter ab und braucht ſie, um den Stamm für künftige Jahre zu düngen, während das junge Laub friſch und hell den Baum überdeckt!

„Das größte Weltjahr ſeit den Geburtsſtunden der deutſchen Reformation und dem Ausbruch der erſten franzöſiſchen Revolution rollt dahin. Die Schnelligkeit der Eiſenbahnen hatte ſich in den letzten zehn Monaten auch dem politiſchen Leben mitgetheilt: nie gab es in Europa eine Weltbewegung, die ſo reißend ihren Kreislauf durch die Völker vollbrachte, aber auch niemals eine, deren Gegenſchlag ſo blitzartig raſch erfolgte. Im Laufe dieſer zehn Monate ſind die Völker frei, ſind ſie aber auch von Neuem unterjocht worden. Nach der ſchwärmendſten Aufregung ſehen wir eine erzwungene Ruhe hergeſtellt; aber Dauer iſt nicht darin. Denn zu keiner Zeit hat es ſo viel Unzufriedene und Mißvergnügte in der Welt gegeben, wie jetzt — und Das liefert doch wohl den klaren Beweis, daß an der Halbheit der jetzigen Zuſtände ſehr bald von allen Parteien gerüttelt werden wird.

„Drei Dinge ſind es, die den Denker bei dem umdüſterten Scheideblick des alten Jahres tröſten.

„Zuerſt die **Allgemeinheit** der Bewegung ſelber. Wir haben keinen einzelnen Aufſtand, keine Erhebung eines abgetrennten, politiſch etwa beſonders fortgeſchrittenen Theiles der Menſchheit vor uns: es iſt vielmehr die geſammte Kulturwelt, welche in dieſem

Jahre von dem tiefen Drang ergriffen wurde, ſich in ganz neue Lebensformen umzugießen. Ein Volk kann man niederzwingen, wenn die Nachbarvölker durch ihren politiſchen Geiſt dem Volke feindlich geſinnt ſind: aber ein Kampf von Principien, der durch alle Völker hindurchſchneidet, den jeder einzelne Bürger mehr oder minder tief in ſeiner eignen Bruſt ausfechten muß, der überall, wo er zum Ausbruch kommt, neben der Schlacht nach Außen zugleich die Geſtalt des Bürgerkrieges annimmt — ſolch einen Kampf hat man nicht dadurch beendigt, daß man die eine Partei zu Boden ſchlägt, ihre Häupter einſperrt oder verbannt.

„Und ein Principienkampf, ein wahrer und wahrhaftiger iſt es, um den wir fechten, um den wir dulden. Nicht um Formen des Staates handelt es ſich, ſondern um das ganze Leben und Lebensglück der Menſchheit — um blendende Stichwörter eines Theaterſtückes nicht, ſondern um die heilige tiefinnerſte Wahrheit. Das iſt unſer großer zweiter Troſt: dieſer Kampf iſt kein politiſcher, ſondern ein **ſocialer**; nicht unſer Kopf allein arbeitet ihn durch, ſondern in unendlich höherem Maaße unſer Herz. Dies giebt wieder der ganzen Weltlage eine Aehnlichkeit mit der Kampfepoche des jungen chriſtlichen Glaubens, und verleiht uns eine Begeiſterung, welcher der Sieg gewiß iſt.

„Die politiſche Frage bezieht ſich auf die Vertheilung der Macht im Staate, die ſociale auf die Vertheilung des Eigenthums, der Güter und Genüſſe des Lebens. Jedermann ſieht, daß die letztere unendlich

höhere Bedeutung hat als die erſtere. Wir arbeiten nur deshalb als Politiker, weil wir Socialiſten ſind.

„Die Eigenthumsverhältniſſe haben ſich im Lauf der Jahrhunderte, am Stärkſten aber in den letzten 50 Jahren, auf das Merkwürdigſte umgeſtaltet. Die Reihenfolge dieſer Umgeſtaltungen lehrt uns jetzt die geſchichtliche Betrachtung ganz mit der Klarheit und Sicherheit überſchauen, mit der ein kundiger Arzt eine Krankheitsgeſchichte ſchreibt. Das furchtbare Reſultat liegt vor unſer Aller Augen da: die Mutter Erde, obwohl ihr Schooß jetzt fruchtbarer iſt, als je, nährt ihre Kinder nicht alle mehr; während der Eine das Korn aufſpeichert, mangelt dem Andern das Brod. Die Ungleichheit in der Vertheilung der Erdengüter war niemals größer, als heute.

„Dieſe Ungleichheit aufzuheben, der Kraft und dem Talent den Erwerb, der Arbeit Lohn und Brod zu ſichern, das moderne Sklaventhum und die Rechtloſigkeit des Hungers zu vernichten — Das iſt unſer Wille, dafür ſtreiten wir. Das Wort: Wer zwei Röcke hat, der gebe Dem, der keinen hat, ſoll nicht ferner ein hohler Schall, eine Glocke ohne Schlägel ſein, ſondern es ſoll einmal Ernſt gemacht werden mit dem Evangelium, mit dem Naturgeſetz, mit dem ewigen Recht der Liebe, das in des Menſchen Herz eingeſchrieben ſteht, ſeit es Menſchen giebt! Wie nach der ſchönen Legende in jener Perſerſchlacht gegen den abtrünnigen Julianus die himmliſchen Schaaren in lichten Gewanden vorkämpften, ſo ſchreiten auch unſerm Hee-

reszuge vorauf die großen Socialiſten der Vergangenheit: der Völkerhirte Moſes, der Gracchen blutige Schatten, der Ewiglebende von Nazareth und die in ſeinem Geiſte ſchaffenden Apoſtel der brennenden Liebe bis auf Las Caſas und Wilberforce — und mit dieſen Geiſtern im Bunde erſtürmen wir den Sieg!

Und nun der dritte Troſt: Die Völker haben unermeßlich Viel **gelernt** in dieſem ablaufenden Jahre. Es greife heut einmal Jeder an ſeine Bruſt, und vergleiche Das, was er jetzt in ihr trägt, mit ſeiner geiſtigen Krafthöhe im März: ſo wird er feſt auf ſeine Füße treten und ſich trotz aller Leiden, die ſeitdem über unſer Haupt gekommen ſind, männlicher, friſcher, kampfbereiter fühlen, als damals.

Nicht durch große Thaten und raſche Erfolge, deſto kräftiger aber und ſicherer durch eine täglich fortſchreitende Erhebung in den Gemüthern der Menſchen wird die Reaktion vernichtet. Das deutſche Leben und ſeine Bewegung, ſie gleichen jetzt „den matten Kanonenkugeln, die langſam und ſcheinbar kraftlos auf dem Sande hinlaufen: ſtellt man ihnen aber, um ſie aufzuhalten, den Fuß entgegen, ſo zerſchlagen ſie Einem das Bein.“ So iſt der Deutſche und namentlich Preußiſche Volksgeiſt ſeit ſeiner Niederlage im November. Die Siege der Reaktion und die Gegenſchläge der freien Geſinnung wechſeln: aber die Reaktion hat ſchon ihre ſtärkſten Mittel verbraucht, während die Freiheit geraſtet den Kampf beginnt.

„Die Demokratie hat vor der Hand nur die Aufgabe, zu dulden und warten. Die unerhörte Hoffnungsloſigkeit, die in allen Klaſſen der Geſellſchaft wie nie früher verbreitet iſt, führt ihr gerade jetzt, wo ſie zu unterliegen ſcheint, eine auffallende Menge neuer Anhänger zu. Noch nie — und Dies iſt eine beherzigenswerthe Thatſache! — noch nie waren die conſtitutionellen Vereine elender beſucht, als in dieſem Augenblicke, wo doch ihr Princip einen Scheinſieg gewonnen hat. Die Demokraten haben ihre gefürchtete Schnellkraft nicht im Allermindeſten durch ihre Niederlagen verloren: es iſt ihnen jetzt eine herrliche Muße geboten, um ruhiger und dadurch unerſchütterlicher, als bisher, in den Geiſtern und Herzen ihrer Anhänger die Ueberzeugung über das Ziel feſtzuſtellen, bei welchem wir anlangen müſſen. Der Demokrat hat jetzt Zeit, die Leute mit dem Weſen des Socialismus bekannt zu machen, die Vorurtheile gegen die Staatsform der Zukunft zu zerſtreuen, und ſo auf dem Wege der Erkenntniß genau das Ideal aufzuſtellen, das wir, ſobald es erſt mit völlig klarem Bewußtſein von der Menge aufgefaßt iſt, hernach mit der leichteſten Mühe von der Welt in die That umſetzen werden.

„Die Märzrevolution trug keine Frucht, weil ſie ihr Ziel nicht kannte, weil ſie nach dem Siege die Hände in den Schooß legte, und nun erſt nachzudenken anfing, Was ſie mit ihren Lorbeern anfangen ſollte. Der Gedanke hatte ihr nicht im Voraus die Punkte bezeichnet, bei welchen die Bewegung anlangen müſſe,

und als dieſe Erkenntniß endlich da war, da hatten die Regierungen bereits überall die Wege beſetzt, die zu jenen Punkten hinführten. Vor 1848 erwartete man keine Deutſche Revolution, und ſo wußte das Volk ſie nicht zu benutzen.

„Jetzt ſtehen wir anders. Wir wiſſen es, und unſere Gegner ſagen es uns ja ſelbſt, daß eine neue Revolution kommen wird, kommen muß. Täuſchen uns die Zeichen nicht, welche wir aller Orten erblicken, ſo iſt unſre Zeit ähnlich der des vorigen März. Aber die Strahlen der Sonne werden glühender brennen, als damals, wo kaum der erſte Schnee hinwegthaute, der Zorn des Volkes wird zu gewaltigerer, höherer Gluth entflammt werden, und wie damals die Revolution, gleich der Luft trüb und nebelhaft, ihr Ziel nicht klar erblickte, ſo wird ſie es jetzt im raſchen Lauf, in heller Vorausſicht erreichen.

„An heißen Sommertagen ſieht man es wohl von allen Seiten heraufziehen, bleifarb, unheimlich: die Wettermaſſen ballen ſich zum Kampf, aber aus welchem Wolkengeſchwader der Losbruch kommt, Das weiß Niemand. Plötzlich zuckt der erſte prachtvolle Blitz, und von allen Ecken und Enden des Firmaments lodert ihm das zornige Leuchten, rollt ihm das erhabene Grollen des Donners nach.

„Heute ſtehen wir in den kürzeſten Tagen: das Frühjahr kommt bald heran, und mit ihm die Gewitterſchläge.

„Demokraten! benutzt dieſe Ruheſtunde wohl, welche Euch nach dem heißen Kampfe der letzten 6 Monate vom Geſchicke gegönnt wird! Löſet Euch ſelbſt die großen Fragen über die Organiſation der Arbeit und über die Mittel, die der freigewordene Staat zur Abhülfe des Elends in die Hand bekommen wird. Und ſeid Ihr ſelbſt hierin Euch klar geworden, dann löſet Eure Fragen auch Euren Brüdern, gewinnt in ihnen und durch ſie unſer künftiges Heer für die einfachen, heiligen, einzig menſchwürdigen Grundſätze der ſocialen Demokratie — und habt Ihr während unſerer gezwungenen Waffenruhe Dieſes erreicht: dann habt Ihr Mehr daran gewonnen, als an zwanzig parlamentariſchen Triumphen der Paulskirche oder des Schauſpielhauſes!

„Friſchen Muthes und hellen Auges darum, Ihr Freunde und Bundesgenoſſen, hinübergeſchaut in's künftige Jahr, deſſen ſternenklarer Himmel über uns aufgeht! Und wenn Eure Seele einmal trüb würde und Euer Herz matt im Streit und Eure Fauſt lahm am Schwerte: dann bedenkt es, daß Euch die Seligkeit beſchieden wurde, eine der erhabenſten Schickſalsſtunden der Menſchheit und ihrer geſammten Geſchichte thatkräftig mitdurchzuleben — eine Seligkeit, um die ſelbſt unſere Enkel uns beneiden werden, wenn ſie dereinſt befriedigt im Schatten der Ruhe und des Wohlſtandes raſten, den wir ihnen erkämpft haben!“ —

Wir vermögen es nicht den Jubel zu beſchreiben, der unzählige Mal den Redner unterbrach, der beſchei-

den ſein Haupt unter dem Beifall des Volkes beugte. Still und fröhlich verließ er die Tribüne, um Anderen Platz zu machen. Schon dämmerte der Abend herein, als er mit ſeinen Freunden aufbrach. Das ganze Dorf begleitete die gerngeſehenen Gäſte eine Viertelſtunde Weges nach Bonn; dann aber ergriff Gottfried das theure ſchwarzrothgoldne Banner, und ſprach, umglüht von den Strahlen der über den Gipfeln des Siebengebirges niedertauchenden Sonne einen kräftigen Abſchiedsgruß. Von der Mordkapelle ſtiegen die glühenden Raketen auf zur Feier jener Märtyrer, die mit all' ihren Leidensgenoſſen in einer rauheren Zeit, als der unſrigen, gefallen ſind als Zeugen eines Menſchheitsglaubens, der beſtimmt war, zuerſt den Gedanken der allgemeinen Bruderliebe zu wecken und ihm unter unſern Deutſchen Vätern die Bahn zu brechen. Im Rauſchen des Abendwindes aber ſtanden die Hunderte von Männern unter der flatternden Fahne Deutſcher Nation, und Bürger und Bauern reichten ſich die harten Hände, und geadelt in einem großen Gefühl riefen ſie zum Nachthimmel empor den jauchzenden Gruß, an die Zukunft — Das dreifache Hoch auf die Deutſche Republik! *)

*) Bonner Ztg. Jahrg. 1848. No. 156.

8.

Zu Ende des Jahres 48 ſah ſich Kinkel genöthigt, die bisherigen Drucker ſeiner Zeitung, die Herren Carl und Friedrich Krüger, wegen gewiſſenloſer Vernachläſſigung ihrer Verpflichtungen zu verabſchieden, welche nun von der Linken raſch zur Rechten übergingen, und unter der Redaktion des Renegaten Hermann Herſch ein ſchmutziges Winkelblatt in reaktionairem Sinne gründeten. Man kann ſich von der Gemeinheit ihrer Handlungsweiſe einen Begriff machen, wenn man die von Herſch im Namen der Gebrüder Krüger verfaßten Schmähartikel in No. 204 und 205 der Bonner Zeitung lieſt. Dieſe Artikel wurden hinter Kinkel's Rücken nach Schluß des Blattes eingeſchoben, und kamen dem Letzteren erſt zu Geſicht, als die Zeitung bereits ſeit mehren Stunden verſandt war. Als Kinkel dieſen ſchamloſen Angriffen in ruhigem Tone entgegnete, fügten die Drucker eben ſo heimtückiſch ihre Antwort in derſelben Zeitungsnummer an, ſo daß Kinkel ſich gezwungen ſah, aus Schonung und Achtung vor

dem Publikum, gänzlich zu ſchweigen, und es dem letzteren zu überlaſſen, über die Wahrheit oder Lügenhaftigkeit dieſer Artikel ſelbſt zu urtheilen. Er verſchmähte es auch ſpäter, irgend ein Wort über dieſe Läſterungen zu verlieren, als er unter dem Titel: „Neue Bonner Zeitung“ das Blatt durch einen andern Drucker, den wackern Leo Anſchel, fortführte. Das Handwerkerblatt erhielt jetzt den Namen „Spartacus“ und führte an der Spitze jeder Nummer ein charakteriſtiſches Motto, meiſt aus dem Munde der größten Geiſter aller Nationen. Der Name des Blattes ward in der erſten Nummer auf folgende Weiſe von Kinkel motivirt:

Spartacus.

„Wir leben doch in einem freien Lande!“
„„In einem freien Lande, ſagt Ihr? In einem freien Land? Frei, um vor Hunger darin zu ſterben, ſag' ich Euch!““
Sealsfield's „Morton.“

„Es iſt ein blutiger Schatten, den wir heute aus der Nacht des Alterthums an das Morgengrauen des jungen Völkertages heraufbeſchwören. Es iſt der Mann, der an der Grenzſcheide, wo die Römiſche Republik an das Kaiſerthum ſich verlor, ſie noch einmal zu retten ſuchte durch das Proletariat, durch Erhebung der unterſten, getretenſten Schicht der Menſchheit zur machtbeſitzenden Klaſſe im Staat. Spartacus begann den Krieg der Sklaven gegen ihre Beſitzer, begann die Erlöſung der Menſchheit aus der roheſten Form der Aus-

beutung des Einen durch den Andern. Er erlag, nachdem er Italien aus der Ruhe des Genuſſes aufgeſchreckt hatte. Die Proletarier warfen ſich der Monarchie in die Arme, die ihnen Brod und Schauſpiele gab: die Sklaven, hoffnungslos mit Waffengewalt hinfort zu ſiegen, traten in die, funfzig Jahre ſpäter ihre Sendboten ausſchickende, chriſtliche Kirche ein, und ergaben ſich ſomit der Propaganda eines friedlichen Socialismus, der aber beſtimmt war, die ganze alte Welt aus den Angeln zu heben. Das Ziel, dem Spartacus blutete, hat das Chriſtenthum in ſpätem Siege verwirklicht: wo es ſeine Kreuzesfahne aufrollt, da tilgt es die Sklaverei, und macht den Menſchen zum Selbſtherren ſeines Lebens und ſeines Willens. Wilberforce erreichte, Was Spartacus verfehlt hat.

„Warum denn aber nochmals ihn aufrufen, den grauenvollen Schatten jenes willensgewaltigen Terroriſten? Warum ſeinen Namen auf die Fahne ſticken, die der ſocialen Weltumwälzung voraufwehen ſoll? Wenn es keine Sklaven mehr giebt, warum noch einmal der Sklavenemancipator Spartacus?

„Keine Sklaven mehr! Beſeligendes Wort, wenn Wahrheit in ihm läge!

„Wir ſchweigen von Amerika, wir blicken weg von den weiten Ländern des Muhamedanismus und der Negerſtämme, wo noch die Peitſche mit blutigen Striemen wie vor Alters herrſcht — wir überſchauen Europa, und unſer Auge wird trüb.

„Wer iſt ein Sklave?*) Ein Weſen, deſſen Willen einem Andern als Eigenthum zugehört. Sklave iſt Der, deſſen Leib und Leben, deſſen Kraft und Arbeit durch

---

*) „Der iſt ein Sklave wohl,
Der in dem Frühlingsgarten
Der Erde keine Frucht
Darf hoffen und erwarten.

Der Nichts ſein Eigen nennt
An ſeinem kalten Heerde,
Und ein Enterbter ſteht
Auf dieſer reichen Erde.

Der iſt ein Sklave wohl,
Der ſelbſt im Schlaf vergebens
Die Feierſtunde ſucht
Des krankgefrohnten Lebens.

Der in dem Kind, das ihm
Sein blaſſes Weib gebäret,
Die Bürde haſſen muß,
Die ſeine Sorge mehret.

Der iſt ein Sklave auch,
Der unter Söldnerſchaaren
Gezwungen wird, ein Recht,
Das er nicht kennt, zu wahren.

Der, wenn das Volk ſich hebt,
Zu richten, die es kränken,
Auf ſeine Brüder muß
Die Todeskugel lenken.

einen Andern außer ihm verkauft werden kann. Die Circaſſierin iſt eine Sklavin, weil ihre Liebe dem Meiſtbietenden gehört, mag ſie ihn in ihre Arme wünſchen oder nicht. Der Sklave hat keine Familie: er erzeugt nur Kinder, damit ſie wieder Eigenthum des Herrn werden. Der Sklave iſt kein Menſch, denn ihm fehlt der Menſchenrechte Höchſtes: die Sebſtbeſtimmung.

„Und blicken wir nun von dieſer Begriffsbeſtimmung hinüber nach den Thatſachen: — fehlt es da an Weſen, die unter gleichem Looſe liegen, fehlt es an Sklaven, weißen Sklaven? Freilich auf den Zuſtand kommt es an und nicht auf den Namen, auf die Thatſache und nicht auf die Art, wie ſie entſtanden iſt. Im Alterthum machte Geſetz und Geburt oder es machte Kriegsgefangenſchaft den Sklaven, im modernen Leben thut es das Geld — aber Sklaven ſind heute vorhanden eben ſo gut wie im Alterthum!

Voll Sklaven ſteckt die Welt: —
Wer zählt ſie, die mißhandelt,
Enterbt und freudelos
Durch dieſe Welt gewandelt?

Voll Sklaven ſteckt die Welt: —
Wer zählt die Menſchenwogen,
Die um ihr Menſchenthum
Sich heut noch ſehn betrogen?“

— — — — — —

Neue Sklaven.
Gedichte von Alfred Meißner.
S. 129 ff.

„Oder iſt der Irländiſche Pächter kein Sklave, der nur für den Herrn arbeitet, und höhere Pacht zahlen oder ausziehen muß, ſobald er den Ertrag des Ackers durch Fleiß ſteigert? Iſt der Fabrikarbeiter kein Sklave, der, ſelbſt lebenslang für einen Andern an die Maſchine geſpannt, Kinder nun wieder erzeugt und auffüttert für ſeines Herren Spulrad? Iſt das Fabrikmädchen Sklavin oder nicht, das, um nicht auf der Straße zu erfrieren und Hungers zu ſterben, dem einflußreichen Aufſeher ſich preisgiebt — oder bei einer Arbeitsſtockung, nur durch die Schande ſich und ihre Familie zu erhalten vermag? Iſt, trotz Aeſop oder Epiktet, der Mann von Wiſſen, Geiſt und Thatkraft nicht ein Sklave, der als Correktor, Ueberſetzer, als Copir- und Liniirmaſchine auf einem Bureau oder Comptoir zu verkümmern verdammt iſt? Und wie ſollten wir gar das Elend des Mannes bezeichnen, den der Hunger nöthigt, durch ſeine geiſtige oder körperliche Arbeit Grundſätze zu befördern, die er verabſcheut? Ach, und ſelbſt hiezu treibt Manchen die letzte, bitterſte Noth!

„Alſo Sklaven giebt es, weiße Sklaven in Menge, und ſchon ſtehen wir, ihnen gegenüber, in der Grenze einer neuen Barbarei. Als das Scheußlichſte im Römiſchen Alterthum erſcheint uns, daß man die Leichen der Sklaven und Proletarier nicht mehr begrub, ſondern am hellen Licht der Sonne auf dem Esquiliniſchen Hügel verfaulen ließ. Wir ſchaudern — aber ſchon vollendet ſich in dieſer Beſtialität der Kreislauf des modernen

Sklaventhums: die Engliſchen Blätter melden uns, daß Iriſche Leichen bereits der Raub der Hunde werden.

„Aus Abgründen, wie dieſem, muß die Menſchheit gerettet werden. Die Uebermacht des Goldes, das aus einem Mittel überall Selbſtzweck geworden iſt, verhängt über die unermeßlich größere Hälfte der Lebenden den Fluch der Knechtſchaft. Die von der Kirche und der Gemeine angeſtellten Verſuche, Heilmittel anzuwenden, erſcheinen ohnmächtig: der grauenvolle Troſt einer falſchen Religioſität, daß Gott Elend, Hunger und Noth über Viele verhängt habe, damit Wenige ſchwelgen können, iſt Gotteslästerung. Europa's Erde, bei gerechter Anwendung ihrer Fruchtbarkeit, erzeugt dreimal ſo Viel, als ihre Kinder eſſen: die Natur alſo hat Darbende nicht gewollt, und nur an der ungerechten Vertheilung der Lebensgüter, an ſchlechten Geſetzen und an der Hartherzigkeit der Menſchen liegt es, wenn im Schooß der Fülle der Einzelne hungert. Iſt alſo unſer ganzer geſellſchaftlicher Boden ſündlich und widernatürlich, dann iſt es Pflicht und Ehre, an ſeinem Umbruch zu arbeiten. Und wenn die Gracchen dabei ſcheitern, dann wird zuletzt doch der Spartacus mit Axt und Schwert auf unſere Bühne treten müſſen!

„Darum nennen wir dieſes Blatt, das den Kampf des Mangels mit der Aufhäufung, der Arbeit mit dem Kapital, der gedrückten Klaſſen gegen ihre Dränger führen ſoll — darum nennen wir es mit jenem Namen von hiſtoriſchem Klang! Mag es dereinſt dieſe ſtolze Kühnheit rechtfertigen!

„Es weile auf der Vorzeit unser Blick,
Die Vorwelt soll uns tief im Herzen wühlen,
Daß wir uns recht mit ihr zusammenfühlen
In Ein Geschlecht, Ein Leben, Ein Geschick!
Der Wanderer gibt dem Freund, der nach ihm schreitet,
Wo sich der Scheideweg im Walde spreitet,
Den Weg, den er gewandelt, treulich kund,
Er streut ihm grüne Reiser auf den Grund;
So ließen uns die alten Kämpfer Zeichen:
Die Trümmer ihres Glücks und ihrer Leichen.
Getheiltes Loos mit längstentschwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unsre Brust erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetisch freuen,
Und Kampf und Schmerz, **siegloſen Tod nicht scheuen!**
So wird dereinst in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unserm Leide fragen.*)“

Das Programm der demokratischen Partei, welches Gottfried Kinkel vor den Wahlen nach Berlin verfaßte, stimmt im Wesentlichen — im Princip — ganz mit dem S. 71 ff. mitgetheilten überein, nur daß es noch fester und entschiedener auftritt. Es lautet:

Wahlprogramm
für volksthümliche Wahlen.

Die heute in Bonn zum Zwecke volksthümlicher Kammerwahlen zusammengetretene Urwählerversammlung hat nachstehendes Programm angenommen und den unterzeichneten Ausschuß mit der Veröffentlichung desselben beauftragt:

Die demokratische Gesinnung ist so tief ins Volk eingedrungen, daß hinfort kein Deutscher Staat mehr

*) Renan's Albigenser, S. 252.

in Frieden, Ruhe und Wohlſtand zu beſtehen vermag, der nicht ehrlich und ohne Heuchelei auf der breiteſten volksthümlichen Grundlage ſich aufbaut. Vor Allem wichtig iſt, daß Preußen als der Schwerpunkt der Macht im Vaterlande, dieſen Grundſatz in ſich durchführe. Selbſt alle verſtändigen Anhänger des monarchiſchen Syſtems erkennen an, daß ohne dieſen Schritt das Beſtehen des Staates auf die Dauer nicht mehr möglich iſt.

I.

Die Krone Preußens hat mit Hintanſetzung des mit dem Volke abgeſchloſſenen Rechtsvertrages einſeitig eine Verfaſſung zu octroyiren verſucht. Wir treffen in dieſem Verfaſſungsentwurfe die formale Anerkennung mancher von der Revolution der Krone abgezwungenen Volksrechte an. Allein wir vermiſſen einerſeits jede nicht zu umgehende Gewährleiſtung dafür, daß es der Regierung nicht mehr möglich bleibt, dieſe Rechte wieder zu verkürzen oder zu bloß ſcheinbaren herabzuwürdigen, wozu vielmehr Verſuchungen nur zu viele in manchen Artikeln der Urkunde verſteckt liegen. Vor Allem müſſen wir vom Standpunkte der Demokratie fordern, daß die Geſetzgebung eines großen Volkes und der Fortſchritt ſeines öffentlichen Lebens nicht durch das abſolute, auch von der beharrlichen Feſtigkeit des Volkswillens nicht umzuſtoßende Nein eines Einzigen gehemmt werde.

Allein auch von dieſem Hauptpunkte abgeſehen fehlt Vieles daran, daß in dieſem Verfaſſungsentwurfe der

demokratiſche Gedanke mit Entſchiedenheit ins Leben eingeführt würde.

Zunächſt berufen ſich unzählige Paragraphen auf ſpäter zu erlaſſende organiſche Geſetze: allein gerade dieſe Geſetze ſind es, die, wenn ſie volksfeindlich ausfallen, alles Errungene wieder nothwendig in Kinderſpott verwandeln.

Kein Geſetz bisher ſpricht ſich über die Verbrechen verantwortlicher Miniſter und namentlich über deren Strafmaaß klar und vollſtändig aus.

Die Vertagung der Kammern zugleich neben dem Recht der Auflöſung kann nur zu unwürdigem Spiele und Friſtgewinn für die Regierung dienen.

Eine Controlle des Staatshaushaltes bleibt ein Unding, ſolange nicht eine völlig klare Auseinanderſetzung des königlichen Hausvermögens und des Staatseinkommens vorgenommen und die Civilliſte feſtgeſetzt iſt.

Das in dem Recht der Steuerbewilligung nothwendig mit enthaltene Recht der Steuerverweigerung muß, wenn von einem Volkswillen im Staate die Rede ſein ſoll, der Volksvertretung ausdrücklich zugeſichert werden. Die Krone darf in keinem Falle das Recht behalten, die Steuerſumme des vorigen Jahrs ohne Kammerbeſchluß im laufenden weiter zu erheben.

Die an den ausſchließlichen Willen des Königs geknüpfte Vollmacht der Kriegserklärung ſtellt das Volk in beſtändige Gefahr, für Kabinets-Intereſſen und zum Schaden ſeiner eignen Freiheit Gut und Blut einzuſetzen.

Das bisher angewandte Recht der Minister, auch ohne die Kammern Gesetze mit vorläufiger Gültigkeit zu erlassen, bedroht das ganze Bestehen der Verfassung. Gleichfalls sind die unveräußerlichen Volksrechte gefährdet, so lange außer dem Falle äußeren Krieges Belagerungszustände ohne Genehmigung der Volksvertretung verhängt werden dürfen.

Das Volk hat keine volle Sicherheit, wirklich die Männer, die seine Mehrheit will, zu Vertretern zu bekommen, so lange von ihm nicht das direkte Stimmrecht (ohne Wahlmänner) errungen ist.

Endlich ist eine Theilung der Volksvertretung in zwei Kammern, insbesondere aber die Censuswahl für die erste Kammer, die stärkste Verletzung des Grundsatzes von der Gleichheit der Staatsbürger, indem sie dem Begüterten das Recht eines doppelten Wählens und somit einer doppelten Vertretung sichert, während der unterstützungsbedürftige Arme gar nicht wählt.

Diese Beispiele, welche sich stark vermehren lassen, beweisen, daß die Verfassung, um eine im demokratischen Sinne genügende zu werden, noch einer höchst durchgreifenden Verbesserung bedarf. Es ist die erste und heiligste Pflicht der Volksvertreter, diese Verbesserung mit Umsicht und Gründlichkeit vorzunehmen.

II.

Allein hiermit ist ihre Aufgabe keineswegs erfüllt. Der Art. 98 der Verfassung verleiht der Gesetzgebung ausdrücklich das Recht, den Staatshaushalt zu ordnen,

An dieſem Rechte müſſen die Vertreter unnachſichtlich feſthalten, und dieß um ſo mehr, da das von der Regierung vorgelegte Budget für 1849 in wahrhaft erſchreckender Weiſe den Beweis liefert, wie wenig dieſelbe geneigt iſt: die alte, vom allgemeinen Ruin des Landes längſt verfluchte, Wirthſchaft mit den Staatsgeldern aufzugeben. Die Summe, welche man 1849 wiederum von dem Schweiße des Volks zu erpreſſen und auszugeben gedenkt, ſteigt nach dem vom Könige ſelbſt am 27. December vollzogenen Etat auf die furchtbare Höhe von mehr als Vier und Neunzig Millionen. Es fallen ſomit, 16 Mill. Preußen angenommen, auf den Kopf faſt Sechs Thaler jährlicher Steuern, was ganz allein ſchon hinreicht, einen etwas zahlreichen Haushalt auch des wohlhabenden Mittelſtandes gänzlich zu ruiniren. Dazu kommen nun noch die Communalſteuern, welche gegenwärtig noch durch das Schulgeld erhöht werden, das nach dem amtlich veröffentlichten Plane des Unterrichtsminiſters nicht einmal aus jenen rieſigen Staatseinnahmen bezahlt, ſondern den Gemeinden aufgebürdet werden ſoll. Während ſomit alle Geſchäfte ſtocken, legt man der Arbeit eine Steuerſumme auf, die alle früheren Staatslaſten weit überſchreitet!

Dieſer Ausblick in die Zukunft, wie ſie uns von der Krone und ihren Freunden zugedacht iſt, wird aber noch düſterer, wenn wir zuſehen, wie dieſe markausſaugenden Einnahmen verbraucht werden ſollen. Ein kriegsgeübtes Volk, wie das preußiſche, ſoll auch für 1849 gezwungen werden, im Frieden eine ſo ſtarke

Armee zu füttern, daß sie fast Ein Drittel der ganzen Einnahme verschlingt! — eine Armee, die in einem nicht vom Volke gewünschten Kriege keine Stärke hat, und uns somit vor keiner Eroberung schützt, dagegen im Fall eines volksthümlichen Krieges augenblicklich gerüstet, und im Bunde mit der Landwehr unüberwindlich dasteht! — eine Armee, die also jetzt nur den Zweck hat, Belagerungszustände zu erwirken, Vertreter der Nation auseinander zu sprengen, volksthümliche Kammerwahlen zu erschweren, und durch Zwangseinquartierung das Volk im Streben nach seinem Recht zu entmuthigen. Für diese Diener der Gewalt setzt der Staatshaushalt (Art. IX. und in den außerordentlichen Ausgaben Art. 7), Kriegsfälle gar nicht mit gerechnet, zusammen über Sieben und Zwanzig Millionen aus, während er für die Volksvertretung nur Hunderttausend Thaler zu verwenden hat. Die Männer, die mit dem Vertrauen der Nation ausgerüstet den Zustand des Landes durchgreifend verbessern sollen, erhalten nach dem Plane der Regierung gerade Ein Zweihundert und Siebzigstel von Dem, was die Armee verschlingt!

Noch vernichtender für das Staatswohl ist die Stellung, die in dem Staatshaushalt auch für 1849 der Bureaukratie zugewiesen ist. Ein durchaus vom Könige angestelltes, fast in keinem Verwaltungszweige frei vom Volk gewähltes Beamtenthum, das, um seine Stellen zu behalten, stets das Recht wie das Unrecht der Krone gegen den Volkswillen mit List oder Gewalt durchsetzt, soll auch in Zukunft seine eigensüchtige

Vormundschaft über uns ausüben. Der Entwurf zeigt daneben, daß die Oberbeamten wiederum ihre enormen Gehalte bekommen, während die untern, d. h. die eigentlich arbeitenden Stellen auf den Hunger angewiesen bleiben. Nach einer ungefähren Berechnung verschlingt diese kostspieligste Staatseinrichtung weit mehr als das zweite Drittel der gesammten Einnahmen!

Somit bleiben für Einrichtungen, die durch ihre Wohlthätigkeit das Volk wenigstens theilweis für jene ungeheuern Opfer entschädigen könnten, nur geringe Summen übrig. Was soll man dazu sagen, daß für Staatshülfe zu Kirchen- und Schulbauten, zu Pfarrer- und Lehrerbesoldungen, daß für das Unterrichtswesen, die Künste und Wissenschaften, so wie für das dem Volkswohl so wichtige Medicinalwesen, also für die ganze geistige Belebung und körperliche Pflege des Volks — alles zusammen genommen noch nicht Drei und eine halbe Million ausgeworfen sind, während der Hof, abgerechnet das ungeheure Kronvermögen, aus den Domänen und Forsten Zwei und eine halbe Million beziehen will? Ist etwa dies die volksthümliche Staatsverwaltung, die wir von einem im Geiste wiedergeborenen Preußen erwarten mußten?

Nimmermehr! Vielmehr liegt in diesem Finanzplan, wenn er durchginge, der Bankerott des Volkes, der Ruin des ganzen Staates. Es ist die zweite Pflicht einer treuen Volksvertretung, dies Budget zu verwerfen und an seine Stelle ein anderes zu setzen, das die

Armee vermindert, das Beamtenheer zu Gunsten einer meist vom Volke zu wählenden wohlfeilen Verwaltung verkleinert, die überflüssigen, außerordentlichen und geheimen Ausgaben vernichtet, und so, bei vermindertem Steuerdruck, dennoch Mittel auffspart, um mit Entschiedenheit dem allgemeinen Nothstand abzuhelfen. Erst zu einem solchen Budget darf ein ehrlicher Volksvertreter seine Zustimmung, erst nach dessen Feststellung seine Genehmigung zur Steuerumlage ertheilen.

III.

Und was sind nun endlich die socialen Verbesserungen, die schon heute sich erreichen lassen, wenn das Volk muthige und in seinem Sinne handelnde Vertreter in die Kammer schickt? Wir wollen nur einige der wesentlichsten hervorheben.

Wir fordern zuerst eine demokratische Gemeinde-Ordnung, welche nicht bloß die Wahl der städtischen Beamten, sondern auch der Kreisverwaltung in die Hand des Volkes legt, und so Männer des Vertrauens mit Verwendung des Communaleigenthums beauftragt.

Wir fordern ausreichende, aus der Staatskasse fließende Gelder für Anlage von Volksschulen und anständige Besoldung der Lehrer an denselben, damit diesen Zeit und Kraft zu geistiger Fortbildung bleibt.

Wir fordern eine Reform des Schulplans, so daß diejenigen Dinge in ihm vorkommen, die man als Bürger wissen muß, wohin wir besonders die Kenntniß der

Verfaſſung, der bürgerlichen und der Strafgeſetzgebung rechnen.

Wir fordern Verminderung der Dienſtzeit und Abkürzung der Kaſernen-Einpferchung beim Heere.

Wir fordern eine ganz durchgreifende Steuerveränderung, die Aufhebung aller Abgaben, welche Gewerb und Landwirthſchaft erdrücken und den nothwendigen Lebensunterhalt der Armuth vertheuern, wohin vor Allem die verhaßte Schlacht- und Mahlſteuer gehört.

Wir fordern ſtatt deſſen eine progreſſive Einkommensſteuer, d. h. eine ſolche, nach welcher von dem Vermögen und Einkommen, je höher dieſe ſteigen, deſto größere Prozente als Steuer entrichtet werden ſollen.

Wir fordern Verbreitung von Gewerbe- und Ackerbauſchulen, in denen die Landwirthſchaft und die vaterländiſche Induſtrie, unterſtützt von Forſchung und Wiſſenſchaft, auf die Höhe des Auslandes gehoben wird.

Wir fordern zumal im Intereſſe des Handwerks eine neue Gewerbe-Ordnung, welche der Arbeit Schutz gegen die Willkür des Kapitals und gegen die Concurrenz der Untüchtigkeit verleiht.

Wir fordern von Staatswegen angelegte Leihkaſſen für Ackerbau und Gewerbe.

Wir fordern eine verbeſſerte Einrichtung der Gefängniſſe und Zuchthäuſer, die Beſchränkung der Zwangsarbeit in ihnen auf Dinge, die vom Staate wieder verbraucht werden, und die Verwendung ſchwerer Verbrecher zu großartiger Coloniſation im Inlande.

Wir fordern Veränderungen in der bürgerlichen Gesetzgebung zum Schutz der Armuth gegen zu rasche Schuldeinforderungen, so wie Aufhebung oder doch Verminderung der Gerichtskosten und der Vollstreckungsgebühren.

Wir fordern eine vernünftige Ausgleichung in den Gehalten der obern und der untern Beamten.

Wir fordern einen hinreichenden und nicht entehrenden Lebensunterhalt für alle redlichen Arbeiter, welche durch Alter oder Krankheit arbeitsunfähig geworden sind.

Da die Verfassungsurkunde von diesen so wesentlichen Artikeln des Volkswohls auch nicht Einen enthält, so ist es als die dritte Pflicht eines braven Volksvertreters anzusehen, daß er neben der Verfassungsberathung die dahin einschlagenden Gesetzentwürfe in Vorschlag bringe und kraftvoll unterstütze. Denn die politische Freiheit kann und soll immerdar nur das Mittel sein, um durch sie sociale, d. h. gesellschaftliche Verbesserungen durchzusetzen.

Noch einmal ist dem preußischen Volke die Macht in die Hand gegeben, Vertreter zu erhalten, wie es selbst sie wünscht. Es ist die Pflicht eines jeden redlichen Urwählers, nicht wieder von dem Eigennutz der offnen und geheimen Volksfeinde sich blenden zu lassen. Sondern es soll Jeder selbst die Augen aufthun und

am Wahltage darauf hinwirken, daß Männer erwählt werden,

welche die Lage der Dinge und die Urſachen des allgemeinen Unglücks mit klarem Verſtande erkennen,

welche ferner Muth, Kraft und Talent beſitzen, um allen Volksfeinden gegenüber die gute Sache der Mehrheit des Volkes ſiegreich zu vertreten,

welche endlich durch ihr bisheriges Handeln Beweiſe von ihrer Uneigennützigkeit und Unbiegſamkeit gegeben haben und dem Volke ſomit eine Gewähr bieten, daß ſie durch Beſtechung mittelſt hoher Staatsſtellen, glänzender Ehrenbezeugungen oder anderer Gunſterweiſungen niemals ſich von Dem abwendig machen laſſen, was Ehre und Gewiſſen ihnen vorſchreibt.

Wählt das Volk jetzt, wo es die Sache in ſeiner Hand hat, ſolche Vertreter nicht, wählt es nicht Männer, die wenn es noththut ſelbſt den Muth haben, einer neuen Auflöſung und ſchmachvollen Verfolgung ſich hinzugeben, dann verdient es auch künftig eben ſo hart getreten, eben ſo ſchmerzlich, ja noch grauſamer ausgeſaugt zu werden, als es bisher getreten und ausgeſaugt worden iſt.

Bonn, 15. Januar 1849.

Der Ausſchuß für volksthümliche Wahlen:

J. Burgh. A. Fels. P. A. J. Hittorf. Fr. Kamm. G. Kinkel. A. Ungar. A. A. Velten.

Am 5. Februar 1849 ward Gottfried Kinkel mit 236 gegen 214 Stimmen, welche der Candidat der Gegenpartei — Professor Bauerband — erhielt, zum Abgeordneten der zweiten Kammer nach Berlin gewählt. — Die „Bonner Zeitung“ *) zog am Tage vor der Wahl folgende Parallele:

Die Partei des Blutes.

„Die conservative Partei hat für Bonn durch eine Versammlung in der Baumschule den Justizrath Bauerband, die demokratische gestern im Wiersberg'schen Saale den Professor Kinkel als ihre Candidaten aufgestellt.

„Der Letztere gehört einer Partei an, der man vorwirft, daß sie nach ihrem Siege durch Blut schreiten und das permanente Schaffot aufbauen werde.

„Herr **Bauerband** hat in der Sitzung der Preußischen Nationalversammlung vom 2. August des vorigen Jahres durch sein Ja erklärt, daß er die Todesstrafe für politische Verbrechen, namentlich für Hochverrath, beibehalten will. Er hat ferner erklärt, daß es für den Fall des Krieges oder Belagerungszustandes bei der in den Gesetzen bestehenden Todesstrafe bleiben soll, hat also das standrechtliche Erschießen und die

*) N. B. Ztg. Jahrg. 1849. No. 23.

Militairmaſſacren gegen entwaffnete Aufrührer gebilligt.*)

Herr **Kinkel** hat im Januar 1848, drei Monate vor der Märzbewegung, ein Gedicht gegen den damals in Berlin den Strafgeſetz-Entwurf berathenden Landtags-Adel geſchleudert, in welchem er ſo feurig gegen die Beibehaltung der Todesſtrafe auftrat, daß ein damals liberales rheiniſches Blatt den Abdruck nicht wagte.**)

„Einen Mann, der ausgeſprochener Maßen gar keine Todesſtrafe, am Wenigſten aber den Juſtizmord der politiſchen Verbrecher will, wollen die Demokraten wählen.

„Männer dagegen, die das Köpfen der „Hochverräther" und das ſtandrechtliche Füſiliren ſolcher Soldaten verlangen, die etwa zum Todtſchießen des Proletariers dem Officier den Gehorſam verweigern — dieſe Männer nimmt die Königspartei zu ihren Candidaten.

„Welche von beiden Parteien iſt die blutgierige?"

---

*) Vergl. den Artikel: „Ein Wörtchen mit dem Abgeordneten Bauerband" in No. 177 und 185 der V. Ztg. Jahrg. 1848.

**) Siehe das Gedicht S. 54 ff., und vergl. S. 127 ff. dieſes Bandes.

9.

Am 16. Februar erſchien der Profeſſor und Abgeordnete Kinkel in einer doppelten Sache als Angeſchuldigter vor der Correctionalkammer des Landgerichts in Köln. Die erſte Anklage bezog ſich auf einen Artikel der vorjährigen „Bonner Zeitung“, gegen welchen die Commandantur von Mainz Klage erhob. Kinkel hatte den betreffenden Artikel, welcher die bekannte Tödtung einiger ſchon halb zu Tode gehetzter Schifferjungen auf der Mainzer Brücke erzählt, aus der „Dresdener Zeitung“ abgedruckt und mit einigen einleitenden Worten begleitet.

Der zweite Proceß betraf einen Antrag, welchen Kinkel am 18. November 1848 bei Anlaß der Steuerverweigerung in einer Bürgerwehrverſammlung ſtellte, den Antrag: die Thore zu beſetzen und die Steuerverweigerung zu unterſtützen. Natürlich gehören politiſche Proceſſe vor Geſchworene; es mußte alſo hier wie dort ein anderer Anklagepunkt hervorgeſucht werden, der vor beſoldete Richter gehörte, um Kinkel vor das Zuchtpolizeigericht fordern zu können. So machte

man denn den erſten Proceß zu einer Anklage auf „**Verleumdung** des herrlichen Kriegsheeres“, und beſchuldigte Kinkel im zweiten: „zum Angriffe auf die **Steuerbeamten** aufgefordert zu haben,“ während ſich jeder Wehrmann von Bonn erinnerte, daß Jener ausdrücklich deßhalb das Einſchreiten der Bürgerwehr als nöthig darſtellte, „weil durch tumultuariſche Selbſthülfe von Volkshaufen Leben und Geſundheit der Steuerbeamten bedroht ſei!!!“

Das Zeugenverhör ergab ſogleich die Wahrheit des letzteren Punktes. Alle vier Belaſtungszeugen wurden ſo wider Willen zu Entlaſtungszeugen. Am Komiſchſten erſcheint es, daß man den Ex-Oberſt der Bürgerwehr, Herrn Petazzi, welcher bei jener Verſammlung präſidirt und gerade Das ausgeführt hatte, was Kinkel bloß beantragte, als Haupt-Gegenzeugen vorlud. Das Staatsgericht wollte alſo den Thäter gebrauchen, um den Antragſteller zu verurtheilen!!!

Die Entlaſtungszeugen thaten ferner unumſtößlich dar, daß Kinkel ſeinen Antrag, die Thore zu beſetzen, nach 4 Uhr geſtellt, daß aber gegen 6 Uhr der auf dem Rathhaus amtlich beſchäftigte Ex-Lieutenant der Bürgerwehr, Herr Bouvier, von Seiten des Oberbürgermeiſters die officielle Meldung überbracht habe: es ſeien ſchon ſeit mehren Stunden keine Steuern mehr an den Thoren eingefordert worden. Dadurch war alſo bewieſen, daß zu der Zeit, als Kinkel die

Thorebesetzung vorschlug, gar keine steuerfordernden Beamten mehr in Thätigkeit waren.

Der Vertheidiger des Angeklagten, Advokat Schneider II. von Köln, bestritt darauf die Competenz des Gerichtshofes, weil die Sache ihrer Natur und Grundlage nach eine rein politische sei. Dann aber trat Kinkel selbst vor die Schranken, und sprach:

„Meine Herren!

„Mein Vertheidiger hat das Rechtsmittel der Competenz-Einrede angewandt. Ich habe dies sein Verfahren natürlich vollkommen gebilligt, weil ich von dem Grundsatz ausgehe, daß ein Bürger nie eines seiner Rechte sich begeben darf, und weil ich in der Beurtheilung politischer Processe durch Geschworene eins der hauptsächlichsten Bürgerrechte erkenne. Gleichwohl bin ich sehr gerne bereit, auch vor Ihnen meine Vertheidigung zu führen. Sind Sie doch, wie ich denke, nach der Verfassung besoldete und auf Lebenszeit unversetzbar ernannte Richter*) — und das volle Bewußtsein meiner Unschuld befähigt mich, vor jedem Gericht zu siegen.

---

*) Artikel 86 der octroyirten Verfassung: „Die Richter werden vom Könige oder in dessen Namen auf ihre Lebenszeit ernannt. Sie können nur durch Richterspruch ..... ihres Amtes entsetzt, zeitweise enthoben oder unfreiwillig an eine andere Stelle versetzt und ..... pensionirt werden." — Der Referendar Helmentag, der dritte der Richter, war jedoch weder besoldet, noch auf Lebenszeit angestellt, konnte auch jeden Augenblick von der vorgesetzten Behörde aus dieser Gerichtsstelle entfernt werden.

„Ich bin beſchuldigt einer Aufreizung zu gewaltſamem Angriff auf Steuerbeamte. Erlauben Sie mir zuvörderſt einen möglichen Irrthum aufzuklären, der auch auf einige Zeugenausſagen eingewirkt zu haben ſcheint. Es könnte nämlich ſcheinen, als ob ich mit eigener Hand das Geſtändniß eines ſolchen Vergehens niedergeſchrieben hätte. In einem Artikel des Extrablattes meiner Zeitung habe ich nämlich den ganzen Vorfall erzählt und bei dieſer Gelegenheit als Grund meines Antrags die Worte niedergeſchrieben: „damit, gegen die noch immer ſteuerfordernden Beamten, der Steuerverweigerung ſtarke Hand geleiſtet werde.“ Darin dürfte leicht eine Aufforderung zu Feindſeligkeiten gegen Steuerbeamte gefunden werden, und aus dieſer gedruckten Nachricht wird wohl überhaupt das ganze Gerücht von einer ſolchen Aufforderung gefloſſen ſein. Allein, wenn Sie, meine Herren, den gedruckten Satz genau anſehen, ſo werden ſie finden, daß er gerade das Gegentheil enthält, daß die Worte: „gegen die noch immer ſteuerfordernden Beamten“ nur eine Erläuterung ſind, die ich meinen Leſern geben wollte, die ich aber in der Formulirung meines Antrags keineswegs vorgebracht habe. Um die Worte meines Antrags buchſtäblich wiederzugeben, habe ich ſie mit geſperrter Schrift drucken laſſen: der Augenſchein wird Sie überzeugen, daß die zwiſchenein geſchobenen Worte: „gegen die noch immer ſteuerfordernden Beamten“ nicht mit geſperrter Schrift gedruckt, daß ich mir alſo

beim Niederschreiben sehr wohl bewußt war, diese Worte nicht gesprochen zu haben. In der That habe ich in meiner den Antrag begleitenden Rede es mißbilligt, daß trotz dem Beschlusse der Nationalversammlung überhaupt noch Steuern erhoben wurden: allein zum Angriff auf die Eintreiber derselben habe ich niemals aufgereizt, und keiner der Anklagezeugen hat die Aussage auf sein Gewissen nehmen wollen, daß er aus meinem Munde Etwas der Art gehört habe.

„Ich gehöre zu einer Partei, und habe die Ehre für einen ihrer Führer in Bonn gehalten zu werden, welche bis heute die höchste Mäßigung und Ordnung bewahrt hat. Mögen alle Bürger meiner Stadt es mir bezeugen, daß dort noch kein Tumult, noch keine Einschüchterung stattgefunden hat, daß wir nicht bloß den letzten Wahlsieg, sondern — Was mehr sagen will — die Niederlage in den Maiwahlen durchgemacht haben, ohne daß die politischen Bewegungen einen Steinwurf in eine Fensterscheibe hervorgerufen hätten. Wie weh mußte es da mir und den Gleichgesinnten thun, wenn eine so herrliche Erhebung, wie die des preußischen Volks damals zum Schutz seiner Vertreter war, durch Gewaltthat und rohen Tumult geschändet worden wäre! Ich habe in derselben Rede, in welcher ich die Thorebesetzung forderte, ausdrücklich hervorgehoben, daß ich blinde Volksjustiz hasse: daß ich das Corps, welches berechtigt ist Ordnung zu stiften, zum Schutz gegen die schon eingerissene Unordnung verwendet zu

ſehen wünſche. Der Zeuge Kamm hat vor Ihnen ausgeſagt, daß ich ausdrücklich hervorhob, es müſſe der Steuerbeamten Leben und Geſundheit in dieſem Conflict zwiſchen dem Gebot der Volksvertreter und ihrer nächſten Pflicht dadurch geſchützt werden, daß die Autorität des geſetzmäßig bewaffneten Volkes ſie dieſer Pflicht entledige. Alſo weil ich Leben und Geſundheit der Steuerbeamten geſchützt wiſſen wollte — darum bin ich angeſchuldigt, zu gewaltſamem Angriff auf die Steuerbeamten aufgefordert zu haben!

„Ich will aber den Fall ſetzen, daß ich aufgefordert hätte: ich will die rabuliſtiſche Beweisführung zugeben, daß der Fall ſich denken ließe, daß ein paar Thorſchreiber einer anrückenden Compagnie Bürgerwehr wirklich ihre Amtspflicht hätten möglicherweiſe entgegenhalten können — allein hiegegen ſpricht nun eben die faktiſche Sachlage. Um 3 Uhr war die Verſammlung berufen, eine Wahlhandlung verzögerte uns zuerſt, und als mein Antrag vorkam, war es bereits finſter. Um 6 Uhr kehrte der Ex-Oberſt Petazzi vom Rathhaus zurück, und Bouvier, wie Sie aus der Zeugen Mund wiſſen, theilte uns officiell mit, daß die Steuerbeamten ſeit mehren Stunden bereits keine Thorſteuer mehr erhöben. Thatſächlich waren alſo die Steuerbeamten um 4 Uhr, als ich meinen Antrag ſtellte, nicht mehr mit Erhebung der Taxen und Steuern beſchäftigt. Dieſes aber wird im Artikel 209 ausdrücklich verlangt:

> Verbrechen oder Vergehen der Rebellion findet nur ſtatt beim Angriff auf Beamte, während ſie in ihrer Amtspflicht beſchäftigt ſind.

Man hat ſonſt, meine Herren, Geiſterbeſchwörer und Geſpenſterbanner gerichtlich beſtraft: ſeit die Welt weiß, daß es außer dem Einen Geiſte keine Geiſter noch Geſpenſter mehr giebt, ſind die Scheiterhaufen lächerlich geworden. So lächerlich ſteht aber nach jener Zeugenausſage die Beſchuldigung da, daß ich zum Angriff auf Steuerbeamte im Thore gereizt haben ſoll, die zu dieſer Zeit gar nicht mehr im Thore geweſen ſind. Aus dieſer einen Thatſache müſſen Sie, meine Herren vom Gerichtshofe, einſehen, wie wenig in dem ganzen Antrage ein Angriff auf Steuerbeamte eingeſchloſſen lag.

„Werden Sie denn aber, meine Herren, wirklich das Märchen ſich aufbinden laſſen, daß die mich verfolgende Gerichtsbehörde im Ernſt mich deßwegen hiehergeſtellt hat, weil ſie mich eines ſo lächerlichen Attentats ſchuldig glaubt? Erlauben Sie mir doch, einfach an dieſer Stelle den Brief des Herrn von Seckendorf*) vorzuleſen, der Ihnen zeigen wird, warum ich verhaftet werden ſollte, indem ich damals dem Herrn etwas unbequem war.“

---

*) Kinkel's erſter Denunciant war übrigens, wie Herr Staatsprocurator Saedt öffentlich ausſprach, nicht Herr von Seckendorf, ſondern ſein eigener Oberbürgermeiſter. Unter den Proceßakten in der Steuerverweigerungsſache des Profeſſors Kinkel befindet ſich nämlich folgendes billet-doux, welches an den Staatsprocurator Weyers in Bonn gerichtet iſt:

„Sie werden hiemit ergebenſt benachrichtigt, daß in einer geſtrigen Bürgerverſammlung, auf den Antrag des Herrn

(Den Redner verlas hier den Brief des Herrn von Geckenbergf an einen höhern Gerichtsbeamten in Köln, worin Diesem unter dem 20. November mit Hinweis auf eine Masse Artikel

---

Professor Kinkel, der Beschluß gefaßt worden ist, die Steuern zu verweigern und nöthigenfalls den steuerfreien Eingang von mahl- und schlachtsteuerpflichtigen Gegenständen mit Anwendung von Waffengewalt zu erzwingen.

Bonn, 19. November 1848.

Oppenhoff."

Schade, daß er vor Eile sich verschrieb, daß er „Bürgerversammlung" statt „Bürgerwehrversammlung" setzte, also Herrn Weyers unter den Fuß gab, daß Dieses eine öffentliche Volksversammlung gewesen, Kinkel also strafbar sei. Herr Weyers, in frommem Glauben an den Vater der Gemeinde, schickte sogleich den Brief an den Instructionsrichter Lamberg, und fügte in großartiger Kürze nur Folgendes bei:

„Herrn Instructionsrichter — mit dem Antrag den ꝛc. Kinkel wegen Beschuldigung durch einen, in einer öffentlichen Versammlung (!!) zu Bonn am 18. November gestellten Antrag ..... (folgt der Antrag) zum Aufruhr, d. h. zum thatsächlichen Widerstand und Angriff gegen die noch immer steuerfordernden Beamten angereizt zu haben, auf Grund des Art. ꝛc. zur Untersuchung zu ziehen und zu verhaften.

21. November 48.

Weyers."

Kinkel hielt sich mehre Tage verborgen, um einer so widersinnigen Verhaftung zu entgehen, und Herr Instructionsrichter Lamberg war nach 8 Tagen human und einsichtig genug, die Gerichte nicht durch einen so lächerlichen Criminalproceß gegen Kinkel zu compromittiren — bis dann jener Correctional-Proceß geboren ward. (N. B. Ztg. Jahrg. 1849. No. 43).

des Strafgesetzbuches die Gründe angedeutet wurden, warum Kinkel als Staatsverbrecher in Haft gesetzt werden müsse. Mit besonderm Nachdruck hob der Angeklagte den Schluß des Briefes hervor, welcher folgendermaßen lautet:)

„Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich ganz ergebenst, diese Ansicht zu prüfen, und stelle anheim, wenn Sie nicht erhebliche Bedenken dagegen haben, zur Herstellung der Ruhe der Stadt sofort den Antrag auf Einleitung der Untersuchung gegen den Professor Kinkel durch **Vorführung** und **Verwahrung** desselben vor den Instructionsrichter gelangen zu lassen. Die Mittel zur Ausführung der nöthigen Maßregeln wird der **Militaircommandant** Ihnen auf Requisition zur Disposition stellen.

(Nachschrift): „Nachträglich erlaube ich mir noch, ganz ergebenst darauf aufmerksam zu machen, **wie der Augenblick besonders geeignet erscheint, verbrecherische Redner in Volksversammlungen** auf der That zu ertappen.

v. Seckendorf,
Reg.-Commissar."

„Welche Masse von Verbrechen wird nicht in diesem Briefe dem Professor Kinkel andenuncirt, unter denen es möglich werden sollte ihn zu fassen! Am Besten — sagt Herr von Seckendorf — in einer öffentlichen Versammlung durch die 27ger: Man kennt dieses Corps; seine Heldenthaten in Köln, Bonn, und jüngst

in Aachen ſind weltkundig. Dieſe fanatiſirten Geſellen wollte man alſo in eine friedliche Verſammlung hetzen, um einen Volksmann gewaltſam zu verhaften. Erinnere man ſich nur, wie tief damals der Zorn in dem noch bewaffneten Volk wühlte, denke man an die Gährung, namentlich in Bonn, und man wird einſehen, worauf Dies zielte. Man wollte die Bürgerſchaft provociren, man wollte unter allen Bedingungen einen Conflict, und wenn ich der Narr war, den dieſe Anklage in mir vorausſetzt, ſo hätte eine der lieblichſten und friedlichſten Städte am Rhein, ſo hätte dies ſchöne Bonn uns die Scheußlichkeit blutdampfender Straßen und erbitterten Bürgerkrieges gezeigt. Nur unſere Beſonnenheit hat Herrn v. Götze,*) hat Herrn v. Seckendorf ihres Antheils an einem Windiſchgrätziſchen Lorbeerkränzchen beraubt. Nun aber, nach ſolchen Schritten, mußte doch wohl Etwas geſchehen. Man vollzog den Haftbefehl gegen mich, man ſtellte mich als Steuerverweigerer vor die Schranken dieſes Gerichtshofes; denn die vorige Woche hat gezeigt, daß es damit vor Geſchworenen nicht Viel auf ſich hat. Man griff ein kleines Verbrechen heraus, man ſtellte mich als Anreizer gegen Beamte vor Sie, meine Herren. Werden Sie ſich dazu hergeben, eine ſo eingeleitete Verfolgung zu Ende zu führen?

„Welch ein Spiel man treibt, und ſelbſt mit Ihrem Richterſpruch, meine Herrn, treiben möchte, Das ſehen

*) Damaliger Commandant von Bonn.

Sie am deutlichſten aus der Art, wie man den Beweis gegen mich zu führen ſucht. Wer iſt mein Gegenzeuge? Herr Petazzi, Ex-Oberſt der Bürgerwehr. Er hat an jenem Abend, trotz dem Proteſt des Oberbürgermeiſters, **faktiſch** die Thore beſetzt, hat vollſtändig **ausgeführt**, Was auf meinen **Antrag** von allen Kameraden beſchloſſen wurde. Freilich, Steuerbeamte hat man nicht in den Thoren angetroffen, aber die Steuerbeamten waren dort auch nicht zu finden, als ich meinen Antrag ſtellte. **Herr Petazzi hat gehandelt**, wo ich ſelbſt **anrieth, ausgeführt**, Was **ich** bloß **anregte**. Ich finde in alten Proceſſen, daß man von großen Räuberbanden Einen begnadigt, unter der Bedingung, daß er der Denunciant und Gegenzeuge des Hauptmanns und der Andern werde. Dieſe Rolle ſpielt Herr Ex-Oberſt Petazzi: es thut mir leid, daß ich dieſe Rolle nicht beſonders ehrenvoll finden kann. Wenn die Thorebeſetzung ein Attentat auf Steuerbeamte iſt, dann hat Herr Petazzi dies Attentat gemacht, er iſt ſchuldiger, als ich — und an meiner Stelle vor dieſen Schranken müßte er ſtehen, nicht wider mich. Aber freilich — ſehen Sie den Mann nur an, und Sie werden ſich überzeugen, daß er ganz Das iſt, was gewiſſe Blätter einen „guten Bürger“ nennen, und daß er gewiß nie als Vertheidiger von Volksfreiheiten unbequem werden konnte. Ein Solcher — ſcheint es — darf Steuern verweigern, und Beamte angreifen, er bleibt frei: aber für **mich** gilt wohl ein anderes Geſetz am Rhein!

„Faſſen Sie, meine Herren, die ganze Sache in's Auge, wie ſie liegt. Die Verſammlung war keine öffentliche: kein Zeuge hat einen Gegenwärtigen anzugeben gewußt, der nicht Bürgerwehrmann geweſen wäre. Daß zwei Ausgetretene ſich mit eindrängten, kommt nicht auf meine Rechnung; ich konnte eine ſolche Unbeſcheidenheit von ihnen nicht vorausſetzen, wo bloß Wahlmänner eingeladen waren. Das ganze war eine Corpsſache, und kann, wenn dabei ein Vergehen ſtattgefunden hat, nur beurtheilt werden nach dem Bürgerwehrgeſetz, nicht nach dem Code pénal. Mein Antrag wurde vom Corps angenommen, und den geſetzlichen Führer deſſelben, Herrn Petazzi, fragte ich, ob er ihn vollziehen wolle. Die Bürgerwehr iſt für ihren Schritt verantwortlich gemacht, ſie iſt ſeinetwegen durch Cabinetsbefehl aufgelöſt worden. Ich habe darunter als Wehrmann mitgelitten: höher aber, als meine Kameraden, kann ich nicht beſtraft werden; denn meinen Antrag hat das ganze Corps ausgeführt, nachdem es ihn nach ordentlicher Berathung zu dem ſeinigen gemacht hatte. Ich bin ein Majoritätsmann: wäre ich mit meinem Antrag in der Minderheit geblieben — würde ich wohl einen tumultuariſchen Haufen zuſammengerafft, und mit ihm Steuerbeamte, wenn ſie da waren, aus den Thoren geklopft haben? Das werden Sie von einem ruhigen, beſonnenen, einem, wie Sie mir wenigſtens zutrauen werden, geiſtesklaren Manne nicht glauben. Ich habe ſomit Nichts gethan, als ein geſetzlich beſtehendes bewaffnetes Corps zu einer Berathung darüber aufge-

fordert, in welcher Weise es in einem Augenblick, wie dem gegenwärtigen, seine Pflicht, den Schutz der Ordnung und verfassungsmäßigen Freiheit, zu erfüllen habe. Hat in dem Ergebniß der Berathung die Bürgerwehr gefehlt, gut, so ist sie dafür durch Auflösung bestraft: mich aber deßwegen zu verfolgen ist kein Grund.

„Ueberseh'n Sie es nicht, meine Herren, diese ganze Sache hat einen politischen Hintergrund. Ueber diesen haben wir heute nicht zu urtheilen. Wie ich über die Steuerverweigerung unserer Nationalversammlung denke, Das geht einzig mein Gewissen an, und ich werde als Abgeordneter des Volks in Berlin wissen, wie ich für sie mich entscheide. Hier handelt es sich auch nicht einmal um einen Proceß wegen thatsächlicher Steuerverweigerung — denn in einem solchen hätten Geschworene zu richten —, hier handelt es sich bloß um das Vergehen, um dessentwillen ich heute vor Sie geladen bin: um Aufreizung zur Gewaltthat gegen Steuerbeamte.

„Eine solche Aufreizung ist, wie die Zeugen beweisen, niemals von mir ausgegangen, sondern vielmehr das Gegentheil.

„Mein Antrag, den man dahin deuten will, ist auch nicht, wie das Gesetz als Bedingung der Strafbarkeit festsetzt, in einer öffentlichen Versammlung vorgebracht worden.

„Die Steuerbeamten endlich, gegen welche ich mich verfehlt haben soll, sind zur Stunde dieses Antrags überhaupt nicht in Thätigkeit gewesen.

„Somit zerrinnt die ganze Anklage gegen mich in Sand; ich hege nicht den leiſeſten Zweifel, daß ich von Ihnen, meine Herrn, freigeſprochen werde!“

Als der Redner geendet, erhob ſich der Staatsprocurator Saedt zur Begründung der Anklage. Leichtſinnig ging dieſer von dem angeblichen Vergehen des Angeſchuldigten auf deſſen Perſon und Charakter über. Er meinte: „das gedruckte Aktenſtück ſei wichtiger, als die Zeugenausſagen, und nennt die Vertheidigungsweiſe Kinkel's eine „kleinliche“, die ſich für Männer nicht zieme, welche „vor dem Gericht als Märtyrer dazuſtehen glauben.“ Ferner ſei jene Verſammlung eine öffentliche geweſen, auch wenn ſich außer der Bürgerwehr im Raume der Reitbahn (wo jene Verſammlung ſtattfand) Niemand befunden (!); denn Oeffentlichkeit ſei ja längſt das Ziel und Verlangen „ſolcher Herren, wie Kinkel“ geweſen — es ſei alſo nicht anzunehmen, daß Kinkel die Oeffentlichkeit bei einem Antrage vermieden!!! Herr Kinkel ſtelle ſich jetzt ſo dar, als ob man es ihm eigentlich verdanke, daß die Stadt nicht bis an die Knöchel in Blut gewatet habe; er müſſe bedauern, daß nach Allem, „was man von Kinkel höre,“ deſſen Geſinnung kaum ſo friedlich ſein möchte. Der Plan des Angeſchuldigten habe in nichts Anderem beſtanden, als eine organiſche Macht hinzuſtellen, um nöthigenfalls der Regierungsgewalt bewaffneten Widerſtand leiſten zu können. Ein verwandtes Streben gehe aus dem ganzen Wirken des Angeklagten hervor, welches ſtets darauf gerichtet ſei, alle Beamte als Gegenſtände

des Spottes zu behandeln und ihr Ansehen zu schwächen. Er beantrage demnach die Verurtheilung des Angeschuldigten zu 6 Monat Gefängniß, 40 Thaler Strafe und Erlegung der Kosten."

Die unzweideutige Absicht, die in dieser Art des Angriffes lag, den Angeschuldigten persönlich anzugreifen und so zu heftigen, wo möglich ihn selbst compromittirenden Aussprüchen zu drängen, scheiterte an der vollkommenen Ruhe und Besonnenheit des Letzteren. Er wies mit scharfem Wort die persönlichen und Gesinnungsverdächtigungen zurück als durchaus ungehörig an der Stätte des Gerichts. Er that dar, daß es seine Partei gewesen sei, welche die Abschaffung blutiger Todesurtheile durchgesetzt, und vor den Gegnern jedenfalls Das voraus habe, daß sie nicht, wie diese, unnöthiges Blutvergießen provocire. Er forderte eine Erklärung, Was der Ausdruck: „solche Herren" bedeuten solle, und verbat sich, in Kategorien eingestellt zu werden, deren Bedeutung man nicht angebe. Wie verkehrt es sei, daß man ihn unter allen Bedingungen als Beamtenspötter hinstelle, möge man daraus ersehen, daß wohl Niemand sich selbst verspotte. „Oder weiß der Herr Staatsprocurator nicht, daß auch ich Beamter bin, Lehrer an der höchsten Staatserziehungsanstalt, und glaubt er, ich schätze meine Standesehre nicht so hoch, wie die jedes anderen Beamten?" Es könne von Aufstellen einer organisirten Macht keine Rede sein: die Bürgerwehr war schon Monate lang aufgestellt und organisirt, und Was Kinkel that, war nur, daß er sie zu einer Bera-

thung veranlaßte über die Art und Weiſe, wie ſie ihre Aufgabe erfüllen ſolle. Es ſei darum auch ſo auffallend, daß das öffentliche Miniſterium Herrn Petazzi in ſeiner Anklage ganz aus dem Spiel gelaſſen habe. Ebenfalls bemerkte er, wie verkehrt es ſei, aus dem Verlangen einer Partei nach Oeffentlichkeit den Beweis führen zu wollen, daß ein Mann dieſer Partei nicht Luſt haben werde, eine Corporationsberathung ohne Zuſtrömen der Maſſen einzuleiten. Er weiſt endlich nach, daß zwar Verdächtigungen genug, aber kein einziges wirkliches Zeugniß gegen ihn vorgebracht ſei, und erklärt es demnach für eine völlige Undenkbarkeit, daß er wegen dieſer Sache verurtheilt werden könne.

Dieſe Rede des Angeſchuldigten, die der Vertheidiger noch mit andern Rechtsgründen unterſtützte, ſchien nicht ohne Wirkung vorüberzugehen. Der Staatsprocurator, dies fühlend, wollte ſie nicht unerwiedert laſſen, zumal da er ſich in dieſem Proceß als Ritter der Staatsinquiſition ſeine Sporen verdienen ſollte. Er begann von Neuem und wiederum in perſönlicher Weiſe den Angeſchuldigten anzugreifen, und bedauerte, daß der zweite Proceß wegen angeblicher Verleumdung des „herrlichen Kriegsheeres“ nicht voraufgehe, da man dort ſehen werde, wie es ſich mit der „Bonner Zeitung“ verhalte, welche Kinkel als „ein Blatt der Ehre“ bezeichnet. Er bietet großmüthig dem Angeklagten ſeine Verzeihung an, wenn Dieſer (!!!) vielleicht gegen ihn Ausfälle gemacht habe. Dann ſuchte er zu erklären, weßhalb man den Ex-Oberſten Petazzi ganz aus dem

Spiel gelaſſen: Die Bonner Bürgerwehr habe Nichts verfehlt, ſie ſei zu keiner ſtrafbaren Sache fortgeſchritten; das Geſetz beſtrafe nur den Antragſteller. „Das Einzige — ſchließt er zu den Richtern gewendet — das Einzige, was Sie zu erwägen haben, iſt die buchſtäbliche Beſtimmung des Geſetzes, und dieſe iſt von dem Angeſchuldigten übertreten worden.“

Hierauf verlangte Kinkel noch ein letztes Wort vor dem Urtheilsſpruche. Er legt nochmals kurz die Sachlage dar, und weiſt dem öffentlichen Miniſterium nach, wie übel es ſich in Bezug auf den Ex-Oberſten Petazzi aus dem Netze gezogen, indem ja doch die Bürgerwehr, die Herr Saedt ſo ganz unſchuldig finde, durch Cabinetsbefehl aufgelöſt worden ſei. Es müſſe alſo jedenfalls doch ein Bürgerwehrvergehen beſtanden haben, und wenn Dieſes der Fall ſei, dann müſſe auch der Urheber nach demſelben Geſetz gerichtet werden, wie all' ſeine Kameraden. Die edelmüthige Verzeihung des Herren Saedt lehnt der Angeſchuldigte ab, indem zwar Dieſer, nicht aber er — der Angeklagte — perſönlich geworden ſei, Herr Saedt alſo Nichts zu verzeihen habe; dann aber nennt er es höchſt unziemlich, daß eine erſt ſpäter zu entſcheidende Sache, über welche noch nicht einmal ein richterliches Urtheil vorliege, nämlich die Calumniebeſchuldigung, ihm ſchon jetzt als Gegenbeweis vorgehalten werde. „Ein Jeder — ſo ſchließt er ſeine Vertheidigung — meint freilich, ſeine Anſicht ſei,

wie der Herr Staatsprocurator Ihnen, meine Herren vom Gerichtshofe, ſagt, das Einzige, was zu erwägen ſei: aber man kann hierin ſich irren. Meines Erachtens iſt gerade das Einzige, was hier in Erwägung kommt, daß Sie unterſuchen, um welchen Vergehens willen ich laut meiner Vorladung hier ſtehe. Man könnte mit Schein ſagen: ich habe zur Steuerverweigerung aufgefordert. Habe ich Das gethan, ſo iſt mein Vergehen ein politiſches, und ſo ſtelle man mich vor Geſchworene. Man könnte ſagen, ich habe in einer Bürgerwehrverſammlung die Rechte des Wehrmanns überſchritten: gut, ſo ſtellen Sie mich vor ein Bürgerwehrgericht, und richten mich nach dem Geſetze der Bürgerwehr. Das Vergehen aber, worüber Sie, meine Herren, zu richten haben, das Vergehen: zur Selbſthülfe gegen Steuerbeamte aufgereizt zu haben, Das iſt von mir, wie die Zeugen darthun, niemals begangen worden, und ſo bin ich ganz ruhig überzeugt — Sie, meine Herrn, können mich gar nicht verurtheilen!"

Acht Tage ſpäter, am Freitag Morgen den 23. Februar, wurde der Angeſchuldigte freigeſprochen.*)

In dem zweiten Proceſſe, welcher am Nachmittage verhandelt ward, verurtheilten die Richter Kinkel zu zwei Monaten Gefängniß und fünfjähriger

*) Vgl. N. B. Ztg. Jahrg. 1849. No. 37, 42, 43, 44, 54.

Spiel gelaſſen: Die Bonner Bürgerwehr habe Nichts verfehlt, ſie ſei zu keiner ſtrafbaren Sache fortgeſchritten; das Geſetz beſtrafe nur den Antragſteller. „Das Einzige — ſchließt er zu den Richtern gewendet — das Einzige, was Sie zu erwägen haben, iſt die buchſtäbliche Beſtimmung des Geſetzes, und dieſe iſt von dem Angeſchuldigten übertreten worden.“

Hierauf verlangte Kinkel noch ein letztes Wort vor dem Urtheilsſpruche. Er legt nochmals kurz die Sachlage dar, und weiſt dem öffentlichen Miniſterium nach, wie übel es ſich in Bezug auf den Ex-Oberſten Petazzi aus dem Netze gezogen, indem ja doch die Bürgerwehr, die Herr Saedt ſo ganz unſchuldig finde, durch Cabinetsbefehl aufgelöſt worden ſei. Es müſſe alſo jedenfalls doch ein Bürgerwehrvergehen beſtanden haben, und wenn Dieſes der Fall ſei, dann müſſe auch der Urheber nach demſelben Geſetz gerichtet werden, wie all' ſeine Kameraden. Die edelmüthige Verzeihung des Herren Saedt lehnt der Angeſchuldigte ab, indem zwar Dieſer, nicht aber er — der Angeklagte — perſönlich geworden ſei, Herr Saedt alſo Nichts zu verzeihen habe; dann aber nennt er es höchſt unziemlich, daß eine erſt ſpäter zu entſcheidende Sache, über welche noch nicht einmal ein richterliches Urtheil vorliege, nämlich die Calumniebeſchuldigung, ihm ſchon jetzt als Gegenbeweis vorgehalten werde. „Ein Jeder — ſo ſchließt er ſeine Vertheidigung — meint freilich, ſeine Anſicht ſei,

wie der Herr Staatsprocurator Ihnen, meine Herren vom Gerichtshofe, ſagt, das Einzige, was zu erwägen ſei: aber man kann hierin ſich irren. Meines Erachtens iſt gerade das Einzige, was hier in Erwägung kommt, daß Sie unterſuchen, um welchen Vergehens willen ich laut meiner Vorladung hier ſtehe. Man könnte mit Schein ſagen: ich habe zur Steuerverweigerung aufgefordert. Habe ich Das gethan, ſo iſt mein Vergehen ein politiſches, und ſo ſtelle man mich vor Geſchworene. Man könnte ſagen, ich habe in einer Bürgerwehrverſammlung die Rechte des Wehrmanns überſchritten: gut, ſo ſtellen Sie mich vor ein Bürgerwehrgericht, und richten mich nach dem Geſetze der Bürgerwehr. Das Vergehen aber, worüber Sie, meine Herren, zu richten haben, das Vergehen: zur Selbſthülfe gegen Steuerbeamte aufgereizt zu haben, Das iſt von mir, wie die Zeugen darthun, niemals begangen worden, und ſo bin ich ganz ruhig überzeugt — Sie, meine Herrn, können mich gar nicht verurtheilen!“

Acht Tage ſpäter, am Freitag Morgen den 23. Februar, wurde der Angeſchuldigte freigeſprochen.*)

In dem zweiten Proceſſe, welcher am Nachmittage verhandelt ward, verurtheilten die Richter Kinkel zu zwei Monaten Gefängniß und fünfjähriger

*) Vgl. N. B. Ztg. Jahrg. 1849. No. 37, 42, 43, 44, 54.

Entziehung der Staatscocarde, sowie fünfjährigem Verlust seiner Wählbarkeit zum Volksvertreter.

Was diese Processe sollten, ist schwer begreiflich; als Wahlmanoeuvres kamen sie zu spät, und nur dadurch, dass man tückisch zwei politische Processe statt vor die Jury vor's Zuchtpolizeigericht zu schleppen wagte, gelang es, in dem einen wenigstens eine gleichgültige Strafe zu detretiren.

10.

Am 23. Februar nahm Kinkel in einer vereinigten Sitzung des demokratiſchen und Handwerkervereines von ſeinen Wählern Abſchied. Zahlreiche Mitglieder und Nichtmitglieder hatten ſich eingefunden, und in den Augen Vieler ſah man Thränen der Rührung und Liebe. Kinkel ermahnte in herzlicher Rede, das von ihm bisher geleitete Werk auch in ſeiner Abweſenheit fortzuſetzen, und feſt zuſammenzuhalten in den Kämpfen der Gegenwart. Er verſprach als Abgeordneter *Nichts*; denn er glaubte, daß nur in der bisherigen Thätigkeit eines Mannes und in dem Vertrauen auf ſeine Redlichkeit die Bürgſchaft für ſeine *Thaten* enthalten ſei. Er ging nach Berlin, um für dieſelbe Sache zu kämpfen, für die er in der Heimath ſeine Exiſtenz und ſein Glück eingeſetzt, und er ging freudigen Muthes, hellen Auges von dannen; denn es war ja keine herzlos kalte Berechnung, aber auch kein idealiſtiſches Träumen, das ihn unter das Volk und auf die Rednerbühne trieb: — *es war das klare Bewußtſein eines heiligen Kampfes, es war die edelſte Begeiſterung für*

das Ziel der Menschheit, es war der sittliche, religiöse Glaube an den Sieg einer erlösenden Weltidee! Lassen wir denn noch einmal, bevor wir den geliebten Mann in die schimmernde Hauptstadt des Preußenreiches begleiten, dies Bewußtsein, diese Begeisterung, diesen Glauben an eine Weltbefreiung selbst zu uns reden, wie er sie zu Anfang seines Quartals in seinem Organ*) niedergelegt hat:

An unsere Leser!

Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!

„Freudig und hoffnungsreich, wie stets seit der Deutschen Revolution dieses Frühlings, führen wir heute unsere Zeitung in das neue Vierteljahr hinüber. Sechs Monate sind seit den gewaltigen Märztagen verflossen — und wie unwiderstehlich ist seitdem der Geist unserer Partei, der Geist der Demokratie im Vaterlande durchgedrungen!

„Der erste Gedanke der meisten Deutschen ging nach den Märztagen auf Verwirklichung des Constitutionalismus; die Republik, obwohl von einem so volksthümlichen Manne, wie Hecker, in's Land gebracht, fand im Volke nur schwache Unterstützung. Die constitutionellen oder doch im Geiste dieser Staatsform thätigen Vereine wuchsen kraftvoll, und sie besaßen nicht

*) Bonner Zeitung vom 1. October (und 15. December) 1848.

bloß Perſonen, ſondern auch Geiſter unter ſich. Die Demokratie war — namentlich im Rheinlande — überall zurückgedrängt, und verlor bei uns allen Boden durch die faſt totale Niederlage bei den Wahlen, von der im eigentlichen Rheinthal nur Düſſeldorf eine Ausnahme macht.

„Schon hier konnten wir die wunderbare Erfahrung machen, daß die Demokratie nach jeder Niederlage mächtiger aufſteht. Sehr bald nach den Wahlen begann an allen Orten die Gründung demokratiſcher Vereine, und ſchon zu Pfingſten konnte die Partei zur Organiſation fortgehn. Unter den furchtbarſten Gefahren für die Republik, unter dem Wetterleuchten des Juniaufſtandes in Paris, hatte die Partei den Muth, ſich offen zur Republik als der nothwendigen Staatsform der Deutſchen Zukunft zu bekennen und den Socialismus als nothwendige Ergänzung oder vielmehr Erfüllung derſelben hinzuſtellen. Und in dieſem Augenblick, nachdem die Demokratie in ganz Deutſchland die furchtbarſten Schläge erlitten hat, ſpricht ſich beim Landvolk, im Heer und im Beſuch der Vereine eine lebhaftere und treuere Anhänglichkeit an ihre Grundſätze aus, als je zuvor.

„Woher dieſe wunderbare Erſcheinung? Iſt doch dieſe Demokratie, wie einſt das Chriſtenthum, durch Nichts ſo ſtark geworden, als durch das Erliegen und Märtyrerthum!

„Die Urſache iſt, daß die Demokratie **mit der ganzen Macht einer religiöſen Idee** die Menſchen

erfaßt. Die Kirchenſtreite ſind in unſern Tagen unwichtiger geworden, und es giebt nur Einen weſentlichen Kampf und Gegenſatz: es iſt der Kampf zwiſchen dem Fürſtenthum und der Republik. In ſolchem Streit ſiegt aber immer diejenige Sache, für welche ſich der Menſch begeiſtern kann.

„Und begeiſtern kann ſich Niemand im Ernſte mehr für das Fürſtenthum, zumal ſeit es die conſtitutionelle Form angenommen hat. Wir hatten auf unſeren Fürſtenthronen ſchon längſt nicht mehr die Erſten der Nation ſitzen!*) Wir hatten unter ihnen weder einen Feldherrn, noch einen Geſetzgeber, noch einen Weiſen erſten Ranges: jene urſprüngliche Geiſtesgröße der Einzelnen, aus der die Monarchie entſtanden iſt, hat überhaupt in einer Zeit aufgehört, wo Alle denken, Alle ihre Talente entwickeln. Wenn ſomit die Perſonen der Herrſcher nicht mehr wie ein Friedrich II. oder ein Napoleon uns begeiſtern, ſo hat das monarchiſche Staatsſyſtem noch viel weniger Begeiſterndes: das conſtitutionelle aber iſt gänzlich gedankenlos und maſchinenmäßig.

---

*) Iſt er aus Eurem Volk der Beſte?
Der Weiſeſte, an den Ihr willig glaubt?
Stehn ſeine Thaten an der Nachwelt Thoren,
Daß Ihr ſo hoch ihn auserkoren?.....
Ihr zuckt die Achſeln — ſchüttelt Euer Haupt —
Still! — Was Ihr ſagen wollt, ich ahn' es ſchon,
Ihr wißt nur: — — Er iſt ſeines Vaters Sohn!"
Das Hohe Lied von Titus Ulrich. Berlin 1845. S. 273.

„In einer **Constitution**, wie die Verfassungslieferanten auf unsern Universitätskathedern sie beabsichtigen, giebt es zuerst einen Volkswillen, dann eine zweite, dann eine erste Kammer, dann einen König. Sonderbare Stufenleiter! Im Volke muß also erst ein Wille sich vorbereiten und reif werden: aus diesem Willen macht nun die zweite Kammer einen Gesetzentwurf. Es versteht sich von selbst, daß die erste Kammer, die immer ganz oder zum Theil aus Bevorrechteten besteht, jeden durchgreifenden, auf wahre Verbesserung des Volkszustandes gerichteten Entwurf durchfallen läßt: denn wir sehen es ja täglich vor Augen, daß die besitzreichen Bürger jede sociale Frage durch Verleumdungen oder Bedrückungen abschneiden. Nun wird zwar der Volkswille am Ende immer stark genug, um auch die erste Kammer mitfortzureißen; aber dann bleibt noch der König übrig, und dieser braucht einfach sein Veto einzulegen, d. h. einem von beiden Kammern angenommenen, vom Volke geforderten Gesetz seine Bestätigung zu versagen — so ist wieder alle Mühe und Arbeit vergebens, das gequälte, in seinen Hoffnungen getäuschte Volk muß entweder warten, oder die Noth drängt es zu dem unnützen und vielleicht doch vergeblichen Blutvergießen einer neuen Revolution. Ist nun in diesem öden, todten Mechanismus eine Idee, ist Etwas darin, für das man sich begeistern kann? Eine höchst kostspielige und dabei seelenlose Verfassung, merkwürdig nur durch einige Reibungen der verschiedenen Gewalten und vor Allem dadurch, daß sie jeden entschiedenen Volks-

willen langſam von unten herauf rädert — ſolch eine Verfaſſung, die uns muthlos, ſchlecht, ſchleichend und beſtechlich macht, und in der die beſten Männer (wir ſahen's ja in Frankfurt und Berlin!) zuletzt nach Miniſterſtellen greifen oder doch zu Pfiffen und Kniffen ihre Zuflucht nehmen müſſen — ſolch eine Verfaſſung wagt man dem armen Volke als einen guten Uebergang zur Republik zu empfehlen? —

„Betrachten wir dagegen die **Demokratie** — wie einfach ſind ihre Grundſätze! Sie giebt zuerſt dem Volke die volle Freiheit, ſeine Angelegenheiten öffentlich zu verhandeln und dieſe Freiheit ſichert ſie auch Denen, die mit der augenblicklich beſtehenden Regierung nicht einverſtanden ſind. Jede Meinung kann friedlich ſich ausbreiten, und hat eine Meinung ſo die Mehrzahl der Stimmen erlangt, dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß bei den nächſten allgemeinen Wahlen auch die Männer dieſer Meinung auf den Landtag kommen, daß alſo ohne Blut und Kampf der wirkliche Volkswille ſich zum Geſetz erhebt, ohne daß Jemand noch ſein Nein dazwiſchen zu werfen hat.

„Ja, wenn es um uns gälte, die wir uns rühmen, die geiſtigen Leiter der Bewegung zu ſein, — wir hätten's gut genug unter der Conſtitution! Wir könnten erſt auf die Volksgunſt ſpeculiren, und hätten wir die, dann könnten wir's machen, wie es die Liberalen alten Schlags in Berlin und Frankfurt gemacht haben: wir verriethen das Volk, und kauften uns mit unſerer Popularität in Miniſterien und hochbeſoldete

Staatsſtellen ein. Für das Talent ohne Charakter iſt die conſtitutionelle Monarchie der beſte Boden: es kann ſich ja dort nach Belieben von zwei Parteien bezahlen und belohnen laſſen!

„Aber wir ſchachern nicht mit unſerer Perſon und unſern Gaben: denn nicht um Unſeretwillen legten wir die Hand an den Pflug. Wer ein Capital hat an Geld, Landbeſitz oder an Kenntniß, Der kann leben unter jeder Staatsform. Aber nicht leben kann in der conſtitutionellen Monarchie der Arme: ſie hat keine Milch in den Brüſten für ihre ſchwächlichen Kinder. Das haben England und Frankreich nur zu furchtbar bewieſen! Und wird Preußen — das conſtitutionelle mein' ich — einen anderen Weg gehen wollen, können? Die Antwort iſt ja ſchon da! In der neuen Verfaſſung hat die Krone nicht einmal auf eine Civilliſte ſich beſchränken und ihre Domainen den Nothleidenden abgeben wollen; jede ſocialiſtiſche Beſſerung iſt auch hier ſchon unmöglich gemacht durch die Erſchaffung einer erſten Kammer, die aus reichen Leuten beſteht.

„Um der Armuth willen führen wir den Kampf! Jedes bleiche Antlitz, jedes in Unglück und Schande verkommene Geſchöpf, jedes Verbrechen aus Noth begangen, wird einen heißen Sporn in unſere Flanken drücken, wenn wir einmal ermatten oder raſten könnten im heiligen Kampfe für die Menſchheit! Wir werden mit keiner Verfaſſung uns begnügen, bis die gefunden iſt, in der die Bruderliebe zur Wahr-

heit, das sittliche Elend zur Unmöglichkeit gemacht ist! Und Ihr hofft noch, uns zu bezwingen, uns, hinter denen die Nemesis der Weltgeschichte mitkämpfend steht? Uns, die von der kalten Klarheit des Gedankens im Bunde mit der heißesten Gluth der schwärmerischen Begeisterung in den Streit getrieben werden?

„Ja, das ist's: die **Begeisterung der Demokratie!** Sie tilgt und wird immer stärker tilgen den jetzt so herzzerreißenden Unterschied des erblichen Standes, des erblichen Vermögens und der eben so erblichen Bildung. Sie faßt den Mann als Mann auf, ohne nach dem Kleide und Range zu fragen. Ihre Grundsätze sind einfach wie alles Göttliche und weltgeschichtlich Große: das Kind begreift sie, und der Mann denkt sie nicht aus! In ihr hört die Herrschsucht auf, denn der Mächtigste tritt, wenn er den ihm übertragenen Beruf erfüllt hat, unter die Bürger zurück. Die Demokratie ruht auf dem tiefem Gefühl der Liebe, das den Menschen an den Menschen bindet als an seinen gleichberechtigten Nächsten. Sie ist das anbrechende Reich der Vernunft, sie ruft Alle zum Denken auf, und vereinigt die Verstandes- und Arbeitskräfte Aller zur Erreichung des großen, heiligen Zieles: daß es keinen ungebildeten, keinen geknechteten, keinen in Elend verkommenden Bruder mehr geben soll, daß die Gesammtheit — wie der leitende Grundsatz der Republik lautet — die Gewähr übernimmt für die Wohlfahrt des Einzelnen. Was das Christenthum andeutungsweise und in einer

Hülle brachte, das wird durch die Demokratie zu Wesen und Wirklichkeit werden: wie jenes Allen ein Anrecht an das Heil des Himmels, so verheißt diese Allen ihr Theil an der Glückseligkeit und den Gütern dieser Erde.

„Aber werden wir siegen?

„Kanonen und Säbel gegen uns — gegen uns der Geldsack, der Jeden nach Kräften dafür bestraft, der einen demokratischen Verein zu besuchen wagt, gegen uns Kerker, Spott, Verfolgung — gegen uns der Haß aller besoldeten Fürstendiener! Und sind wir nicht bei den Wahlen in der verflossenen Woche fast überall geschlagen worden?

„Als die Kirche schon drei Jahrhunderte stand, da trat auch gegen sie der verfaulte Römerstaat mit einer furchtbaren Verfolgung hervor, welche ganz anders wüthete, als der Ingrimm der Bureaukratie und die Impertinenz des Kapitals gegen uns. Der Staat führte gegen die Christen seine Speere, verbot ihre Versammlungen, setzte ihre Lehrer gefangen und confiscirte ihre Schriften — Alles wie bei uns! Mit dem Staat gingen damals fast alle Weisen, Gelehrten und Priester — Alles wie bei uns! Von der Kirche fielen zahllose Mitglieder ab und kauften sich damit Gold, Hofgunst und Aemter — Alles wie bei uns! Es gab Menschen, die auch zwischen Heidenthum und Christenthum eine Art Mittelglauben, eine constitutionelle Halbheit wollten — Alles wie bei uns! Die Christenpartei, theils aus Muthlosigkeit, theils weil es gegen ihren Grundsatz der

friedlichen Propaganda war, wagte als Geſammtheit keinen offenen Widerſtand, keinen großen, umwälzenden Schlag — Alles wie bei uns!

„Aber die Kirche trug in ſich den Gedanken, der die Herzen der Menſchen bewegt, die Heiden waren ohne Idee, ohne Begeiſterung. Und als die Zeit erfüllet war, kam Conſtantin — und auf ſeiner Fahne ſtand das Kreuz!

Achtes Buch.

Zopf und Schwert.

Berlin. Pfalz und Baden.

26. Februar bis 29. Juni 1849.

1.

In Berlin angelangt, entwickelte Kinkel sofort als Abgeordneter der zweiten Kammer dieselbe unermüdliche Thätigkeit, die wir ihn in seiner engeren Heimath entfalten sahen. Nur der Leichtsinn, mit dem einige Mitglieder der Linken die Abtheilungssitzungen versäumten, war Schuld daran, daß die Rechte stets bei den Wahlen siegte. In der 4. Abtheilung z. B., wo die Linke die Majorität hatte, ging dennoch am 12. März die Wahl für sie verloren, weil 4 Mitglieder der Volkspartei auf der Rechten aber Niemand fehlte. Nur dadurch unterlag Kinkel mit 2 Stimmen Minorität der Candidatur des Abgeordneten Urlichs, als man in den Abtheilungen die Wahl des Ausschusses von 21 Mitgliedern vornahm, welchem die Vorberathung der Verfassung übertragen ward.

Schon bei der Debatte, ob man auf die Thronrede mit einer Adresse antworten solle*) betheiligte

*) Man vergleiche den ersten Bericht der Abgeordneten G. Kinkel, Jos. Becker und Gustav Bleibtreu an ihre Wähler, im „Extrablatt zu No. 59 der Neuen Bonner Zeitung.“

ſich Kinkel mit einer durch den „unparteiiſchen“ Präſidenten mehrfach unterbrochenen Rede, die wir dem Wortlaute gemäß mittheilen:

„Meine Herren!

„Ich ergreife das Wort, um gegen die Adreſſe zu ſprechen. Herr v. Vincke hat die Adreſſe beſonders dadurch motivirt, daß er ſagt, das Land erwarte von ſeinen Vertretern eine allgemeine Aeußerung über die wichtigſten Fragen, die es bewegen. Es iſt bereits von einem Vorredner bemerkt, Was ich nur beſtätigen kann: Das Land erwartet eine ſolche Aeußerung nicht von uns. Die große Majorität, namentlich die, welche unter den ſocialen Uebeln der Gegenwart leidet, erwartet eine ſolche Erklärung nicht, ſie erwartet überhaupt von uns nichts Allgemeines, ſie erwartet von uns das Allerſpeciellſte: die endliche Feſtſtellung einer Verfaſſung, an der man auch Etwas hat, auf die man ſich auch, weil ſie frei iſt von aller Zweideutelei, mit Fug und Recht berufen kann. Das Land erwartet von uns eine gediegene Gemeindeordnung, welche der Beamtenwillkühr die Spitze wegbricht. Das Land und namentlich die Gewerbe verlangen von uns eine vernünftige Gewerbeordnung, die einen wirklichen Schutz der Arbeit verleiht. Die bäuerliche Bevölkerung verlangt Geſetze, welche ſie von den bisherigen Feudallaſten nicht ſo befreien, daß dieſe Laſten ſich bloß in Kapitallaſten verwandeln, die hernach der Bevölkerung nur noch ſchwerer werden. Wenn ich aber ſage: das Land verlangt eine vernünftige Gewerbeordnung — ſo meine ich damit nicht die Gemeindeordnung, welche vom

Miniſterium erlaſſen iſt. Wenn ich ſage: das Land verlangt eine Gemeindeverfaſſung, die es vor der Willkühr der Beamten ſchützt — ſo meine ich damit auch nicht den Entwurf, der von Seiten der Regierung zur Begutachtung an die Behörden erlaſſen worden iſt. Dieſen ganz ſpeciellen Vorlagen gegenüber ſind jene allgemeinen Dinge, über welche wir uns hier, nach der Meinung des Antragſtellers, erklären ſollen, nach der Anſicht der großen Majorität des Volkes — und die Majorität wird eben gebildet von den gedrückten Klaſſen im Volke — unweſentlich und unwichtig. Das, was bei dieſer Adreßdebatte, die ſehr lange dauern kann, herauskommen würde, iſt in den Augen des Volkes ein Stück Papier, und dies wird außerordentlich theuer erkauft zum Ruhme der Redner, die hier vielleicht ihren Glanz von der Tribüne ausbreiten werden. Ich kann indeß dieſen Gegenſtand wohl von Vornherein fallen laſſen, da gerade Dieſes einer meiner Herren Vorredner vortrefflich entwickelt hat.

„Ich komme ſpeciell auf einen Punkt, welchen mein Vorredner, der College Urlichs, vor Ihnen ausbreitete. Es ſei — ſagt er — auf das Beſtimmteſte nöthig, daß dem neuen Däniſchen Kriege gegenüber wir unſere Mitwirkung zuſagen, um denſelben zur Ehre des Vaterlandes ſo kräftig als möglich zu führen. Ich fürchte nur außerordentlich, daß das Land in einer ſolchen Zuſage nichts Anderes ſehen wird, als nur die Bewilligung einer neuen ſchweren Auflage, die unter dem Vorwande — ſo möchte das Land ſprechen — eines

neu ausbrechenden Cabinetskrieges*) ihm auferlegt wird. Erinnern ſich die Herren, die ſo ſchnell mit der Majorität, die ſie jetzt zu haben glauben, eine beſtimmte abſchließende Anſicht der Kammer fertig kriegen wollen — erinnern ſie ſich doch einfach an das Schickſal der vorigen Nationalverſammlung. Dieſe hat ebenfalls in ihren erſten Schritten mit großer Beſtimmtheit ſich dahin erklärt, daß ſie Das, was man den Abgrund der Revolution nannte, dadurch ſchließen wolle, daß ſie ſagte, es ſei nie ein Krater dageweſen! Es iſt der Nationalverſammlung nicht gelungen, dieſen Krater zu ſchließen, und dadurch, daß Sie jetzt ſchon durch ein Majoritätsvotum die Revolution für geſchloſſen erklären, iſt ſie nicht zu Ende. Sie kann nur dadurch geſchloſſen werden, daß die in ihr liegenden Principien in der Geſetzgebung einen vollen Ausdruck finden und daß ſie Dies thun, dazu ſind wir hier.

„In der That aber muß ich Sie fragen, Was Sie eigentlich auf die Thronrede erwiedern wollen. Erlauben Sie mir, meine Herren, auch hier ganz den praktiſchen Standpunkt feſtzuhalten.

„Es iſt uns geſagt worden, daß Adreſſen auf Thronreden conſtitutionelle Sitte ſeien, es iſt ſogar von Seiten des vorigen Redners das Wort: „conſtitutionelle Etiquette“ gebraucht worden, um zu empfehlen, daß auch

*) Vergl. gegen den Theaterblitz des Herrn v. Vincke und das Murren der Rechten die „N. P. Ztg.“ vom 17. März 1849.

wir auf die Thronrede eine Antwortsadreſſe erlaſſen ſollen.

„Meine Herren! Ahmen wir von conſtitutionellen Ländern doch nur Das nach, was gut iſt: die Sicherung der perſönlichen Freiheit, die Sicherheit für die unveräußerlichen Rechte der Staatsbürger. Hüten wir uns aber, ihnen darin nachzuahmen, wenn ſie ſich in bloßen Formen ergehen; hüten wir uns vor Allem, ſie in dieſen Formen zu überbieten! Das aber werden wir thun, wenn wir uns auf dieſe Thronrede einlaſſen.

„Die Thronrede, meine Herren, erſcheint mir, wenn ich ein Bild gebrauchen darf, wie jener bläuliche, mildernde Nebel, der ſich auf Bildern und in der Natur zwiſchen Auge und Ferne legt, und die Umriſſe der Dinge, namentlich die ſcharfen Umriſſe der fernen Felſengruppen, ſanft mildert. Meine Herren, die Thronrede, die vor uns liegt, iſt dieſer Art. Wenn man auch mit dieſem bläulichen Nebel zufrieden iſt, ſo muß ich mich doch ſehr beſtimmt dagegen erklären, wenn eine Thronrede ganz zum blauen Dunſt wird, der nicht bloß die Umriſſe der Gegenſtände umſchleiert, ſondern dieſelben ganz und gar dem ehrlichen Blick entziehen möchte. Und Das geſchieht durch dieſe Thronrede. Ich denke nicht im Mindeſten auf eine Kritik derſelben einzugehen, wozu von dieſer Tribune aus ſich Gelegenheit finden wird, wenn anders ſich eine Majorität, Was ich nicht erwarte, für eine ſolche Adreßdebatte finden ſollte. Erlauben Sie mir, meine Herren, nur ein paar ſo recht hervorſtechende Punkte Ihnen anzuführen. . . . . “

Präſident Grabow: „„Ich muß den Herrn Redner darauf aufmerkſam machen, daß es ſich jetzt darum handelt, ob wir überhaupt eine Adreſſe erlaſſen wollen. Ich glaube, wir können in dieſem Augenblick noch nicht auf die Debatte über den Inhalt der Adreſſe ſpeciell eingehen, und muß daher den Herrn Redner bitten, nur diejenigen Gründe zu entwickeln, die dahin führen, daß eine Adreſſe erlaſſen werde oder nicht.““

(Ruf auf der linken Seite: „Redefreiheit!“)

Abgeordneter Kinkel: „Bei der höchſten Achtung, die ich vor dem Ordnungsrufe des Herrn Präſidenten hege, muß ich doch erinnern, daß es gar nicht möglich iſt, eine Sache als unpraktiſch zu motiviren, wenn man mir nicht das Recht läßt, auszuſprechen und darauf einzugehen, welche concrete Geſtalt die Sache hat. Unmöglich iſt es, von den künftigen Leiſtungen eines Jünglings zu ſprechen, wenn ich nicht auf ſeine körperlichen und geiſtigen Anlagen Rückſicht nehmen darf.“

Präſident: „„Ich muß bemerklich machen, daß der Inhalt der Thronrede ſelbſt noch nicht Gegenſtand der Discuſſion ſein darf, ſondern daß der Redner nur die Gründe dafür entwickeln darf, ob wir eine Adreſſe erlaſſen wollen oder nicht. Dies iſt der Gegenſtand der heutigen Debatte, ſonſt würden wir der Debatte über die Thronrede ſelbſt vorgreifen. Ich würde alſo den Herrn Redner bitten, in der von mir angedeuteten Weiſe auf die Sache einzugehen.““

Abg. Kinkel: „Das Reglement läßt keine Reclamation gegen den Ordnungsruf des Herrn Präſidenten zu.“

Präſident: „„Ich bemerke, daß ich keinen Ordnungsruf gegen den verehrten Redner habe erlaſſen, ſondern nur mit Rückſicht auf die mir zuſtehende Leitung der Debatte darauf habe aufmerkſam machen wollen, welchen Gang die Discuſſion zu nehmen haben dürfte.““

Abg. Kinkel. „Indem ich mich alſo an den von dem Herrn Präſidenten mir vorgezeichneten Gang

der Beweisführung bei meiner Rede anſchließe, will ich nur bemerken, daß in Bezug auf die Thronrede die Antwort, wenn ſie überhaupt erfolgt, entweder die Sätze der Thronrede beſtätigen, oder aber dieſen Behauptungen, die in der Thronrede vorkommen, energiſch ſich widerſetzen muß. Der Herr Präſident wird mir zugeben, daß es meine Berechtigung iſt, in dieſem Sinne auch auf die Thronrede ſelbſt einzugehen, weil . .“

Präſident: „„Inſofern Sie nicht eingehen auf das Specielle der Thronrede, und nur darüber ſprechen, ob eine Adreſſe zu erlaſſen ſei oder nicht.““

Abg. Kinkel: „Ich erkläre mich unter dieſen Umſtänden gezwungen, von den materiellen Theilen meines Vortrages abzuſehen und abzugehen. Ich kann mich nur an das rein Formelle der Sache halten. Ich will alſo der angegebenen Weiſung folgen, und nur noch ein Letztes Ihnen zu bedenken geben. Meine Herren! die Intereſſen, die ſich an dieſe Debatte über die Thronrede etwa knüpfen, ſcheinen mir weſentlich derart zu ſein, daß es ſich bei Allen, die dieſelben begünſtigen, mögen ſie auf der rechten oder der linken Seite ſitzen, um das Verhältniß dieſer Kammer zum Miniſterium ſehr weſentlich mit handeln wird.

„Meine Herren! Ich gebe Ihnen in dieſer Hinſicht einzig Das zu bedenken, daß wir vielleicht noch recht lange in dieſem Saale verſammelt ſein werden, daß wir — und hier wende ich mich namentlich an Sie, meine Herren von der rechten Seite — genöthigt ſein werden, noch in einer Menge von Dingen mit einander

zu berathen, wo wir auch in Ihnen wahre Freunde des Vaterlandes, wahre Beförderer ſolcher Geſetze zu finden hoffen, die zum Wohl des Volkes dienen werden. Ob die hier vor mir ſitzenden Männer (zu den Miniſtern gewendet) die dortige Bank einnehmen oder nicht, Das wird an unſern Verhältniſſen Wenig ändern. Es wird um ſo Weniger ändern, als die Miniſterien bekanntlich wechſeln, wir aber bleiben, und wenn wir nicht bleiben, ſo bleibt Das, wovon wir der Ausdruck ſind: das Volk, ſeine Forderungen, ſeine Wünſche — und dies wird ſich in irgend einer Weiſe ſchon wieder ſeine Vertretung zu verſchaffen wiſſen. Laſſen Sie uns, meine Herren, nicht auseinandergehen von dem erſten Anfange an! Sie können uns vielleicht durch ihre Majorität nöthigen, einzugehen auf die Debatte über eine Antwortsadreſſe; dann, meine Herren, werden wir zu Ihnen ſagen müſſen, Was Macbeth ſagt: „Sie haben mich an einen Pfahl gebunden, und ich muß kämpfen!“ Wir werden kämpfen. Wir haben das Princip der Volksſouverainetät, das wir vertreten, mit aller Kraft auch auf dieſem Formenboden durchzufechten, und da man ſich viel hitziger und leidenſchaftlicher um Formen, als um Sachen ſtreitet, ſo werden wir vielfach nicht in unſerer Bruſt allein, ſondern auch in den Parteien im Lande, die ſich ſchon ſchroff genug entgegenſtehen, eine wilde Leidenſchaft erwecken. Das dürfte nicht gut ſein für ſpätere friedliche Berathungen von Geſetzen, die wir Beide für gleich nöthig erachten. Meine Herren! es iſt allerdings die Stimme des Volkes von dieſem Saale

abgeſchnitten. Das Volk iſt von dieſem Saale getrennt durch einen Conſtablerpoſten und ein großes Vordergebäude (Gelächter). Aber das Volk iſt da, und ſeine Stimme redet dennoch zu uns, wenn auch nur leiſe und flüſternd. Das Volk nun will raſche Hebung der ſocialen Uebel, es will ein feſtes Gebäude, auf dem die geſunkene Gewerbthätigkeit, auf dem Handel und Wandel wieder ſich aufbauen. Meine Herren! im Namen des Volkes mahne ich auch Diejenigen unter Ihnen, denen es wirklich Ernſt iſt mit dem Wohle des Volkes — und ich gebe mich gern dem Glauben hin, daß Sie alle zu dieſer Kategorie gehören — gegen die Adreſſe zu ſtimmen!" (Langes Bravo von der Linken.)

Wir wiſſen, daß auch dieſe Mahnung fruchtlos vorüberging, wiſſen, daß die Majorität der Berliner Nationalverſammlung die zweideutige Thronrede mit einigen höflichen und eben ſo zweideutigen Phraſen beantwortete. Am 23. März hielt Gottfried Kinkel eine Rede voll heiliger Entrüſtung über dies Machwerk, indem er zunächſt an den berüchtigten Satz über das Heer *) anknüpfte:

„Meine Herren! Es iſt heute von einem Redner von dieſer (der rechten) Seite des Hauſes hervorgehoben worden, daß die Verſöhnlichkeit unſer Streben ſein müſſe auch in der Behandlung der Heeresfrage. Ich

*) Der Satz lautet: „Freudig erkennen auch wir, daß Preußens Heer in Tagen des Kampfes ſeinen Kriegsruhm, in ſchwereren Prüfungen ſeine Treue bewährt hat."

erkenne Das an, ich muß aber dann fragen, ob nicht ſchon eine Herausforderung für dieſe (die linke) Seite des Hauſes darin liegt, daß ein ſolcher Satz, wie dieſer, überhaupt in die Adreſſe aufgenommen werden ſoll?

„Sie ſprechen zunächſt, meine Herren, von dem „Kriegsruhm in Tagen des Kampfes.“ Es iſt gekämpft worden in Berlin, es iſt gekämpft worden in Poſen, und für Poſen iſt unſtreitig ſelbſt die Möglichkeit vorhanden, von einem Kriege zu reden, indem hier faktiſch zwei Nationalitäten auf einander geprellt ſind. Sie hätten wenigſtens die Rückſicht haben ſollen, dieſe Kämpfe zu unterſcheiden von den Kämpfen in Schleswigholſtein — wenn nicht aus Parteigerechtigkeit, ſo doch aus Menſchlichkeit!

„Die Kämpfe in Schleswigholſtein ſind mit Heldenmuth geführt worden, Das iſt eine Thatſache, die ich nicht beſtreite. Es fragt ſich aber, ob dieſer Krieg, der weit mehr ſchmerzliche als freudige Erinnerungen in unſere Geſchichte vererben wird, eine Erwähnung in der Adreſſe verdient. Es hat dieſer Krieg unſern Handel ruinirt, er hat geendigt mit einem Waffenſtillſtand, der in ganz Deutſchland zwei Parteien hervorrief, einen Waffenſtillſtand, für den ſich in der Frankfurter Nationalverſammlung nur eine ſo kleine Majorität fand, daß eben dieſer Friedensſchluß es war, der, um ein vielgebrauchtes Bild anzuwenden, wirklich die Fackel der Zwietracht in alle Deutſche Verhältniſſe warf. Ich kann Das keinen Kriegsruhm nennen, wenn der Krieg ſo ungemein rückſichtsvoll geführt wird und ſo überaus

menſchlich, daß trotz den vorangegangenen Worten doch — kein Dorf in Jütland abgebrannt wurde! (Bravo!)

„Wir haben Anläſſe gehabt, in denen ein Heer ſich bewähren konnte. Wenn einmal von Kriegsruhm die Rede ſein ſollte — ich meine von dem reinen Drauf- und Dreinſchlagen — ſo hätte man ja allenfalls gegen Neufchatel hinlängliche Gelegenheit gehabt, ihn zu erwerben, wo man ſich nicht gegen Inſurgenten oder mit Soldaten von Kaſernendreſſur zu ſchlagen hatte, ſondern gegen republikaniſche Milizen!

„Sie ſprechen ferner in Ihrer Adreſſe von „Treue in ſchwereren Prüfungen.“ Liegt nicht darin wieder für uns die größte Kränkung? Ich weiß, meine Herren, daß viele Soldaten damals — denn wovon Sie reden, das kann doch nur der Conflict im November ſein — mit ſchwerem Herzen ihre Pflicht gethan haben. Das, was die Soldaten damals thaten, das nennen Sie einen Akt der Treue. Uns iſt dies Ereigniß ein Rechtsbruch: es iſt bewaffnete Macht angewendet worden, das beſtehende Staatsrecht zu brechen und die Stimmen, die ſich gegen dieſen Rechtsbruch in der Mehrheit der Nation erhoben, zum Schweigen zu bringen. (Murren auf der Rechten, Bravo! auf der Linken.)

„Wenn Sie einen Soldaten, der dazu hilft, einen gehorſamen nennen, ſo habe ich Nichts dagegen einzuwenden; das Wort Treue aber ſetzt mir etwas Höheres, es ſetzt mir voraus, daß ſich ein volles Bewußtſein, daß ſich eine freie Möglichkeit mit der Treue verbindet, auch untreu ſein zu können. Ich behaupte

aber, daß dieſe Möglichkeit der Prüfung für die Soldaten nicht ſtattgehabt hat, von denen man damals nicht die Einflüſſe einer volksfeindlichen Partei, von denen man aber die Einflüſſe des Volksgeiſtes ſelbſt nur zu oft ferngehalten hat. Wenn ein Vorredner (der Abgeordnete Stiehl) davon ſpricht, daß nach der Rede eines Franzöſiſchen Generals das Heer eine „ſittliche Macht“ ſein ſolle, ſo glaube ich, daß ich darauf Nichts mehr zu erwiedern habe; denn als die Nationalverſammlung in Paris jene empörende Rede des Windiſchgrätz von Algier, des alten Haudegens Bugeaud, desavouirte, da gab ſie bereits die Antwort auf die Rede meines Vorredners. (Bravo)!

„Die Treue, meine Herren, die ſie dem Heere nachrühmen, iſt eben deßhalb ein ſo ſchmerzlicher Gehorſam, weil in den meiſten Fällen leidee die Angſt es iſt, die dieſen willenloſen, ſtummen, ſeiner Handlungsweiſe nicht ſich bewußten Gehorſam hervorbringt. Läugnen ſie Dies; ſo machen Sie erſt einmal die Militairgerichte öffentlich, ſtellen Sie einmal jene Gerichte vor das Forum des öffentlichen Urtheils, in denen es ſo leicht wird, den Soldaten hart zu beſtrafen, wenn er bürgerfreundlich iſt, und in denen es wiederum ſo leicht wird, alle Ausſchweifungen der Soldaten, von Schweidnitz u. ſ. w. herab, mit Nacht zu bedecken. Stellen Sie den Soldaten erſt unter die Bürger hin, und geben Sie ihm die Möglichkeit, ein Urtheil ſich zu bilden in Bezug auf politiſche Dinge und ſich nach freier Ueberzeugung zu entſcheiden — und dann ſprechen Sie

von Treue des Heeres! Heut aber will ich von Ihnen nur das Wort Gehorsam hören!

„Ich fordere, daß die Treue, wo sie vorhanden ist, auch Zeugniß ablege von andern inneren Eigenschaften des Menschen, daß sie wurzele in einer reinen Menschlichkeit. Diese reine Menschlichkeit haben wir aber nur zu oft bei unsern Soldaten vermißt, und ich will nicht untersuchen, wo wir den Grund dieses Vermissens suchen sollen, ob er häufiger liegt in der Brutalität, zu der junge Leute kommen müssen, wenn sie, dem Familienkreise und der bürgerlichen Gesellschaft entzogen, in einer Kaserne zusammengepfercht werden wie die Janitscharen — oder ob er mehr darin liegt, daß auch im Officierstande eine Partei stark vertreten ist, welche die alten gebrochenen Staatseinrichtungen vollständig wiederherstellen will, und aus dem Heer freilich kein treues, aber ein gehorsames Werkzeug sich schaffen möchte.

„Es ist gesagt worden, daß gegen die Soldaten — der Herr Kriegsminister hat es selbst gesagt — Meuchelmord vorgekommen sei. O meine Herren, lassen Sie uns nicht auf diesen Punkt eingehen; denn die Beispiele liegen nur zu zahlreich vor, wo der von Soldaten begangene Mord bloß darum nicht für Meuchelmord gilt, weil er nicht mit dem Knittel oder Pflasterstein, sondern mit dem Bajonette begangen ist! Der Geist, den Sie im Heere schützen, dem Sie heut ein Vertrauensvotum geben wollen, der Geist, den selbst die gerechte und mäßig gesinnte Partei auf dieser (der

rechten) Seite des Hauſes anerkennen möchte, dieſer Geiſt iſt derſelbe Geiſt, als deſſen Opfer Robert Blum gefallen iſt — (Heftiger Ausbruch der Unruhe auf der Rechten.) und gegen dieſen Geiſt führt uns in den Kampf Robert Blum's Schatten! (Links lebhaftes Bravo, rechts Ziſchen und Tumult.)

„Ich weiß, Sie loben dieſe Treue, Sie geben dieſem Geiſte ein Vertrauensvotum. Ich begreife es. Hat doch ein Mitglied von dieſer Seite des Hauſes, der Graf Bismark-Schönhauſen, dem ich danke für ſein männlich geſprochenes Wort, es hingeſtellt, daß noch eine Entſcheidungsſchlacht kommen wird, und für dieſe Entſcheidungsſchlacht, für welche wir den Geiſt, den Hunger, die Noth, das Proletariat und den Zorn des Volkes in den Kampf führen — für dieſe bedürfen Sie den Gehorſam des Heeres! Ja, meine Herren, auch ich habe aus freudiger Bruſt jenem Manne zugejauchzt, als er von dieſer letzten Entſcheidungsſchlacht ſprach!

„Ich habe rückſichtslos von dieſer Tribüne geſprochen, denn ich bin nicht der Anſicht, daß ein Mann ſein Wort verdecken ſoll aus dem Grunde, welchen Herr v. Vincke ſo eben angab, daß es bedenklich und gefährlich ſei, wenn man nicht hübſch diplomatiſch mit dem Heer verführe in einem Augenblicke, wo uns vielleicht ein Europäiſcher Krieg droht. Wir fürchten auch den Europäiſchen Krieg nicht; denn wenn Deutſchland erſt einen Europäiſchen Krieg zu führen hat, dann werden ſeine Fürſten wieder einmal wiſſen, daß ſie die Fäuſte ihrer Völker dazu brauchen: — wir fürchten den

Kampf mit Europa dann am Wenigſten, wenn es uns gelungen iſt, das Heer in ein wirklich volksthümliches zu verwandeln: Wir fürchten den Krieg nur, wenn er ein Cabinetskrieg iſt. Iſt er ein volksthümlicher Krieg, dann ſchlagen wir ihn mit Truppen, welche nicht nöthig haben, in der Kaſernenſperre dreſſirt zu ſein. Iſt er kein volksthümlicher Krieg, dann wird dies „herrliche Heer“ ebenſo gut wie ein früheres — ſein Jena finden!“ (Bravo! von der Linken.)

Ein Berliner Blatt *) ließ ſich folgendermaßen über die revolutionaire Bedeutung dieſer Rede aus: „Den Kampfpreis des Tages hat aber Kinkel aus Bonn errungen. Er war der Redner der Revolution, der der bebenden Rechten das mene tekel deutete, der zu ihrem Schrecken den Schatten Robert Blum's, des Hingemordeten, heraufbeſchwor, der die Noth, den Hunger, das Proletariat als Verbündete der Demokratie aufrief. Die Rechte war von ſeiner plaſtiſch ſchönen Rede wie zerſchmettert; nur der Koſſäth Schwerin ſtarrte wie gewöhnlich ſtumpfſinnig in's Blaue. Kinkel hat allein die Wahrheit geſagt und Nichts als Wahrheit. Die Halben jener Partei mögen ihn ſchelten, das Volk wird ihm danken. Er iſt der Redner, der Fürſprecher des Proletariats. Und wo giebt es einen ſchönern Beruf?“

*) Die „Berliner demokr. Correſpondenz“ vom 24. März 1849.

2.

Am 10. April ſtattete Kinkel vor ſeinen Wählern in Bonn einen Bericht über ſeine bisherige Wirkſamkeit in Berlin ab. Die an einer Seitenwand angebrachte einfache, aber zierliche Bürgerkrone und das vielſtimmige freudige Bravo, das ſeiner Rede folgte, bewieſen, wie ſehr ſich Jener die Sympathieen ſeiner Mitbürger erhalten hatte.

Nur dieſen Einen Tag verweilte er in ſeiner Vaterſtadt; ſein Gewiſſen, ſeine Pflichttreue erlaubten ihm nicht, unnützerweiſe auch nur eine einzige Sitzung zu verſäumen. Johanna begleitete mit ihren Kindern den Geliebten nach Berlin, da es den Anſchein gewann, als würden die Kammern noch längere Zeit dort zuſammenbleiben.

Die „Neue Bonner Zeitung“ fand, ſeit Kinkel nach Berlin gekommen, hier eine große Verbreitung. Jener hatte bisher zu viel an dieſem Blatte gearbeitet, indem er die Lokal-Intereſſen mehr, als nöthig berückſichtigte, und dadurch der Verbreitung des Journals über ſeine engere Heimath hinaus ein Hinderniß in den

Weg legte. Das begriff er nun aus der Ferne, und änderte fortan diesen lokalen Ton in den meisten Artikeln. Der Erfolg lehrte die Richtigkeit dieser Veränderung, die Zeitung gewann fast um das Doppelte an Abonnenten.

Unter den zahlreichen Aufsätzen Kinkel's aus der Zeit seines Berliner Aufenthaltes machen mir namentlich auf diejenigen aufmerksam, welche unter dem Titel „Nebelbilder aus Berlin" sich in No. 94—96, ferner in No. 98 und 101 der „N. B. Ztg." vorfinden, und größtentheils Schilderungen aus dem parlamentarischen Leben der zweiten Kammer enthalten. Wir theilen zwei dieser Feuilleton-Artikel mit, von denen sich besonders der letztere durch treffenden Humor auszeichnet:

Die Rechte in der zweiten Kammer.

„In der Theologie haben wir seit einer Reihe von Jahren viele Geister sich abringen sehen, Philosophie und Religion mit einander in Einklang zu bringen: eine der undankbarsten Bestrebungen, denn Diejenigen, die sich ihr unterzogen, waren der Spott aller Klardenkenden, und wurden nur von Solchen bewundert, die alles Mysteriöse für besonders tief halten; gerade weil sie Nichts davon begreifen. Ganz auf derselben Bahn finden wir jetzt in der Politik eine große Anzahl von Persönlichkeiten, welche statt des einfachen Menschenverstandes eine gewisse überspannte Geistreichigkeit beanspruchen. Sie mühen sich ab, der Welt zu beweisen,

daß ſie nicht hinter dem freiheitsathmenden Zeitgeiſt zurückgeblieben ſind, und wollen dennoch an der Monarchie feſthalten. Sie bringen ganz dieſelbe Ideenverworrenheit zum Vorſchein, wie die Schleiermacherianer, die ein Centrum zwiſchen der äußerſten Rechten Hengſtenberg's und der Montagne Strauß-Feuerbach vermitteln wollen. Nur der ganz dummdreiſten Orthodoxie iſt es noch möglich geweſen eine Art von Conſequenz zu retten. Das theologiſche Centrum hat ſich in einen Urwald von Widerſprüchen verwickelt, in dem es nur von der gemäßigten Rechten in der Nationalverſammlung übertroffen wird. Dagegen ſtehn die orthodoxen Monarchiſten, wie Kleiſt-Retzow und Bismark-Schönhauſen, deren Glaube Berge verſetzen (d. h. den dicken Herrn v. Vincke nach links ſchieben) kann, wahrhaft achtungswürdig da. Eine Geißel für die Widerſprüche der Rechten iſt v. Berg, welcher mit logiſcher Schärfe dieſelben in kurzen Erwiederungen an's Licht zu ziehen und trefflich zu verſpotten weiß. Gerade wie bei einer Predigt die Leute am Meiſten erbaut werden, wenn ihnen ihre Sündhaftigkeit am Schärfſten vorgehalten wird, ſo iſt die Rechte am Allerſtillſten, wenn einer von den Gegnern ihrer falſchen Politik ihnen ſo recht unwiderleglich den Spiegel vorhält. Spricht aber einer von den Ihrigen, ſo ein echter Repräſentant ihres Syſtems, der den ganzen Schelling erſchöpft, um zu beweiſen, daß Schwarz eigentlich Weiß ſei, ſo fängt erſt ein leiſes Geräuſch an, das bald in

ein allgemeines Räuspern, Schneuzen, Hin- und Hertrippeln von einem Platz zum andern übergeht, und ſich den Tribunen und allen Theilen des Hauſes mittheilt — wieder genau wie bei einer ſchlechten Predigt. Merkwürdigerweiſe haben faſt Alle von der Rechten hohe Diskantſtimmen, im Gegenſatz zu dem vollen Baß, der in der Linken vorherrſcht: ein Contraſt, der bei den namentlichen Abſtimmungen beſonders komiſch auffällt. Auch iſt der näſelnde Ton auf jener Seite faſt allgemein, und in der Debatte über die Deutſche Frage trat nicht ein einziger Redner — Bincke nicht ausgenommen — von dieſer Partei auf, der ohne heftig zu ſtottern ſeine Rede zu Ende brachte. Bei Einigen iſt dies Steckenbleiben ſo häufig, daß ſie den Eindruck von Schulknaben machen, die ihre Lection nicht können. Es muß trotz dem oft berufenen geſunden Sinn des Volkes noch unvernünftig viel Werth auf Stand und Würden gelegt werden — ſonſt hätten nicht ſo manche unſäglich talentloſe Menſchen, die nicht einmal ihren Gedanken einen deutlichen Ausdruck zu geben im Stande ſind, in dieſe Verſammlung gewählt werden können!

„Alſo einestheils die aufrichtige Bornirtheit, anderntheils die Phariſäerklugheit wirken vereint von jener Seite gegen die Linke, welche alle Waffen des Lichtes, des wahren Genies ihr entgegenwendet. Nicht umſonſt wird der Zutritt zu den Tribunen vom Miniſterium ſo hartnäckig erſchwert, denn — Wer ſelbſt prüft, der verläßt nicht unüberzeugt dieſe Stätte.“

Weiſe Staatsformen.

„Kürzlich machte ich eine Reiſe nach Oranienburg, und traf im Poſtwagen mit Paſſagieren aus verſchiedener Herren Ländern zuſammen, mit denen ich alsbald in ein politiſches Geſpräch mich einließ, wie Das heutzutage unvermeidlich iſt. Einer war aus dem Lande Madſchipuck zu Hauſe, welches ſo verſteckt liegt, daß noch kein Landkartenmaler im Stande war, es richtig den Ländern der Erde anzureihen. Dieſer Mann hatte ſich wegen eines Preßproceſſes flüchten müſſen, den er ſich zugezogen weil er gegen das Staatsgrundgeſetz geſchrieben Es beſteht aber dieſes Geſetz darin, daß in Madſchipuck die Schulmeiſterwürde erblich iſt. Vergebens hatten die aufgeklärteren Madſchipuckianer ſeit Jahrhunderten bewieſen, daß es dem Menſchenverſtande widerſtreite, wenn der dumme unmündige Junge eines Schulmeiſters bei dem frühen Tode ſeines Vaters ohne alles Examen in deſſen Stelle einrücke — die guten Bürger von Madſchipuck ſchalten Jene: „Wühler“ und „Anarchiſten“, und ein ſehr gelehrter Profeſſor, der ein Buch über Politik geſchrieben hatte, wies nach, welcher „Sturm des Parteilebens“, welcher „Spielraum für den Ehrgeiz“ daraus entſtehen könnte, wenn der Schulmeiſter hinfüro nach ſeiner Befähigung gewählt würde. Dies flößte obigen guten Bürgern einen ſolchen Schrecken ein, daß ſie um der Ruhe und Ordnung willen lieber den erſten beſten Eſel als Schulmeiſter behielten.

„Der andere Paſſagier war aus dem Lande Mudſchipack, das auf einer unentdeckten Inſel liegt, wohin noch keine Dampfboote gehen. Dieſer meinte: mit dem erblichen Schulmeiſter, Das ſei noch nicht ſo ſchlimm, aber bei ihnen in Mudſchipack, da bedinge die Verfaſſung, daß die Doktorwürde erblich ſei, und zugleich alle Aerzte, Feldſcheerer, Hebammen ꝛc. ꝛc. unverantwortlich. Dieſe Doktorenbureaukratie, ſagte er, iſt ſehr mißlich. Ein Examen wird von keinem Doktor gemacht, und deßhalb haben wir zu ihren Mitteln kein Vertrauen. Nun behauptet der Medicinalangelegenheiten-Miniſter, es würden gewiß nicht mehr ſo viel Leute ſterben, wenn nur das Vertrauen wiederkehre. Um uns nun dies Zutrauen einzuflößen, haben ſich unſere Quackſalber in eine wahre Wuth zu kuriren hineingeworfen. Dem halben Staat ſind Blutegel und Aderlaſſe octroyirt worden. Die Bürger ſchreien: wir haben Kräfte zu wenig, wir müſſen nahrhafte Koſt haben! „Beſchränkter Unterthanenverſtand!“ ſchreien die Aerzte, und octroyiren noch Amputationen vollkommen geſunder Glieder dazu, um nur die Patienten zum Schweigen zu bringen.“

„Iſt es möglich — rief Der von Madſchipack aus — und Mudſchipack empört ſich nicht gegen eine ſo widerſinnige Staatsform?“

„Das hat ſeinen Haken — antwortete der Mudſchipackianer — denn die andere Hälfte des Staates beſteht größtentheils aus den Apothekern, und da dieſe ſich trefflich bei der angeſtammten Medicinalwirth-

schaft befinden, so stützen sie dieselbe mit allen Kräften. Der festeste Kitt aber für die Ruhe und Ordnung sind die Geistlichen der Staatskirche von Mudschipack, welche allsonntäglich predigend den lieben Gott dafür preisen, daß er Alles so vortrefflich eingerichtet habe, und das Volk nöthigen für seine Doktoren zu beten. Für diese Predigten erhält die Geistlichkeit von den Apothekern das Räucherpulver frei, und das Volk, das vor octroyirtem Rhabarber, Schröpfköpfen, Pflastern und Fontanellen kaum mehr auf den Beinen zu stehen vermag, hat zum Lohn für seine Geduld das Glück sich abzuarbeiten, um seinen Doktoren obengenannte Wohlthaten theuer bezahlen zu dürfen, bis der Tod es von seinen Pflichten erlöst. Vergebens haben die Patienten darauf hingewiesen, daß keine Krankheit so schlimm sei, als diese octroyirten Arzeneien; unsere Aerzte indeß wollen unter keiner Bedingung von ihren edlen Aufopferungen für die Menschheit erlöst sein."

„„Meine werthen Bürger von Madschipuck und Mudschipack — antwortete ich — trösten Sie sich, denn wir sind in unserm Staat noch viel übler dran! Zwar müssen unsre Schulmeister und Feldscheerer ein Examen machen, sogar die Befähigung zum Unterricht im Clavierzymbelschlagen muß nachgewiesen, und dafür ein Gewerbeschein gelöst werden. Jeder Schuster muß in die Lehre gehen, und jeder Soldat 3 volle Jahre daran studieren, Was rechts, links, vorwärts und zarrrruck! heißt. Aber, Sie werden es nicht für

möglich halten — bei uns iſt **die Königswürde erblich!!**

„„Das Individuum, welches die Fäden des Staatsgewebes in ſeiner Hand centraliſirt, deſſen Blick die weiteſten Fernen überſchauen, die dunkelſten Falten durchleuchten ſoll, in deſſen Willen eine nahezu göttliche Gewalt gelegt iſt, dies Individuum wird bei uns nicht nach ſeinem Genie, noch nach den Proben, die es von ſeinem redlichen Wollen und ſeiner Kraft abgelegt hat, von der überzeugten Maſſe frei gewählt, ſondern es bleibt dem blinden Zufall überlaſſen, ob das Schickſal von Millionen von der Laune eines charakterloſen, dummen oder böſen Menſchen, oft von einem Narren, Säugling, Trunkenbold oder einem noch ſchlimmeren Sünder abhängt. Gewiſſermaßen ſind alle andern hohen Staatsämter ebenfalls erblich, indem gerade zu den wichtigſten nur die Söhne hoher Familien zugelaſſen werden: in der Regel beſteht aber der Stolz einer hohen Familie darin, ſich nie durch körperliche oder geiſtige Arbeit angeſtrengt zu haben. Je fauler — je vornehmer.

„„Unſre Landsleute von gemeinem bürgerlichen Verſtand haben ſchon lange darauf angeſpielt, daß Könige und Miniſter, die Nichts gelernt, und auch kein Examen gemacht hätten, Nichts taugten. Da ſind aber die Phariſäer und Schriftgelehrten, die den natürlichen Verſtand verachten, mit ihren übernatürlichen Spitzfindigkeiten darüber gekommen, und haben geſagt: ein leeres Oberhaupt thäte dem Staate Nichts, denn

der Name „König“ sei fortan nur ein Symbol, und sie wollten schon für ihn und seine Sippschaft das Denken übernehmen. Sie nennen dies eine constitutionelle Regierung. Da haben wir natürlichen Menschen gefragt, wozu wir denn die kostspieligen Symbole noch ferner nöthig hätten, und darauf haben sie — keine Antwort gewußt.“ “

„Als ich den beiden Passagieren noch ferner auseinandersetzte, Was alles in einem Lande vorkommen kann, wo das allerschwerste Amt erblich und unverantwortlich ist, und wie die Leute durch das Gesetz geplagt sind: sich ihre Angelegenheiten, die sie selber am Besten verstehen, von ungeschickten Behörden vormaßregeln zu lassen; wie ihnen ihr mühsam erworbener Besitz verfault und verdirbt, weil sie oft Jahre lang auf die Erlaubniß warten müssen, sich dessen zu bedienen; wie in ihr Kommen und Gehen, in ihr Reden und Schreiben sich stets eine fremde Nase von Oben steckt, die sie nicht schneuzen dürfen — da gingen die Bewohner von Madschipuck und Mudschipack in sich, und bekannten, daß die Grundgesetze ihrer Staaten noch nicht die am Weitesten von der menschlichen Vernunft entfernten seien.“

Gottfried Kinkel war es, der noch vor Auflösung der zweiten Kammer in der Sitzung vom 26. April die Parole der Zukunft, die Parole: „**sociale, demokratische Republik!**“ von der Tribune herab der Regierung entgegenzuschleudern gewagt hat. Minister v. Manteuffel denuncirte in seiner berüchtigten Vertheidigungsrede des Belagerungszustandes eine Rede

Kinkel's als hochverrätherisch, in welcher Dieser als Abgeordneter zum demokratischen Congreß in Berlin die Stellung der Socialisten am Rhein geschildert hatte. Kinkel erwiederte:

„Meine Herren! Der Herr Minister des Innern hat gestern aus den Berichten des im Herbst hier gehaltenen demokratischen Congresses einen Auszug meiner damals gehaltenen Rede verlesen. Ich weiß zwar nicht, Was ein Bericht eines Rheinischen Deputirten zu diesem Congreß mit dem Berliner Belagerungszustand zu thun hat. Es versteht sich aber von selbst, daß ich für jedes Wort dieser Rede auch heute noch einstehe, und wenn sie dem Ministerium so hochverrätherisch erscheint, so wird es mir großes Vergnügen machen, sie vor einem Geschworenengericht zu verantworten. Nur muß ich fordern, daß die Mittheilung genau sei, daß man einer Versammlung, wie dieser, auch Akten vorlegt, die authentisch sind. Ich nehme es dem Berichterstatter allerdings nicht übel, wenn er noch einige Irrthümer hereingebracht hat; denn noch hat unsere Partei keine stenographischen Bureaux zur Verfügung. Indeß ist jener Congreß öffentlich gewesen, und der Eingang zu seinen Tribunen war viel leichter, als in diesem hohen Hause; ich kann mich daher auf viele Ohrenzeugen berufen. Worte, wie: Pfaffen liebe ich in öffentlicher Rede nicht zu gebrauchen, weil ich diesen unliebsamen Ausdruck gegen einen Stand, in dem ich immer noch viele wackere Männer meiner Gesinnung nicht bloß liebe, sondern verehre, überhaupt nicht mit dem Decorum

einer öffentlichen Rede vereinbar halte. Andererſeits habe ich mich aber auch ſchärfer ausgeſprochen, und Dies muß ich berichtigen, weil ich eine Idee in mir trage, die mich nöthigt ihr Bekenner zu werden. Der Herr Miniſter verlas eine Erzählung, nach welcher unter dem Donnern der Juniſchlacht der Verein, zu deſſen Directorium zu gehören ich die Ehre habe, ſich für die Republik erklärt hätte. Wenn mit dieſem „ſich erklären“, was ein zweideutiges Wort iſt, etwa gemeint ſein ſoll, daß wir damals die Republik für die natürlichſte und vernünftigſte Staatsform anerkannt hätten, ſo hatte ein Rheiniſcher Volksverein nicht nöthig, damit bis zum Juni zu warten. Nein, meine Herren, ich habe meine Geſinnungsgenoſſen beim Congreß einen Beweis geben wollen von dem Edelmuthe, der ſtets im Volke wohnt, und ihm den Muth giebt, ſich treu dem Unterdrückten zuzuwenden: ich habe erzählt, daß unter dem Donnern der Juniſchlacht wir zur demokratiſchen Republik uns bekannten in dem ganz geſetzmäßigen Sinne, daß wir dieſe Staatsform, daß wir alſo den Socialismus, daß wir den Staat der Arbeit, in welchem es nur Arbeiter und keine Faullenzer mehr giebt, für die einzige in Deutſchland künftig haltbare Staatsform erklärten. Daß ich nun mit ſolcher theoretiſchen Erklärung vor meinen rheiniſchen Geſetzen durchaus nicht rechtlos geworden bin, Das ſieht jeder Vernünftige. Ob wir aber in jener Ueberzeugung uns geirrt haben und noch irren, Das, meine Herren, wird nicht durch Parla-

mentsdebatten, am Wenigſten aber von dieſer Tribune entſchieden."

Am folgenden Tage ward die zweite Kammer aufgelöſt, die erſte vertagt. Kinkel ſchrieb:*)

„Es iſt geſchehen, Was man lange voraus ahnte: die Volksvertretung iſt geſprengt, und einige blutige Opfer ſind ſchuldlos und nutzlos in Folge der Aufregung gefallen, welche dieſer neue Gewaltſchritt der Regierung hervorgebracht hat. Eine Revolution wird um dieſer Vertretung willen nicht ausbrechen: die ſchlagbereiten Klaſſen der Arbeiter haben nie ein rechtes Herz gehabt zu einem ſolchen Zweikammer-Gegenſpiel und die erwerbluſtigen Bürger ärgern ſich zwar, weil ſie nun das Mißtrauen und den Bankerott permanent vor Augen ſehen, aber die Bourgeoiſie legt in ſolchen Kriſen ſtets mit ſtummer Verzweiflung die Hände in den Schooß, und ſchlägt ſich nicht. Die großen Novembertage kommen für Berlin nicht wieder, in denen die Revolution geſetzmäßig war und alle Herzen ihr entgegenſchlugen: Preußens zweite Schilderhebung wird jetzt ebenſo an ein ganz zufälliges Ereigniß anknüpfen, wie ſeine erſte im März oder die Februarrevolution in Paris. Jeder Tropfen Blutes, der wegen dieſer Kammerauflöſung flöſſe, wäre ſo nutzlos wie die Opfer von geſtern. Die Geſchichte der erſten geſetzgebenden Verſammlung Preußens, welche ſeit 24 Stunden der Vergangenheit ange-

*) Neue Bonner Zeitung. Jahrgang 1849. No. 100.

hört, liefert dem Volke einen Beweis, der für so Manchen noch eine Nothwendigkeit war: sie beweist, daß die Monarchie in einer revolutionairen Zeit selbst innerhalb constitutioneller Schranken weder dem Volkswillen sich fügt, noch mit demselben fertig wird. Eine Volksvertretung mit demokratischer Wahlart läßt sich nun einmal in das System einer Constitution nicht einfügen: von den beliebten Stichworten der blassen Liberalen, die so langweilig von „demokratisch-constitutioneller Staatsform“ und „demokratischer Monarchie“ faseln, kann unter Vernünftigen seit dem Berliner 27. April nicht mehr die Rede sein.

„Es war unsere Aufgabe, diese Wahrheit unserm duselnden Volke klar zu machen, und sie wird zwar nicht auf den Rhein, wo man jene blassen Liberalen längst ausgepfiffen hat, jedenfalls aber auf die östlichen Provinzen tiefen Eindruck machen. Sie werden die Augen aufthun und erkennen, Was sie an ihrer vielbelobten Verfassung haben, und wie fest durch eine Constitution die Durchsetzung des Volkswillens gesichert ist! Meine Leser am Rhein erinnere ich an manche Leute, die in unsern Parteivereinen im Juni noch so eifrig gegen die Republik sprachen, und heute seit der Malmö-Geschichte so entschieden für diese Staatsform sind. Gerade diese Umwandlung des Sinnes mußten die östlichen Provinzen noch durchmachen, und von gestern an hat dieser Gährungsproceß begonnen.

„Wir sind aufgelöst, weil wir den Volkswillen darstellten. Eine kleine Majorität hatte anfangs das

Miniſterium: Schritt vor Schritt kämpfend, rangen wir ſie unſern Gegnern ab. Die volksfeindlichen Geſetze derſelben verwandelten wir in machtloſe Warnungstafeln. Dem deutſchen Volke, das ſeine Einheit, aber auch die Anerkennung ſeiner eignen Souverainität will, boten wir in der Verfaſſungsfrage unſern Beiſtand, und bewieſen durch anſehnliche Majorität, daß in Preußen das Volk keinen Sonderpatriotismus will. Wir forderten eine großherzige und muthvolle Politik in den vaterländiſchen Fragen, während die Regierung eine kleinliche und pfiffige will. Dazu kam die Verhandlung über den Belagerungszuſtand; Vernunft und Recht ſtanden auf der Seite von Waldeck's Antrag, und unſern Gründen wichen die Centren. Mit einer Majorität von 45 Stimmen warfen wir dem Miniſterium ſeine Ungeſetzlichkeit vor: es wurde lächerlich, als es den Verſuch machte, ſich zu vertheidigen, als zuletzt noch Bucher's feine Beredſamkeit die Nichtigkeit all' der Gründchen und kleinen Verdächtigungen erwies, mit denen Manteuffel die Erhaltung des Belagerungszuſtandes gerechfertigt hatte. Das iſt der wirkliche Stand der Thatſache: das Miniſterium iſt in all' ſeinen Schritten durch uns gerichtet worden.

„Und nun leſe Jeder die ſeichten Gründe, die man von ſeiner Seite als Rechtfertigung dieſes neuen Gewaltſchrittes im Staatsanzeiger von heute aufſtellt! Sollte man es glauben — dies Miniſterium, das mit allen möglichen Ränken anfangs eine kleine Majorität ſich geſchaffen hatte, das manche Abſtimmungen bloß

durch ſeine zwei Abgeordnetenſtimmen möglich machte, — dies Miniſterium der erſchlichenen Majorität erklärt jetzt, daß man dem Zufall, der bei dieſem Stimmenverhältniß herrſche, die Geſetzgebung nicht anvertrauen könne! Aber warum hat das Miniſterium denn nicht früher dies zarte Gewiſſen gezeigt, als ihm noch dieſe ſchwache Majorität zu Gute kam? Warum hat es die große Majorität verſchwiegen, die wir ihm gegenüberſtellten in der Frage über die Rechtmäßigkeit des Belagerungszuſtandes? Lag darin nicht der Beweis, daß wir ſehr bald in allen wichtigen Fragen zu recht ſtarker Majorität durchdringen, und alle ſeine volksfeindlichen Geſetze zerſchmettern würden? Nein, wir ſind nicht aufgelöſt wegen zu ſchwacher, ſondern gerade wegen übermächtig werdender Majoritäten! Und Was ſoll man nun zu dem zweiten Grunde der Rechtfertigungsſchrift ſagen, daß die Kammer ihre Befugniſſe überſchritten hat, indem ſie die Frankfurter Verfaſſung für rechtsgültig erklärte, und die ſofortige Aufhebung des Belagerungszuſtandes forderte? Als ob eine geſetzgebende Kammer nicht Geſetze anerkennen dürfte, die für ihr Land Geltung erhalten ſollen! Als ob nicht in unſerm Rechte: Den Belagerungszuſtand aufzuheben, auch das Recht gelegen hätte: dieſe Aufhebung zu verlangen und durchzuſetzen! Wenn es aber am Schluſſe heißt, daß die Rednerbühne der zweiten Kammer nur zu oft zur Verkündigung von Grundſätzen „gemißbraucht“ worden ſei, „welche geeignet ſind, den Umſturz der beſtehenden Verfaſſung und jeder geſetzlichen Ordnung vor-

zubereiten", ſo müſſen wir den Miniſtern erklären, daß ihre octroyirte Gewaltherrſchaft nicht die „Verfaſſung", und ihr ungeſetzliches Säbelregiment nicht die „geſetzliche Ordnung" iſt. Dieſe Herrſchaft, dieſes Regiment, ja, die haben wir täglich angegriffen und an den Pfahl geſtellt. Wir haben es gethan, und wir rühmen uns Deſſen. Die Feſſeln dem Volke abzunehmen vermochten wir nicht, aber Proteſt einlegen gegen die Rechtmäßigkeit dieſer Feſſeln, Das konnten wir, und Das haben wir ehrlich und ohne Menſchenfurcht gethan.

„Das Land mag richten zwiſchen uns und Jenen: wir ſind aber im Voraus überzeugt, daß dieſe Maßregel nicht einmal, wie die Miniſter ſich ſchmeicheln, „von der Mehrzahl der Gutgeſinnten im Lande mit Beifall aufgenommen wird." Denn auch die Leute, welche die Miniſter als „Gutgeſinnte" bezeichnen, haſſen Nichts ſo ſehr, als den Staatsbankerott und ihren eignen, und in dieſen Maalſtrom lenkt jetzt rettungslos unſer Staatsſchiff ein!"

INST. OXFORD TAYLOR

3.

Der 10. Mai 1849 ward der unglücklichste Tag in Kinkel's Leben. Von Berlin zurückgekehrt, fand Gottfried keine Ruhe mehr in der Heimath. Durch das ganze Land schlug blitzartig der Gedanke: „Jetzt muß gehandelt werden oder nie!“ Und weil man das Wort immer im Munde führte, glaubte man endlich selbst an die Existenz dieser Nothwendigkeit. Wirklich hatte sich in Elberfeld und an manchen Orten der Rheinprovinz die Landwehr der Einkleidung widersetzt, und das Volk schien entschlossen, sein Recht, dem Wortbruch der Regierungen gegenüber, kühn zu vertreten. Schon raste in Leipzig und Dresden der Kampf, und in der Pfalz schien sich der Aufstand zu organisiren. Der Zeitpunkt einer allgemeinen Erhebung schien günstiger als je, und auch in Bonn wollte man nicht mehr zögern. Die Versammlung im „Römer“ bei Tesch, deren Resultat ein bewaffneter Zug nach Siegburg war, welcher den Brüdern zu Hülfe eilen wollte, ist durch die Proceßakten der spätern Anklage gegen Kinkel und Genossen bekannt genug, als daß wir nicht mit Ruhe

auf die Berichte der „Weſtdeutſchen Zeitung“ über dieſen Proceß hinweiſen dürften. Die ganze Siegburger Affaire war wie bei Allen ſo auch bei Kinkel Nichts als das ungeduldige Hervorbrechen eines ungeduldigen Thatendranges, der, in dem unglücklichen Fall, nach Objecten ſuchen zu müſſen, durch die Unklarheit über Mittel und Zwecke, durch den gänzlichen Mangel an revolutionairer Anſchauung und Erfahrung den Stempel einer unfähigen Verworrenheit trug.

Den ſpeciellen Anſtoß gab die Gegenwart Anneke's, deſſen Pflegma ſowohl beim Faſſen als Ausführen eines Planes die Meiſten für reife Ueberlegung hielten, und ſo kam es, daß man ſich ſeiner Unfähigkeit im ausgedehnteſten Maaße anvertraute. Einer drängte den Andern, Jeder machte ſeinen Plan, ohne daß man zur Vereinigung dieſer einzelnen Pläne und zur definitiven Feſtſtellung eines gemeinſchaftlichen gelangt wäre.

Kinkel war bei allen dieſen Dingen minder ſanguiniſch, als die Andern; trotzdem beſtand er darauf, daß man unbedingt die allerentſchiedenſte Fahne aufpflanzen müſſe. Von dem Zuge nach Siegburg mahnte er ab, weil er die Tollheit dieſes Unternehmens erkannte; allein jedes Zurückziehen war unmöglich, und hätte ihn den ganzen Einfluß auf ſeine Partei verlieren laſſen. Es galt endlich, durch die That ſeine Worte zu bewähren, und ſo erklärte ſich Kinkel bereit, ſeinen Brüdern zu folgen, mit ihnen zu kämpfen und zu ſterben, ſobald er ſah, daß er ſie von ihrem Vorhaben nicht mehr zurückhalten konnte.

Es war gegen 10 Uhr Abends, als Gottfried zum letzten Mal die Schwelle ſeines Hauſes betrat. Johanna ahnte Nichts von den Beſchlüſſen der vergangenen Stunde, von dem Sturme, der den Geliebten für immer ihren Armen entreißen ſollte. Aufgeregter als ſonſt öffnete er die Thür, und ſchaute ſchmerzlich ſein theures Weib an, als er ihr die Hand reichte. Dann ſprach er wehmüthig und ernſt: „Johanna!“

Sie bebte, als er ihren Namen rief, als er ihn rief — mit ſolchem Tone. Er aber wiederholte nur den Vers Friedrichs von Sallet, der ſchon früher aus ſeinem Munde erklungen war, und ſie damals zittern gemacht hatte:

„Und Der dies Lied geſungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen —
Sie wird nicht ſagen: Bleib!“

O nun wußte ſie Alles! Glühend umſchlang ſie den Geliebten, und lag weinend an ſeiner Bruſt. Dann aber richtete ſie ſich ſtolz empor, und geleitete ihn zu den ſchlafenden Kindern. Gottfried küßte dieſelben ſtumm, zog noch einmal ſein Weib an das wildpochende Herz, und ſtürmte hinaus.

Auf dem jenſeitigen Rheinufer angelangt, war ſchon der abentheuerliche Haufe ſehr zuſammengeſchmolzen, und die Ueberzeugung einer unzweifelhaften Blamage ließ ſich nicht länger zurückhalten. Von Kinkel's perſönlichen Freunden befanden ſich Schurz, Ungar und Kamm bei dem Zuge.

Der Ausgang dieſes Unternehmens iſt bekannt. Von Siegburg wanderte Kinkel zu Fuß durch das Bergiſche nach Elberfeld; allein es bedurfte kaum eines vierſtündigen Aufenthaltes, um ihn zu überzeugen, daß bei dieſem Kinderſpiel weder Ruhm noch Ehre zu holen war. So trieb es ihn in die Pfalz, wo er ſich der proviſoriſchen Regierung alsbald zur Verfügung ſtellte, und dem unfähigen Fenner von Fenneberg als eine Art Secretair beigeordnet ward. Hier traf Schurz ihn in Kaiſerslautern, wo er eben, ein Pack unbeſchriebener Aktenpapiere und ein rieſiges Bureaulineal unter dem Arm, zur Eiſenbahn wanderte, um „ſeinen Vorgeſetzten“ nach Speier zu folgen. Kinkel bewies in ſeinem Amt die größte Subordination, und zeichnete ſich dadurch vor den meiſten der übrigen Männer aus, die mit ihren Kräften der Revolution dienten. Er war ohne Geld, aber dieſes Proletariat, in welchem er keineswegs einzig daſtand, gab Anlaß zu unzähligen Scherzen und harmloſen Neckereien. All' ſeine Amtsthätigkeit betrieb er mit einer gewiſſen pflichtbewußten Feierlichkeit. Nicht wenig Bedenken machte es ihm, ob nicht die Forderung von 1 Gulden täglichen Gehaltes für ihn übertrieben erſcheinen möchte. Er liquidirte gewöhnlich Diäten, über deren Geringfügigkeit ſich Diejenigen wunderten, welche ſie zu bewilligen hatten; denn er wollte ſeine Thätigkeit für die Revolution ſo wohlfeil als möglich machen.

In der Folge fühlte er ſich bald etwas gedrückt, weil er keine Thätigkeit gefunden hatte, die ſeiner werth war. Der Einzelkampf perſönlicher Intereſſen, das

ekelhafte Intriguenſpiel niedrigen Ehrgeizes, der, ohne von eminenten Geiſteskräften etwa zu einem gewaltigern Fluge befähigt zu ſein, ſeine Zwecke mit kleinen gehäſſigen Mitteln verfolgte, die koloſſalſte, aber pretentiöſeſte Unfähigkeit in den wichtigſten Aemtern, ſchmutziger Eigennutz auf Koſten des allgemeinen Wohls, die lächerliche Eitelkeit der Gewalthaber, — all' dieſe Dinge konnten nur dazu dienen, dem edleren Charakter jede Bewerbung um eine einflußreiche Stellung zu verleiden. So gingen die beſten Kräfte für die Revolution verloren; ſie zogen ſich entweder ganz zurück, oder gingen dahin, wo ſie als Männer mit Ehren ſtanden: in die Armee. In der Pfalz war das zwar weniger der Fall, als im Nachbarlande, wie denn überhaupt die pfälziſche Revolution mehr den Charakter ſorgloſer, gemüthlicher Bummelei trug; aber auch da hatte ſich unter den politiſchen Capacitäten, die ſich, aus allen Ländern Deutſchlands herkommend, um die proviſoriſche Regierung ſammelten, eine unangenehme, an Stellenjägerei ſtreifende Rivalität ausgebildet. Schon dort konnten ehrliche und mit heitrer Offenheit zu Werk gehende Charaktere, wie Kinkel, nicht recht zur Geltung kommen. Und wie hat er doch gewirkt! Er ärgerte ſich offenbar über all' dieſe Kleinlichkeit, und neigte in ſeinen perſönlichen Plänen bald zu dem Wunſch einer agitatoriſchen Wirkſamkeit hin. Ja, als man ein Corps von ſogenannten Feldjägern zu organiſiren dachte, welche zur Unterhaltung eines regelmäßigen Depeſchendienſtes und nebenbei zu einer Art von Agitation benutzt werden ſollten, zeigte

er nicht übel Luſt, ſich dieſen einverleiben zu laſſen. Es war dies beſonders in den Tagen, als die proviſoriſche Regierung auf kurze Zeit in Speier und die Militaircommiſſion in Neuſtadt verweilte. Die Bureaux der Regierung waren beſetzt worden und Kinkel ſah ſich übergangen. D'Eſter bot ihm die Redaktion des Regierungsorgans oder der lithographiſchen Correſpondenz an; aber Kinkel wandte ſich ab und ſagte: „Nein, D'Eſter, ich will Etwas thun! Ich gehe nach Neuſtadt und werde Feldjäger!“ Eine Stunde ſpäter fuhr er mit Schurz auf dem Stehplatz der Eiſenbahn davon. Aus der Organiſation der Feldjäger wurde aber Nichts, und man wies ihnen Plätze in dem Bureau der Militaircommiſſion an. Kinkel hatte das Ganze unter ſeiner Leitung, und brachte eine Art von organiſcher Eintheilung in die Geſchäftsverwaltung hinein, die aber nicht leicht durchzuführen war. Seine heitre Stimmung erſchien äußerlich nur auf Augenblicke getrübt. „Das weißt Du auch wohl nicht — ſagte er einmal zu Schurz, einen Brief von ſeiner Frau in der Hand haltend — wie Einem zu Muthe iſt, wenn man ſo die Spuren herabgefallener Thränen zwiſchen den Zeilen ſieht!“ Doch äußerte er nicht ſelten, daß es ihm lieb ſei, endlich aus jenem Bonn definitiv herausgekommen zu ſein in eine lebensvolle Thätigkeit, wo doch die Hoffnung auf einen reellen Erfolg das Herz höher ſchlagen ließe. Er fühlte ſich ordentlich gehoben, als ihm im Laufe der Revolution Aufträge zur Eidesabnahme einzelner Beamten und zu der dabei nöthigen Agitation

ertheilt wurden. „Sobald er ſah, daß bei dieſer unfähigen Regierung, welche die Kräfte ihrer Umgebung weder zu ſchätzen noch zu verwenden wußte, für ihn kein Feld ſei — hing er ſeine Ledertaſche um die Schultern und iſt in's Volk gegangen, wo es noch ſtörriſch und unfügſam war. Und es währte nur wenige Tage, da redeten die Leute von ihm, wie von einem Heiland. Wo er in ein Dorf kam, drängte man ſich an ihn, drückte ihm die Hand, verſammelte Alles, was in der Nähe war, und bat ihn zu ſprechen, wenn es auch nur ein Weniges ſei. Und dann horchten die Leute mit inniger Andacht, und verſprachen ihm, ſie wollten Alles, Alles befolgen; er möge doch nur Einen Tag bei ihnen bleiben. Unterdeſſen aber war die Kunde, daß er dort geſprochen, ſchon in den nächſten Weiler gedrungen, alsbald kam ein Wagen heran, der die Gemeinebeamten trug, und es hieß: das Volk harre ſeiner, er möge ſchleunigſt kommen. Dann gab es einen rührenden Abſchied oder das ganze Dorf — Jung und Alt — zog gewöhnlich mit, und hörte die zweite Rede mit gleicher Andacht. „Das iſt ein Mann!“ riefen ſie überall mit ſtaunender Bewunderung aus, mit einer Bewunderung, die bald in eine kindliche Anhänglichkeit überging. Da fühlte ſich Kinkel denn ſo wohl unter dieſen guten Menſchen, die wie Kinder waren vor ihm! Er war es auch einzig werth vom Volke geliebt zu werden, mit dieſer Reinheit ſeines Bewußtſeins, ſeines Willens, mit der hohen, heitern Opferwilligkeit ſeiner Seele! Die hat ihn auch unter die Muskete getrieben

mit unwiderſtehlicher Gewalt; es ließ ihn nicht ruhen, er konnte nicht über die Gaſſe gehen als Einer, der mit dem ſtumpfen Meſſer einer nun verſpäteten Kritik an den Thatſachen ſelbſtgefällig herumſchnitzelt, es drängte ihn, ſelbſt mit dem Glück ſeines Lebens ſein Wort auszulöſen, und ſo trat er mit reinſtem Pflichtgefühl in die Reihen Derer, die er ſeine Brüder nannte.“ *) „Ich werde nie vergeſſen — ſchreibt Schurz, der ihm in der Pfalz von Allen am Nächſten ſtand — die beiden letzten Male, wo ich ihn ſah. Das Eine Mal war in Karlsruhe am 19. Juni. Ich lag im Fenſter des Zähringer Hofes, wo das Quartier unſeres Stabes war, und blickte auf den Markt hinab, wo der brave Willich ſeine Schaaren aufgeſtellt hatte. Plötzlich hör' ich von Willich die Worte: „Der Bürger Kinkel tritt in die Compagnie Beſançon!“ Es war die Compagnie der Tapferſten, Beſten in der Armee. Die Männer riefen ein dumpfes Willkommen, und ich ſah, wie Kinkel, angethan mit ſeiner Ledertaſche, die Muskete in der Hand, in's Glied trat, nahe an den rechten Flügel, weil er unter den Männern einer der ſtärkſten und größten war. Der Anblick feſſelte mich mit ahnungsvoller Gewalt, ich konnte die Augen nicht von ihm wenden, bis er, hinter der donnernden Trommelmuſik im Gliede marſchirend, um die Ecke der Straße bog. Seit dieſem Augenblick empfand ich eine tiefe Ehrfurcht,

*) Weſtd. Ztg. vom 21. Nov. 1849.

ſo oft ſein Bild mir in den Sinn kam, obgleich er mir hier der liebſte und einzige Freund war, und ich Du zu ihm ſagte, wie er zu mir. Das letzte Mal ſah ich ihn am 21. Juni, zwei Tage vor dem Treffen bei Bruchſal. Willichs Corps war vorausgeſchickt worden, um den Feind zu umgehen; aber wie ſich Willich denn zuweilen etwas tollkühn zeigte, ſo hatte er eine kleine Schaar ohne Vorhut und Seitendeckung während einer finſtern Nacht mitten zwiſchen zwei preußiſche Aufſtellungen geführt, wo er vor einem unvermutheten mehrſeitigen Angriff natürlich zurückweichen mußte. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als uns ſchon die bittere, aber zum Glück falſche Nachricht traf, daß Willich's ganzes Corps geſchlagen und völlig aufgerieben ſei. Der Generalſtab ſaß auf und wir fanden ſchon vor dem Dorf einige Verſprengte, mit jämmerlich klagenden Phyſiognomien. Endlich kam auch Willich an der Spitze wohlgeordneter Colonnen. „Sie ſind wieder davongelaufen!“ rief er uns mit bitterm Lachen entgegen, indem er wohl den eigenen Fehler nicht anerkennen wollte. „O es iſt ein entnervtes Geſchlecht! Sehn Sie hier meine Beſançons! Nur zwei von ihnen ſind aus dem Gliede gegangen, aber ich werde ſie todtſchießen laſſen! Ich wünſchte, wir hätten eine große Schlacht, ich würde mich an die Spitze dieſer Tapfern ſtellen um mit ihnen ehrlich zu ſterben!“ — Das war keine Prahlerei, denn er war beim Kampfe ſtets voran, ohne Säbel, mit der Reitpeitſche in der Hand und den Piſtolen im Gürtel; kein Gefecht wollte er verloren

geben, ſolange die Beſançons ſtanden. — Ich ritt an die Front heran und reichte Kinkel die Hand; er drückte ſie feſt und lange bis der Generalſtab ſchon weit fortgeritten war. Auf ſeiner Stirn und ſeinen Brauen lag finſtrer Unmuth, Kampfbegier in ſeinem dunklen Auge. Worte haben wir nicht gewechſelt, er ſprach aus Dienſtbewußtſein im Gliede niemals — ſchon bei der Bürgerwehr nicht — nur ein leichtes Lebewohl, als ich ſeine Hand losließ und davonſprengte. Ich habe ihn nicht wiedergeſehn.“

O gehe Deinen Gang, Du Edler im wahren Sinne des Worts! Denn wofür Du mit der ſcharfen Waffe des Wortes und dem ſcharfen Worte der Waffe in den Streit getreten biſt, wofür Du das reiche Einzelglück des beſten Gatten, des ſorgendſten Vaters, des treuſten Freundes der wenigen Dir geiſtig Verwandten wie aller Menſchen, das Glück, welches Geſellſchaft, Kunſt und Wiſſenſchaft geben können, in die Schanze zu ſchlagen friſch hinauszogſt, wofür Du die lorbeerbedeckte Leier mit der Muskete vertauſchteſt: — Das war kein kleinlich, unmännlich Gelüſte, wie leider bei ſo Manchen; es war das Edelſte, was Sterbliche gedacht, wonach Sterbliche geſchmachtet, wofür Sterbliche gelitten haben. Dich lenkte eine Ueberzeugung, aus täglicher bitterer Erfahrung der geltenden Ungerechtigkeit in faſt allen menſchlichen Dingen erwachſen, geprüft und gereift in ſorgenden Nächten voll tiefen Schmerzes und voll heiligen Zornes. Ein hohes Weib, das Dich verſtand und ganz Dein eigen war, das harmlos lächelte, wenn der Unverſtand ſeinen kläglichen Maßſtab an ihre Entſchlüſſe legte, eine Heldin, eine Dichterin wie Du, eine Mutter, bald vielleicht eine allzufrühe Wittwe, entließ Dich und ſchaute Dir nach voll Herzensangſt, aber auch voll Opfermuth. Jetzt weint ſie nach Dir hin, ſie und Eure Kinder, Eure vier Sproſſen, wie die Erde vielleicht kaum je prächtigere trug. Und es zürnen ſich in langverſchwiegenem undlang verhaltenem Schmerz Deine Freunde und Brüder, daß ſie, fern von Dir und

die unſer Herz trafen, daß das kochende Blut in ihm hätte erſtarren mögen. Aber Wer kann hier, fern dem neuen Golgatha in der Pfalz und den ſchönen Oberlanden, wo weithin Leichengeruch aufſteigt als der Opferduft, nach dem die Throne des Abſolutismus duften — Wer kann hier wiſſen: Lebt Kinkel? wird er leben? oder hat ihn in dämmernder Morgenſtunde eine fühlloſe Ordonnanz von ſeinem unruhigen Lager geſcheucht, um den gefangenen Mann ſeinem Schickſal entgegenzuführen? „Wir kennen keine Feinde, nur Gegner!“ hatte er gerufen und geſchrieben; aber die ihn kannten, ſeine Gegner, ſie ſind ſeine Feinde, wie ſie Feinde des menſchlichen Geſchlechtes ſind, und herzloſe, erbitterte Feinde, die nach dem edelſten Blute lechzen und ihre Triumphe auf blutrauchenden Kirchhöfen zu feiern wagen. Wir ſahen den ſtarken und todesmuthigen Mann aus ſeinem ſchmutzigen Kerker hervortreten, das Haupt verbunden, das Antlitz bleich, aber noch den trotzigen Stolz auf den ſchönen Lippen, den Gedanken der Freiheit wie einen Zeusſtempel auf der makelloſen Stirn, und in dem kühnen, liebenden Auge jenes Erlöſerfeuer, das wir ſeltener bei Menſchen, als auf den beſten Chriſtusbildern geſehen haben. Wir ſahen ihn leidend, aber ungebeugt hervorgehen; denn der Gang der Wahrheit, auch der unterdrückten, iſt ewig jung und aufrecht. Wir ſahen ihn in der blauen Blouſe, in dem heiligen Märtyrerkleid unſerer Tage, in dem Waffenrocke der Freiheit, ſchwarz von Blut und Pulver und voll Staub. —

O gehe Deinen Gang, Du Edler im wahren Sinne des Worts! Denn wofür Du mit der ſcharfen Waffe des Wortes und dem ſcharfen Worte der Waffe in den Streit getreten biſt, wofür Du das reiche Einzelglück des beſten Gatten, des ſorgendſten Vaters, des treuſten Freundes der wenigen Dir geiſtig Verwandten wie aller Menſchen, das Glück, welches Geſellſchaft, Kunſt und Wiſſenſchaft geben können, in die Schanze zu ſchlagen friſch hinauszogſt, wofür Du die lorbeerbedeckte Leier mit der Muskete vertauſchteſt: — Das war kein kleinlich, unmännlich Gelüſte, wie leider bei ſo Manchen; es war das Edelſte, was Sterbliche gedacht, wonach Sterbliche geſchmachtet, wofür Sterbliche gelitten haben. Dich lenkte eine Ueberzeugung, aus täglicher bitterer Erfahrung der geltenden Ungerechtigkeit in faſt allen menſchlichen Dingen erwachſen, geprüft und gereift in ſorgenden Nächten voll tiefen Schmerzes und voll heiligen Zornes. Ein hohes Weib, das Dich verſtand und ganz Dein eigen war, das harmlos lächelte, wenn der Unverſtand ſeinen kläglichen Maßſtab an ihre Entſchlüſſe legte, eine Heldin, eine Dichterin wie Du, eine Mutter, bald vielleicht eine allzufrühe Wittwe, entließ Dich und ſchaute Dir nach voll Herzensangſt, aber auch voll Opfermuth. Jetzt weint ſie nach Dir hin, ſie und Eure Kinder, Eure vier Sproſſen, wie die Erde vielleicht kaum je prächtigere trug. Und es zürnen ſich in langverſchwiegenem unblang verhaltenem Schmerz Deine Freunde und Brüder, daß ſie, fern von Dir und

Deinem einſamen Sterben, jetzt Nichts haben, als — Mannesthränen!

„Es fließen Mannesthränen ſelten,
Sie ſind vom tiefſten Schmerz verklärt —“

ſo ſangeſt Du einſt, Held, Dichter, Freund; ja, es fließen unſre Thränen ſelten — aber jetzt iſt es auch der tiefſte Schmerz, der ſie uns auspreßt, der uns weich macht bis zur Klage, aber härter hernach, ſtahlhart. Wir vergeuden kein flehentliches Bitten um Dich an dem ungerechten barbariſchen Tribunale, das über Dich zu Gericht zu ſitzen und — Unrecht zu ſprechen ſich nicht entblödet. Ach, unſre Demüthigung würde den Sinn des ſtolzen Republikanern beleidigen. Stünden wir als Flehende um Dich gebeugt, Du würdeſt rufen: „Stehet aufrecht! Gegen den Geiſt ſoldatiſcher Despotie und Barbarei führte uns in den Kampf Robert Blum's Schatten; ich fiel — führe Euch hinfort auch der meine! — Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Mann. Bleibt aufrecht, Ihr Freunde!“ —

„Ach, und doch mag das Herz der Freunde, das der Klage nicht mächtig bleibt, die Sehnſucht nicht verſchweigen, dem verlorenen Vaterlande fern, auf der jungen freien Erde jenſeits des Oceans Dich mit Deinen Lieben fortleben zu wiſſen.

„Dein Todesgang iſt für uns Ueberbleibende ein ſo bittrer Gang; er iſt die Reiſe in

„Das unentdeckte Land, von deſſen Ufern
Kein Wandrer wiederkehrt“ — — —

„Aber — mußt Du ſterben — wird ein Hohenzollern'ſcher Prinz den erhabenen Sinn jenes Antonius haben? jenen Sinn, der den Sieger über der Leiche des todten Republikaners in die Worte ausbrechen ließ, die ein Gegner auch heute von Dir ſagen könnte, wie von einem neuen Brutus:

„Dies war der Edelſte von allen Römern;
Alle Verſchwornen, ausgenommen ihn,
Trieb Neid zum Mord des großen Cäſar an.
Er nur allein, mit tugendhaftem Sinn,
Schloß ſich zum Wohl des Staates an ſie an.
Sanft war ſein Umgang, und die Elemente
So wohl in ihm gemiſcht, daß die Natur
Aufſtehen konnte, um vor aller Welt
Von ihm zu ſagen: Ja, Dies war ein Mann!"

Neuntes Buch.

Der gefesſelte Prometheus.

Raſtatt. Naugard. Köln. Spandau.

Juli 1849 bis ..... 18??

1.

Nur mit Mühe gelang es Johanna, daß ihr eine kurze Zuſammenkunft mit dem theuren Manne gewährt wurde. Die Hoffnungen auf das Leben Kinkels zerſchnitt man rauh; noch war Raſtatt nicht eingenommen — aber der Fall dieſer letzten Veſte des Republikanismus in Baden ſchien das letzte Zeichen, auf das die Henker warteten, um dem gefangenen Gegner das Blutgerüſt zu bereiten. Johanna eilte troſtlos nach Bonn zurück, um Wochen lang auf die Kunde zu harren, welche mit dem Leben Kinkels zugleich das ihrige für Ewig vernichten würde.

Gottfried war heiter und gefaßt wie immer. Er glaubte nicht an ſeinen Tod, und fürchtete ihn nicht, wenn er ſich in jenem Glauben getäuſcht ſähe. In Karlsruhe und Raſtatt erlaubte man ihm, mit ſeiner Frau zu correſpondiren und ſelbſt einzelne Arbeiten vorzunehmen. So ſchrieb er in ſeiner Zelle ein fünfaktiges Trauerſpiel, das bis auf wenige Scenen vollendet war, als man ihn nach Naugard abführte. Die „Mainzer Zeitung“ brachte damals ein Gedicht Kinkel's, das unbedingt ſeinen beſten Productionen beigezählt werden muß, und deshalb hier ſeine Stelle findet:

Fluth und Ebbe.

Syrich, biſt Du gewandert am Meeresſtrand, wo ſo mächtig ſchwoll die brauſende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill lag, vom ſchimmernden Spiegel umruht?
Nun kam die Ebbe — es wich der Schwall. Da lag der Strand ſo trocken und bloß,
Da lagen verſchmachtend die Weſen all', die das Meer gebiert in dem tiefen Schooß.
Ein Thor wohl ſpräche zur Stund': „Der Strand iſt trocken und gehört nun mir,
Ich will ihn bebauen, den Dünenrand, ich will ihn beackern mit Pflug und Stier."

O Thor, der von Wind und Welle nicht weiß, laß ab vom kindiſch thörichten Traum —
Schau drunten auf's Meer, wie kocht es ſo weiß, wie ſäumt die Wogen ſchon wieder der Schaum!
Hollah, die Fluth! Schon kehrt ſie im Schuß, und rächend ſchießt ſie im Bogen daher,
Sein altes Recht mit ſtürmendem Guß erobert ſich wieder das grollende Meer.
Und Was verzweifeln im Sande gemußt, und meinte zu ſterben in Sonnengluth,
Saugt neues Leben und neue Luſt, und fühlt ſich erlöſt von der heiligen Fluth.
Du Thor, der das Meer ſchon bezwungen geglaubt, und der es gehindert und niedergedämmt:
Schon biſt im Spiele Du hingeraubt und wälzend hinab in's Verderben geſchwemmt! —

So ſtehſt Du, Freund, an dem Meeresſtrand, und wieder ſchwoll die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill lag, vom ſchimmernden Spiegel umruht.
Das ſei, mein Freund, Dir ein Bild der Zeit, daß nie Du an unſerm Siege verzagſt,
Und daß Du immer im Geiſterſtreit die Würfel der Freiheit zu werfen wagſt.
Die Märzfluth kennſt Du, den Völkerdrang, kein Wall noch Damm bot gegen ſie Schutz: —
Jetzt iſt die Ebbe in vollem Gang, und Thoren bieten den Fluthen Trutz,
Sie bauen ihr Haus auf den Dünen empor, und dicht an den Strand den goldenen Thron,
Auch lacht manch übermüthiger Thor, den ſtill abrinnenden Fluthen Hohn.

Wir ſind die Korallen auf dürrem Sand, wir ſind des Meeres verzweifelnde Brut,
Wir ſchmachten gefangen in fremdem Land, wir harr'n der theuren belebenden Fluth —
Doch bleiben wir ſtark, und vertraun dem Gebot, das die Erde lenkt und des Menſchen Geiſt:
Je dürrer die Welt und je größer die Noth, je näher heran ſchon die Rettung kreiſt.
Schon ſeh' ich den Volksſturm wieder erwacht, ſchon ſtürzt in Trümmer, Was Thoren gebaut —
Du glaub' an des Geiſtes heilige Macht, im Gleichniß des Meeres, das Du geſchaut!
Glaub' mir, wir ſtehen ſchon wieder am Strand, und wieder ſchwillt die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill liegt, vom ſchimmernden Spiegel umruht.

Am 23. Juli hatte ſich Raſtatt ergeben. Jeder folgende Tag konnte die Nachricht von dem Tode Kinkel's bringen, und Johanna reiſte zum zweiten Male nach Baden. Es ward ihr nicht verſtattet, ihn zu ſehen, und auch über das vermuthliche Schickſal ihres Mannes ließ man ſie völlig im Unklaren. So verweilte ſie faſt zwei volle Wochen in Baden-Baden, ganz allein, ohne einen Freund, der ſie aufrichten, ohne ein Wort, das ſie tröſten konnte.

Endlich kam der vierte Auguſt und mit ihm die Stunde, wo Kinkel vor ſeinen Richtern erſcheinen ſollte. Was in den ſchwarzbehangenen Räumen des Standgerichtes vorgeht — darüber waltet ein gleiches Dunkel, wie über den Thaten der Inquiſition und der heiligen Vehme. Wir ſehen nur den Mord, alles Uebrige bleibt uns verborgen. Doch nein — auch der Zettel liegt neben dem Todten, der uns wenigſtens den fingirten Grund verkündet, warum Jenen der Dolch des Mörders traf. In dem vorliegenden Falle wiſſen wir noch mehr, wir kennen, wie das ſelten geſchieht, die Vertheidigung des „Begnadigten“. Sie iſt groß und würdevoll, zugleich aber mild und beſcheiden, wie der Charakter deſſen, welcher ſie ſprach:

Vertheidigungsrede Gottfried Kinkel's

vor dem Kriegsgerichte zu Raſtatt
am 4. Auguſt 1849.

„Meine Herren!

„Ich bin in Ihrer Hand, und was Sie über mich verfügen, ſeien Sie überzeugt, ich werde es als Mann zu tragen wiſſen. Aber ich habe eine Familie, die, wenn ich ſterbe, in Armuth und Elend ſinkt; ich habe auch ein Vaterland, das meine Dienſte noch vielleicht in Anſpruch nimmt. Um dieſer Familie und dieſes Vaterlandes willen rede ich hier zu meiner Vertheidigung.

„Zunächſt, meine Herren, hat der Herr Defenſor ſchon mit vollem Rechte hervorgehoben, daß die Form dieſes Gerichtes nicht zu Rechte beſteht. Jedes Vergehen wird gerichtet nach den Geſetzen des Landes, in dem es begangen iſt, und ich habe in Baden die Waffen getragen. Die Verordnung des Großherzogs über das ſtandrechtliche Verfahren findet in ihrer ausgeſprochenen Allgemeinheit auch auf mich Anwendung; daß man mich, weil ich Preuße bin, einem ſtrengern Verfahren unterwirft, als andre deutſche Stämme, iſt unbillig. Und jedenfalls iſt dieſes Verfahren ein ſtrengeres. Betrachten Sie mein Verfahren vom Standpunkte des Badiſchen Geſetzes, ſo bin ich ein Rebell gegen Baden. Ich theile dieſe Schuld mit Hunderten, mit Tauſenden, die wie ich die Waffen gegen die Regierung dieſes Landes getragen haben, und meine Strafe könnte dann alſo nur eine leichte ſein. Von Todes-

ſtrafe dürfte man dabei gar nicht reden, denn Tauſende kann man nicht ſtandrechtlich erſchießen, nicht einmal Jahre lang ins Zuchthaus ſperren. Eine Amneſtie muß alſo früher oder ſpäter auch über die Verurtheilten ergehen, und an dieſer Amneſtie hätte ich ſo gut wie jeder Andere Antheil. Ja, meine Schuld wäre in dieſem Falle leichter, als die der meiſten Andern, da ich dem Herrn dieſes Landes keinen Treueid gebrochen habe. Statt Deſſen ſtellt man mich vor ein Preußiſches Kriegsgericht, richtet mich nach Preußiſchen Geſetzen. Mein Vergehen wird dadurch ein ganz anderes, viel ſchwereres: dort war ich ein Badiſcher Rebell, hier erſcheine ich als Kämpfer gegen mein Volk, und ſo trifft mich die weit gehäſſigere Beſchuldigung, ein Landesverräther zu ſein. Ich habe deshalb im Verhör dagegen proteſtirt. Die Zuſammenſetzung dieſes Gerichtes zeigt mir, daß man dieſen Einſpruch nicht beachtet hat. Mir bleibt jetzt nichts Anderes übrig, als mich der Thatſache zu unterwerfen, obwohl ich ſie für eine Ungerechtigkeit erkläre.

„Jedenfalls aber, meine Herren, entſpringt für Sie aus dieſem Umſtande die Pflicht, in Ihrer Strafbeſtimmung die größtmöglichſte Milde anzuwenden, damit Sie die Härte gegen mich, die ſchon in dieſer Form des Gerichtes liegt, ausgleichen, aber nicht noch vergrößern.

„Es ſind drei Beſchuldigungen, welche die Acten gegen mich vorbringen:

Erſtens: daß ich noch in meiner Heimath ein Complott gegen die Regierung und

einen Sturm auf das Zeughaus zu Siegburg beabsichtigt habe.

Zweitens liegt ein von meiner Hand geschriebener Plan vor, wie man den pfälzisch-badischen Aufstand in einen Angriffskrieg hätte verwandeln können.

Drittens habe ich im Willichschen Freicorps Waffen getragen, und bin gegen Preußische oder mit den Preußen verbündete Truppen im Feuer gestanden.

Was den **ersten** Punkt: ein Complott gegen die Regierung und einen beabsichtigten Zeughaussturm angeht, so macht mich eben der Herr Auditeur darauf aufmerksam, daß dieser Punkt nicht hieher gehört. Er hat darin ganz Recht: nur ein bürgerlicher Gerichtshof hat darüber zu entscheiden, dieses Kriegsgericht aber könnte es in keinem Falle, da Ihnen weder Acten noch Zeugen über diese Beschuldigung zur Hand sind. Ich gehe also darüber hinweg, indem ich einfach meine im Verhör gemachte Aussage wiederhole, daß diese ganze Beschuldigung nur auf einem Mißverständnisse ruhen kann, welches auf meine Reise nach Elberfeld in den Tagen der dortigen Volksbewegung sich stützt. Diesen Zug nach Elberfeld habe ich, ehe die Rheinischen Gerichtsbehörden jene Untersuchung gegen mich einleiteten, dem verhörenden Herrn Auditeur sofort eingestanden; allein hierauf beschränkt sich auch mein Antheil an jenen Ereignissen. Ich habe weder ein Complott gegen die Regierung gebildet noch jemals zu einem Siegburger Zeughaussturme aufgefordert.

Ich komme zu dem zweiten Punkte. Dem Verhöramt iſt ein Schriftſtück, ich weiß nicht von woher, zugeſtellt worden, das die Aufſchrift: „Ein Plan“ führt, und einen Gedanken enthält, nach welchem in der erſten Zeit der Pfälziſch-Badiſchen Revolution die Bewegung aggreſſiv gemacht und über die Preußiſche Rheinprovinz hätte verbreitet werden können. Sie haben dieſes Schriftſtück ſoeben verleſen hören. Es iſt blos mit dem Anfangsbuchſtaben meines Namens unterzeichnet: dennoch habe ich, als es mir im Verhör vorgelegt wurde, nicht einen Augenblick Bedenken getragen, die Handſchrift als die meinige anzuerkennen. Ich hätte auch keinen Grund dazu gehabt; denn dieſe Sache iſt gänzlich harmlos, und ich geſtehe Ihnen, daß ich an ſie überhaupt erſt in dem Augenblicke wieder dachte, als dieſes Papier mir wieder vor Augen kam. Jenes Schriftſtück iſt nämlich allerdings von meiner Hand niedergeſchrieben, aber ſein Verfaſſer bin ich keineswegs. Die Acten meiner Verhöre ergeben darüber Alles, ich brauche es ſomit nur kurz zu wiederholen.

Zuvor erſuche ich den Herrn Auditeur, mir zu bezeugen, daß längſt ehe ich die Verbindung dieſes Schriftſtücks gegen mich erwarten konnte, ich im Verhör erklärt hatte, ich habe auf dem Militairbüreau in Kaiſerslautern als expedirender Secretair gearbeitet. — (Auditeur Bruhn: „Die Acten ergeben Das“).

„Ich danke Ihnen. Eines Tages nun kam das Parlamentsmitglied Schütz von Mainz zu mir auf mein Bureau in einer unbedeutenden Geſchäftsſache. Wir kamen über die politiſche Sachlage ins Geſpräch:

Schütz erwartete Etwas von dieſer Revolution; ich erwiederte ihm: daß ich nicht ſolche Hoffnungen hege, weil wenigſtens in der Pfalz die Rüſtungen allzu lau betrieben würden. Er fragte mich, wie man denn die Sache beſſer hätte anſtellen können. „Der Zeitpunkt iſt ſchon vorbei — ſagte ich — wenn es aber nach dem Entwurf gegangen wäre, den einige hier anweſende Officiere in dieſen Tagen mehrfach beſprochen haben, ſo hätte der Erfolg wohl ein anderer werden können.“ Schütz fragte mich nun, ob ich dieſen Entwurf ihm mittheilen dürfte. Mich band keine Pflicht, es nicht zu thun; da er aber im Begriffe war zu verreiſen und deshalb eilte, ſo erſuchte er mich, ihm die Sache raſch aufzuſchreiben. Ich hatte mir jene Unterredung der Officiere gemerkt, und ſtellte die Gedanken aus der Erinnerung zuſammen. Ueber irgend eine Verwendung dieſes Papiers wurde zwiſchen Schütz und mir Nichts beſprochen. Schütz nahm es mit, und ſeitdem bin ich, wie geſagt, erſt im Verhör wieder an daſſelbe erinnert worden. Betrachten Sie, meine Herren, jenen Plan nur etwas genauer, ſo werden Sie augenblicklich einſehen, daß er von mir nicht herrühren kann. Sie finden dort eine vollſtändige militairiſche Dispoſition, und, ſo wohl ich mich des Ganzen jetzt noch erinnere, iſt der Entwurf nicht zu verachten. Ich nun kann mit Wahrheit verſichern, daß ich vom Kriegsweſen Nichts verſtehe: ich habe nie im Heere gedient, nie ein Werk über Taktik ſtudirt. Beachten Sie ferner das Datum dieſer Aufzeichnung, es iſt der 17ſte Mai. Die Acten thun dar, daß ich am 12ten noch in Elberfeld war,

erſt am 14ten oder 15ten (deſſen erinnere ich mich nicht genau) kam ich nach Kaiſerslautern. Ich frage Sie nun, meine Herren: Wie hätte ich nach zwei Tagen Aufenthalt, namentlich entblößt von militairiſchen Kenntniſſen die Ueberſicht der Verhältniſſe gewinnen ſollen, die unbedingt nöthig war, um einen ſo umfaſſenden, alle Angriffspunkte feſtſtellenden Plan aus eignen Kräften zu entwerfen? Sie ſehen, Dies war unmöglich.

„Doch ich will einmal den Fall annehmen, dies Papier wäre nicht blos ein Erzeugniß meiner Feder, ſondern auch meines Kopfes — läge denn etwa ein Verbrechen oder auch nur ein Vergehen darin? Ueber die Führung eines bevorſtehenden Krieges wird doch wohl Jeder ſich Gedanken machen dürfen — die Geſetze, die den Landesverrath beſtrafen, reden nur von Unternehmen. Wo aber, meine Herren, haben Sie irgend einen Zeugen, einen Beweis, ein Anzeichen, daß dieſer Plan aus einem Gedanken bei mir zum Vorſatz geworden, oder gar daß er aus einem Vorſatz zur Ausführung, zum wirklichen „Unternehmen“ fortgeſchritten wäre? Wer hat überhaupt je daran gedacht, dieſen Plan in That umzuſetzen? Wo zeigt ſich in der Kriegsführung auf Seiten der Inſurrectionsarmee eine Spur, den Krieg, wie es dort gefordert wird, an Main, Nahe und Moſel, ſtatt am Neckar zu beginnen? Ich kann mit dem reinſten Gewiſſen betheuern, daß überhaupt ein Kriegsplan dieſer Art nie dienſtlich vorgelegen hat, daß er auch nicht in amtlicher Beziehung, ſondern einzig in geſellſchaftlicher Converſation verhandelt worden iſt. Wäre das nicht der

Fall, hätte der Plan amtliche Bedeutung gehabt — könnten Sie wohl von mir glauben, daß ich solch ein Schurke wäre, als Bureaubeamter ihn ohne Weiteres einer doch immer fremden Person mitzutheilen? Nein, meine Herren, das glauben Sie nicht von mir! und somit ist dieses ganze Actenstück auch bei den Urhebern dieses Entwurfes Nichts gewesen und geblieben als ein Gedanke: über Gedanken aber, meine Herren, werden Sie, denke ich, nicht richten wollen. — Fänden Sie aber gar den Gedanken sträflich, oder hätten Sie das leiseste Anzeichen, daß derselbe ins Leben habe übertreten wollen, dann geben Sie dieses Papier an den bürgerlichen Richter zu weiterer Untersuchung ab. Zu den Acten meines **heutigen** Processes gehört es nicht. Am 17. Mai dachte Niemand an Feindseligkeiten zwischen Preußen und dem Deutschen Süden; von Belagerungszustand war entfernt keine Rede. Hätte ich ja mit diesem Stücke gefehlt, so würden über mein Vergehen doch nicht Sie als Richter erkennen dürfen. Ich verlasse also dieses Aktenstück, welches ohnehin unter allen Gesichtspunkten, von denen Sie es betrachten mögen, gar keine Beweiskraft gegen mich hat.

So bleibt nur **Eine** Anschuldigung übrig; ich bin **Freischärler unter Willich** gewesen, und habe **gegen Reichstruppen im Feuer gestanden.**

Ich fühle, meine Herren, daß ich hier eine Frage voraus beantworten muß, die mir schon im Verhör entgegengetreten ist, und die ich auch jetzt in Ihrem Innern zu lesen glaube. Man fragt mich: wie ich zu dem Entschlusse gekommen bin, als Gemeiner in eine

Freiſchaar einzutreten. Meine Feder, meine Kenntniſſe — gaben ſie mir nicht die Möglichkeit, eine andere Stellung einzunehmen, die meinen Fähigkeiten angemeſſen war? Ich will mich darüber ganz offen ausſprechen. In die Freiſchaar trat ich ein, nachdem die Pfalz verloren, nachdem unſere Sache überall im Sinken war. Was hätte ich denn damals noch für eine Stellung ſuchen ſollen, die mit der Ehre vereinbar war? Sollte ich in Lügenblättern ſchreiben, um große Siege der Revolutionsarmee in die Welt zu poſaunen? Sollte ich erfundene Berichte über glänzende Waffenthaten der Ungarn ſchmieden oder noch als Redner in Volksverſammlungen auftreten, um im Volke Hoffnungen aufrecht zu erhalten, an die ich ſelbſt nicht mehr glaubte? Oder ſollte ich mich hergeben, um als Beamter irgend einer Art Erpreſſungen vorzunehmen? Nein, meine Herren, für das Alles war ich zu gut: meine Hand iſt rein von Raub, von Gewaltthat, von von jeder Erpreſſung; auch habe ich nie ein Commando geführt, ſo daß ich auch nicht für Handlungen Anderer verantwortlich bin. Denn ich verwahre mich gegen jede Vermengung meines Thuns mit dem Schmutz und dem Schlamm, der ſich — ich weiß es leider — zuletzt an dieſe Revolution gehängt hat*). Nein, für eine ſinkende Sache kann ein Mann, der ihr treu iſt, mit

*) Im vierten Heft der „Neuen Rheiniſchen Zeitung", redigirt von Karl Marx, befindet ſich ein unſinniger Angriff gegen Kinkel's revolutionäre Kraft und Ehrlichkeit. Wir wollen dieſe

Ehren nur noch Eins thun: er kann mit ſeiner Perſon, mit Leib und Leben für ſie einſtehen.

Verdächtigungen, welche ihren Beweis einzig aus der vorliegenden Rede ſchöpfen, keinesfalls Herrn Marx zuſchreiben, an deſſen Rechtlichkeit zu zweifeln bisher keine Veranlaſſung war, wir wollen vielmehr annehmen, daß ein ſchamloſer Denunciant dieſen Artikel verfertigt, und Herr Marx, dem die ganze Rede ſchwerlich bekannt war, den Artikel nicht gehörig prüfte. Leichtſinnig bleibt eine ſolche Flüchtigkeit allerdings, aber wir können ſie bei den Grundſätzen des Herrn Marx deßhalb entſchuldigen, weil wir eine Entlarvung unſerer falſchen Freunde ebenfalls dringend wünſchen. Zugleich hoffen wir, daß Herr Marx nach ſorgfältiger Prüfung der ganzen Rede jenen Angriff als völlig grundlos begreifen, und mit unſerer Widerlegung einverſtanden ſein wird. Die als Beweismittel citirten Stellen ſind entweder aus dem Zuſammenhange unvernünftig herausgeriſſen, oder entſtellt und Eine Stelle iſt ſogar offen gefälſcht. Der erſte und zweite Tadel vereint treffen die obige Stelle. Der Verfaſſer des bezeichneten Artikels läßt den Vorderſatz weg, der ſchon mit den Worten: „Was hätte ich denn damals für eine Stellung ſuchen ſollen?“, jedenfalls aber direct mit den Worten: „Meine Hand iſt rein von Raub, von Gewaltthat, von jeder Erpreſſung“ beginnt; und bezieht den Nachſatz: „denn ich verwahre mich u. ſ. w.“ auf „die Führung eines Commando,“ woraus nun eine „Verdächtigung ſämmtlicher Commandeure“ hergeleitet wird!!! „von der Kinkel wenigſtens Willich hätte ausnehmen ſollen.“ Daß mit dem **„Schmutz und Schlamm“** nicht die „Führung eines Commando,“ ſondern „Raub, Gewaltthat und Erpreſſung“ gemeint ſind, darauf — dächte ich — ſollte doch der Verfaſſer jenes Artikels ohne beſonderes Nachdenken gekommen ſein. Ueberhaupt macht Kinkel der Badiſch-Pfälziſchen Revolution weſentlich nur dieſelben Vorwürfe, welche gerade in der „Neuen Rhein-

Dies habe ich gethan: ich trat als Gemeiner in die Compagnie Besançon. Sie können Das, meine Herren, einen Entschluß der Verzweiflung nennen: daß es aber ein Entschluß sei, der meine Ehre als Mann entwürdigt — nein, Das können Sie nicht sagen! —

„Bei zwei Gefechten bin ich gewesen, zuerst am 19ten Juni Nachts bei Spöck — wenn Sie Das ein Gefecht nennen wollen, was bloß in ein paar zwischen den Tirailleuren gewechselten Schüssen bestand. Ich selbst habe dort am Kampfe keinen Antheil gehabt, denn ich stand bei meiner Compagnie weiter zurück, und wir sahen blos die entfernten Schüsse durch die Nacht aufblitzen. Da wir durchaus nicht wissen konnten, wo und wie stark der Feind vor uns stand, brach Willich sofort das Gefecht ab. Welchen Truppen wir dort gegenüberstanden, weiß ich bis heute nicht mit Sicherheit: einen Feind zu sehen war bei der ganz finstern Nacht völlig unmöglich. Uebrigens war dies an demselben Tage, als der Prinz von Preußen von Neustadt aus den Kriegszustand und Das Standrecht zuerst verkündigte, am 19ten nämlich. Für uns konnte also diese Verfügung keine Rechtsgültigkeit haben, und hätte ich damals auch mitgefochten, so würde Ihnen hierüber wieder nicht das Urtheil zustehen. Demnach gehe ich über dieses ohnehin ganz unbedeutende Ereigniß weg.

Ztg. „Herr Engels gegen dieselbe erhebt. — Wir werden auf jenen Angriff gegen Kinkel noch mehrmals zurückkommen, und dem Verfasser des Schmähartikels seinen Leichtsinn nachweisen. —

Unſere zweite Affaire war die zwiſchen Rothenfels und Muggenſturm am 29. Juni. Die Verhörprotokolle nebſt den beigefügten Ausſagen meines mit mir gefangenen Kameraden, des Würtembergers Rau, geben Ihnen über meine Betheiligung an dieſem Tage ein ganz genaues Bild. Wir rückten von der Murgſtraße rechts ab; die Compagnie Beſançon erhielt Befehl, zum Tirailliren aufzuſchwärmen und unſere Schützen zu verſtärken, die bereits im Feuer ſtanden. Das Gefecht hatte aber erſt begonnen. Unſer Standpunkt war ungünſtig, es war Nachmittag, vier Uhr ungefähr, die Sonne ſenkte ſich gegen Weſten, und bewirkte vor uns auf dem leuchtenden Korn eine ſtarke Blendung, welche den Feind nur ſchwer erkennen ließ. Ich ging durchs Kornfeld vor, ſtieg dann in einen Graben herab und kletterte eben den ſteilen Abhang jenſeits hinauf, um neben einigen meiner Kameraden, die ſchon dort ſtanden, Poſto zu faſſen. Da erblickte ich den Feind, aber nur auf einen Augenblick, denn noch hatte ich oben nicht Fuß gefaßt, ſo traf mich eine Kugel am Kopfe, ſo daß ich den Abhang alsbald wieder hinunterrollte. Ich weiſe hierüber auf die Ausſagen Rau's hin, der mir ſo nahe ſtand, daß er die Worte gehört und genau wiedergegeben hat, die ich im Niederſinken zu den Kameraden ſprach. Bald aber raffte ich mich auf, und der Zugführer der Schützen, der uns commandirte, befahl mir nach Rothenfels zurückzugehen und mich dort verbinden zu laſſen. Rau wurde mir mitgegeben, damit nicht bei meinem ſtarken Blutverluſte mir unterwegs ein

Unfall zustoße. So schritten wir auf dem nächsten Wege durchs Feld auf jenen Ort zu: da, auf einen Abhang heraustretend, standen wir ganz unerwartet vor einer weit vorgeschobenen Preußischen Feldwacht, aus Reiterei und Infanterie bestehend, und zwar so nahe, daß weder an Widerstand noch an Rückzug zu denken war. Der Posten schoß sofort nach uns, und die Kugel ging dicht an mir vorbei. Wir mußten uns ergeben.

„Das, meine Herren Richter! ist meine Betheiligung an der Badischen Insurrection. Ich komme zu der Frage, welches Strafmaaß Sie berechtigt sind über diese Betheiligung zu erkennen.

„Das Gesetz, nach welchem Sie richten, ist das Preußische Militair-Strafgesetzbuch. Aus diesem findet auf mich einzig Anwendung der §. 82 des 2ten Theils:

„Wer vorsetzlich die Unternehmungen des Feindes befördert, oder zur Begünstigung derselben den Preußischen oder verbündeten Truppen Nachtheil bereitet, insbesondere Wer

1) sich der in den allgemeinen Landesgesetzen in Bezug auf den Krieg als Landesverrätherei bezeichneten Verbrechen schuldig macht; u. s. w.

begeht einen Kriegsverrath.“

„Dies ist mein Fall. Wir reichen aber zu seiner Aburtheilung mit dem Militair-Strafgesetzbuch nicht aus, denn dies Gesetzbuch verweist uns, wie wir sehen, auf die „allgemeinen Landesgesetze,“ und in ihnen auf den Titel vom Landesverrath. Unter diesen allgemeinen Gesetzen kann nun blos das allgemeine Landrecht

verſtanden ſein. Denn das franzöſiſche Geſetzbuch, dem ich als Rheinländer etwa zu unterwerfen wäre, kennt den Begriff des Landesverrathes nicht, ſondern bloß „Verbrechen gegen die äußere Sicherheit des Staates.“ Schlagen wir nun das allgemeine Landrecht auf, ſo iſt es hier im 2ten Theil 20ſter Titel 3ter Abſchnitt einzig und allein der §. 107, der ein dem meinigen vergleichbares Vergehen bezeichnet. Dieſer §. lautet:

„Wer dem Feinde zur Ausführung ſeiner Anſchläge beförderlich iſt“ oder den Kriegsvölkern des Staates in ihren Unternehmungen gegen den Feind vorſätzlich Hinderniſſe in den Weg legt, ſoll durch den Strang hingerichtet werden.“

daran ſchließt ſich dann der mildernde §. 115:

„In Fällen, wo die Landesverrätherei der zweiten Klaſſe noch nicht ausgeführt, oder dem Staate dadurch noch kein Schade zugefügt worden iſt, ſoll die Lebensſtrafe, nach Bewandniß der Umſtände, in ſechs- bis zehnjährige Gefangenſchaft verwandelt werden.“

„Dieſer letzte §. würde, wenn wir in Beziehung auf das Strafmaaß noch auf Grund und Boden dieſes alten Geſetzes ſtänden, auf mich Anwendung finden.

„Allein auf dieſem Boden ſtehen wir nicht mehr, denn die Strafen werden durch das jüngere Militair-Strafgeſetzbuch anders beſtimmt.

„Ich mache Sie, meine Herren Richter, zuförderſt auf die Cabinets-Ordre aufmerkſam, durch welche dieſes neue Strafgeſetzbuch eingeführt worden iſt. Sie finden ſie dem Buche vorgedruckt:

„Berlin, 3. April 1845: Ich beſtimme hiedurch, daß dieſes neue Militair-Strafgeſetzbuch unter Aufhebung aller dem

Inhalte deſſelben entgegenſtehenden Beſtimmungen, unvorzüg- in Kraft treten ſoll."

„Unter Aufhebung aller dem Inhalte deſſelben entgegentretenden Beſtimmungen" heißt es. Der Geſetzgeber, unſer König, will alſo, daß das neue Geſetz überall gelte, wo es etwas Anderes als die alten Geſetze beſtimmt. Dies iſt oft der Fall. Wo z. B. im Landrecht der Strang ſteht, hat das Militair-Strafgeſetzbuch die Kugel. Aber nicht bloß die Strafart, ſondern auch das Strafmaaß iſt in unſerm Falle verſchieden beſtimmt. Im §. 88 des Militair-Strafgeſetzbuches heißt es nämlich weiter:

„Wer (wie ich oben verlas) ſich der Landesverrätherei ſchuldig macht, begeht einen Kriegsverrath, und hat Verſetzung in die zweite Klaſſe des Soldatenſtandes, Caſſation (Beides geht mich nicht an, ich bin nicht Soldat noch Officier) und Feſtungsſtrafe, nach Umſtänden bis zu lebenswieriger Dauer, oder wenn durch den Verrath ein erheblicher Nachtheil entſtanden, die Todesſtrafe verwirkt."

„Dies, meine Herren, iſt das Geſetz, das Ihr Urtheil beſtimmt, und hier kann es nicht dem leiſeſten Zweifel unterliegen, daß in meinem Falle an Todesſtrafe nicht zu denken iſt. Sie ſoll ausdrücklich nur dann ausgeſprochen werden, wenn durch den Kriegsverrath ein erheblicher Nachtheil entſtanden iſt. — Davon kann doch bei meiner Betheiligung keine Rede ſein; durch mich iſt auch nicht Einer meiner Landsleute getödtet oder verwundet worden; vielweniger noch hat der Staat im Großen und Gan-

zen durch mich einen Nachtheil erlitten. In dieſem Falle — ſo ſagt das Landrecht ausdrücklich — **ſoll** die Strafe in ſechs- bis zehnjährige Gefangenſchaft verwandelt werden. So ſpricht jenes furchtbare Geſetz, das vor 80 Jahren wahrhaft mit Blut geſchrieben wurde, das auf jeder Seite mit dem Strang, mit dem Schwert und ſelbſt mit dem Rade bei der Hand iſt. Gegenwärtig iſt der Geiſt der Geſetze milder, und Sie dürfen daher auf keinen Fall daran denken, **über dies Strafmaaß noch hinauszugehen.** Die Thatſachen, meine Herren, ſtehen feſt, ſie ſind einfach, und ſprechen für ſich: das Glück, die Vorſehung, oder wie Sie ſonſt jene unſern Blicken verhüllte Macht nennen wollen, die Ihr Loos, meine Herren Richter, eben ſo gut wie meines beherrſcht — dieſe Macht hat mich dem Bruderkampfe entnommen, ehe mein Antheil an ihm den Punkt erreichte, der Ihnen das Recht gäbe, meinen Tod zu beſchließen. Nur über die Thatſache haben Sie zu richten, die Thatſache iſt: daß mein Thun dem Staate **keinen** Nachtheil gebracht hat. Ich fordere alſo nicht Gnade, ich fordere nur die ſtrengſte Gerechtigkeit nach dem Buchſtaben des Geſetzes, wenn ich ſage:

„Nach Recht und Fug können Sie mich nur zu einer Feſtungsſtrafe von ſolcher Dauer verurtheilen, daß ich nicht erſt als abgelebter Geiſt Hoffnung habe, ins Leben zurückzutreten.“

„Das, meine Herren, iſt die rechtliche Seite der Frage. Sie werden mir aber erlauben, auch noch die politiſche zu berühren, die Sie bei Ihrem Urtheil ja nicht ausſchließen dürfen. Niemand unter Ihnen wird ſagen, daß ich ein gemeiner Verbrecher ſei; meine That können Sie doch wahrlich nicht mit Mord und Diebſtahl, mit dem Landesverrath des Spions, der ſein Leben um Gold verkauft, oder mit der Schande etwa eines Commandanten vergleichen, der dem Feinde eine Feſtung überliefert, um hernach in deſſen Lande ſeinen Sündenlohn zu verpraſſen! Was ich gethan habe, fällt unter den Geſichtspunkt eines politiſchen Verbrechens: — nicht in einem Völkerkrieg, ſondern in einem Bürgerkrieg haben wir uns gegenübergeſtanden. Dies macht meine Stellung vor Ihnen ſo ſchwierig, dies macht aber auch Ihnen Ihr Amt ſchwer, wenn Sie es gewiſſenhaft erfüllen wollen. Sie nämlich, die über mich richten, ſind in dieſem ganzen Streite ſelbſt Partei, Sie richten über einen Mann, der Ihrer Gegenpartei angehört: Sie müſſen daher auf Ihre Parteianſichten ganz verzichten, müſſen rein die Sache ſelbſt ins Auge faſſen, wie ſie liegt.

„Der §. 118 des Militair-Strafgeſetzbuches ſagt:

„Die Vertheidigung darf mit aller Freimüthigkeit geführt werden;“

Geſtatten Sie mir alſo dieſe Freimüthigkeit! — Die Märzrevolution des vorigen Jahres hatte Ein Hauptziel: es war die Einheit Deutſchlands. Dieſe Einheit haben Sie gewollt, wie ich ſie wollte;

das ganze Volk verlangte danach; denn wir Alle wiſſen, daß ohne ſie wir aus unſerer erbärmlichen Politik nach Außen nicht herauskommen, Induſtrie und Handel nicht heben, der einreißenden Armuth nicht helfen — mit Einem Worte, daß ohne die Einheit wir kein großes und glückliches Volk werden können. Aus dieſem Einheitsdrang ging das Frankfurter Parlament hervor, vom Volke gewählt, von den Fürſten anerkannt. Eine Reichsverfaſſung ſollte geſchaffen werden in Verſtändigung mit den Regierungen. Jedenfalls betrachten ſich alſo die Fürſten nur als Einen berechtigten Theil — die Volksvertreter waren ihnen der andere. Die Frankfurter Verſammlung ging einen Weg der Vermittlung: ſie ſchuf dem Volke die Grundrechte; aber um ſie zu ſichern, trug ſie zugleich dem Könige von Preußen die Kaiſerkrone an. Sie Alle, meine Herren, wiſſen, mit welcher Freude man in Berlin die Deputation aus Frankfurt erwartete: nicht Deutſchland allein, ſondern namentlich auch das ganze Preußiſche Volk verlangte die Annahme der Krone unter der Bedingung der Grundrechte. Das ganze Preußiſche Volk, denn nicht bloß die zweite Kammer, die Vertreterin der Maſſen, der ich damals angehörte, ſondern auch die erſte Kammer, die Vertreterin des Beſitzes, der Intelligenz, der Ariſtokratie, drang mit Adreſſen in den König. Wäre damals geſchehen, Was in Deutſchland Alle wollten, wir hätten uns in dieſem Kriege nicht als Brüder feindlich entgegen geſtanden! Man hat damals geſagt: eine Krone könne mit den Grundrechten nicht beſtehen; — o wohl konnte

ſie es, meine Herren! Wenn Napoleon auf dem republikaniſchen Frankreich einen monarchiſchen Thron aufgebaut hat, dann konnte wahrlich auch auf Deutſchen Grundrechten eine Kaiſerkrone ruhen, die auf einem kräftigen Haupte ſaß! Aber anderer Männer Rath hat beim Könige gegolten. Man brach die Verſtändigung mit dem wenigſtens gleichberechtigten Theil ab, die Verfaſſung, die das Volk einſeitig geſchaffen hatte, verwarf man — aber nun verfuhr man ſelbſt ebenſo einſeitig: man octroyirte eine neue Reichsverfaſſung. Was ſollte nun das Volk thun? Die Könige ſtellten ihre Soldaten vor ihre Verfaſſung, das Volk griff für die ſeine ſelber zum Schwert, um ſie durchzuſetzen: Jeder ſchirmte ſein Recht, aber das Volk erlag im Kampfe. Als ich in dieſen Kampf eintrat, war er vollkommen geſetzmäßig: der Abgeordnete der Frankfurter Verſammlung hatte ihn gebilligt in Form der Pfälziſchen Erhebung: dies, meine Herren, iſt die Lage der Dinge. Meine Schuld iſt, daß ich im Sommer noch daſſelbe gewollt habe, was im März Sie Alle, was im März das geſammte Deutſche Volk gewollt hat: — nun, bei Gott, meine Herren, iſt Das denn ein Vergehen, welches ſo gegen alle menſchlichen und göttlichen Geſetze ſtreitet, daß Sie deswegen ein Blutgericht über mich verſammeln dürfen?

„Meine jetzige Schuld iſt gering, Sie ſehen es: aber ich weiß freilich, man wirft Vieles auf meine Perſon, auf meine frühere Parteiſtellung. Sie haben gelobt, ohne Anſehen der Perſon Recht zu ſpre-

chen, und nur nach Dem zu urtheilen, was in den Acten vorliegt. Ich könnte alſo über Früheres hinweggehen. Aber mehrfach ſind mir während meiner Gefangenſchaft von Officieren und Soldaten Dinge vorgeworfen worden, die mich mit Staunen erfüllten. Wie oft habe ich das Wort hören müſſen: „ich ſei ein ſchlechter Preuße!“ das Wort hat mich verletzt. Ich habe ſtets die Ueberzeugung gehabt, und oft genug dieſen Süddeutſchen ausgeſprochen, daß die kräftigen Nordſtämme die Herrſchaft Deutſchlands gewinnen werden; es iſt Das in meinen Augen ein Gebot der geſchichtlichen Nothwendigkeit, es iſt eine alte Ueberzeugung von mir. Mein Herr Vertheidiger hat ein älteres Gedicht von mir angeführt:

„Hoch auf hebe das Haupt, ſtolze Boruſſia,
Das am baltiſchen Meer mauergekrönt dir ruht,
Und den ſtark du gefaßt, Rheiniſchen Rebenkranz,
Schüttl' ihn freudig in hoher Hand!“

„Was dieſes Gedicht andeutete: daß die Verbindung Rheinlands mit Preußen für beide Theile glücklich ſei, und nicht zerriſſen werden dürfe, Das konnten Sie noch im vorigen Sommer von mir in Köln auf einem demokratiſchen Congreſſe hören, wo ich gegenüber Andern meiner Partei, die auf Franzöſiſche Bajonette vertrauten, gegen jede Abtrennung des Weſtens mich erklärt habe, wie ich denn überhaupt immer der entſchiedenſte Gegner aller Rheinbundspolitik geweſen bin. Man haßt ferner mein Wirken in der zweiten Kammer; aus dem Munde eines Officiers, nicht eines Gemeinen,

habe ich hören müſſen: daß ich der Preußiſchen Armee ein neues Jena gewünſcht. Ich denke die ſtenographiſchen Protokolle der Kammerſitzungen werden amtlich veröffentlicht, und Jeder kann dort das Wahre finden, der es finden will. Das habe ich geſagt: daß unſer Heer, wenn es zu einem dem Volke verhaßten Kriege ausziehe, etwa um die republikaniſche Freiheit Frankreichs zu erdrücken, daß es dann ſein Jena finden werde. Das iſt eine Weiſſagung, kein Wunſch: daß ich den Fall meiner Brüder wünſche, dieſen Vorwurf weiſe ich entrüſtet von mir ab. Aber trotz Alledem ſoll und muß ich ein ſchlechter Preuße ſein, weil ich das gegenwärtige Syſtem bekämpfe. Nun wohlan — meine Partei hat gegenwärtig im Vaterlande das Spiel verloren. Wenn die Krone Preußen jetzt endlich eine kühne und ſtarke Politik verfolgt, wenn es der königlichen Hoheit unſeres Thronfolgers, des Prinzen von Preußen, gelingt, mit dem Schwert, (denn anders wirds nicht!) Deutſchland in Eins zu ſchmieden, und groß und geachtet bei unſern Nachbarn hinzuſtellen, uns der innern Freiheit wirklich und dauernd zu verſichern, Handel und Wandel wieder zu heben, die Militairlaſt, die jetzt zu ſchwer auf Preußen drückt, gleichmäßiger auf das ganze Deutſchland zu vertheilen, und vor Allem den Armen in meinem Volke, als deren Vertreter ich mich fühle, Brot zu ſchaffen: — gelingt Das Ihrer Partei, nun, bei meinem Eid! die Ehre und die Größe meines Vaterlandes ſind mir theurer als meine Staatsideale, und die franzöſiſchen Republikaner von 1793

weiß ich zu ſchätzen, die hernach um Frankreichs willen vor Napoleons Größe freiwillig ſich beugten — — geſchähe Dies alſo und erzeigte mir dann mein Volk noch einmal die Ehre, mich zu ſeinem Vertreter zu wählen: ich würde einer der erſten Deputirten ſein, die mit frohem Herzen riefen: „Es lebe das Deutſche Kaiſerthum, es lebe das Kaiſerthum Hohenzollern!“ Wenn man mit ſolchen Geſinnungen ein ſchlechter Preuße iſt, ja — dann begehre ich freilich kein guter Preuße zu ſein, *) dann will ich mich aber auch mit Hardenberg tröſten, den man 1805, weil er zu kühner Politik, und offenem Bruche mit dem Reichsfeinde rieth, vorwarf, er ſei ein Verräther und gar mit engliſchem Golde beſtochen, bis dann freilich das Jahr 1806 zeigte, wie furchtbar richtig er die Dinge überſah!

---

*) Auch hierin ſieht Kinkel's Denunciant in der „N. Rhein. Ztg.“ eine Feigheit oder einen unehrlichen Republikanismus. Will der Mann denn nicht ſehen? Wo ſagt Kinkel, daß er es für wahrſcheinlich, nein, daß er es nur für möglich hält, ſeine Feinde würden je Das zu Stande bringen, an deſſen Erfüllung er ſein Leben geſetzt? Daß er es geradezu für unmöglich erklärt, zeigt ſich dagegen in allen ſeinen Zeitungsartikeln und Reden. Sollte er ſich dennoch getäuſcht haben, ſollte es dennoch ſeinen Feinden gelingen, auf anderem Wege ganz daſſelbe zu erreichen, wofür er gekämpft — ſo müßte Kinkel wahrlich nicht nur den Titel, ſondern auch die ganze bornirte Principienreiterei eines chriſtlich-germaniſchen Profeſſors beſitzen, wenn ihm „der Weg über das Ziel ginge.“

„Und so ist Alles in meinem früheren Wirken von meiner Gegenpartei mißdeutet worden. Vielleicht war Einer von Ihnen in Garnison zu Mainz. Man hat mich wegen Verleumdung dieser Garnison vor Gericht gestellt und gesagt: ich suche Gelegenheit, um die Armee gehässig zu machen. Nun, soviel politische Fähigkeit hätte man mir doch billig zutrauen sollen, daß ich jenen groben Buchstaben der Parteiklugheit verstände, nach welchem keine Partei im Staate es muthwillig mit der bewaffneten Macht verdirbt!

„Was war aber jene ganze Geschichte? Die Erzählung eines düstern, das Menschengefühl jedenfalls verletzenden Vorfalls, die oben drein in einem entstellten und schon übertriebenen Bericht mir zukam, habe ich in meiner Zeitung mit ein paar heftigen Worten begleitet. — Ist das eine so schwere Kränkung der ganzen Armee? Und Was ist mir dafür geschehen? Während dieser meiner Abwesenheit von Hause hat man mich deßhalb zum zweitenmal vor Gericht gefordert, und da ich zur Vertheidigung nicht erscheinen konnte, bin ich, wie man mir jüngst erzählt hat, auf fünf Jahre der Wahlfähigkeit beraubt worden. Fünf Jahre Wahlunfähigkeit sind über mich ausgesprochen — für einen Mann, der schon einmal die Ehre gehabt hat Abgeordneter zu sein, ist Das eine überaus harte Strafe. Ich denke, die Garnison von Mainz und Sie, meine Herren, können damit zufrieden sein, wie man mich hier einen nicht einmal selbstverschuldeten Irrthum hat büßen lassen.

Ich ſehe da auch die Epaulette des 27. Regiments: ſie erinnert mich an eine finſtre Novembernacht des vorigen Jahres, als dieſes Regiment in Bonn einrückte, um die Steuerverweigerung zu erdrücken, als mein Name ſo oft als der eines Soldatenfeindes genannt wurde! Ja meine Herren, es war eine finſtre Nacht, und wenn in ihr der Würfel fiel, ſo wäre ſie nicht meinen Bürgern allein, ſie wäre bei der damaligen Stimmung der Gemüther auch manchem Officier und Soldaten eine heiße Nacht geworden! Der Würfel fiel nicht — meine Herren, dieſe Hand war es, die ihn feſthielt. Alle Beſonnenen haben Das früher anerkannt, und die Gerichte haben mich von jeder Anklage aus dieſen Novembertagen freigeſprochen. Ueberhaupt, wenn man mir doch einen Einfluß auf das Volk in Bonn zuſchreibt — woher kommt es wohl, daß dieſe Stadt, bis ich ſie verließ, ſo ruhig geweſen iſt? Meine Partei iſt dort nicht ſchwach, es giebt viele Arme daſelbſt, Univerſitätsſtädte haben ohnehin viel Brennſtoff in ſich — wenn ich denn ein ſo wilder Revolutionair, ein ſo wüthender Republikaner wäre, wie man mich ſchildert: wie erklären Sie Das, daß bei uns, wie kaum in irgend einer andern Stadt, jeder zornige Zuſammenſtoß vermieden, Bürgerblut niemals vergoſſen worden iſt? Fanatismus, Anarchie, Zerſtörung — dieſe Dinge liegen nicht in meiner Natur. Ich ſehe es viel zu klar: dieſer Bruderzwiſt, dieſe Parteikämpfe werden vorübergehen, unſer Volk aber und die Menſchheit werden bleiben. Das Ziel iſt wichtiger als der

Weg, und für das Ziel, dem auch dieſer Streit zuſtrebt, für Bildung und Menſchlichkeit habe ich jederzeit gearbeitet: Was dagegen ſtritt, habe ich mit der Feder und mit der mündlichen Lehre bekämpft bei meiner Partei wie bei den Gegnern. Eine Parteiwuth, welche das Menſchliche und die heiligen Geſetze der allgemeinen Brüderlichkeit vergißt, kenne ich nicht, mit Laternen und Guillotinen habe ich nie die Freiheit zu gründen gemeint. Daß die Todesſtrafe unter allen Bedingungen eine Barbarei ſei, habe ich ſchon vor der Märzrevolution ausgeſprochen, und noch vorigen Sommer in meinem Buche über das Handwerk wiederholt. Vergeſſen Sie es nicht, es war das die Zeit, als meine Partei mit raſchen Schritten zum Siege zu gehen ſchien. Sie ſehen daraus, daß ich von dieſem Siege nie einen blutigen Mißbrauch gemacht haben würde. Und daß man dieſen milden Sinn, daß man dieſe Mäßigung und Ruhe mir zutraut; Das beweiſt auch die meinen Acten beigefügte und vom Herrn Auditeur erwähnte Verwendung der Bürger meiner Stadt für mich; auch von Köln aus, wie ich höre, und ſonſt vielfach ſind Geſuche zu meinen Gunſten eingelaufen. Jene zwölfhundert Unterſchriften aus Bonn, ſie ſtammen nicht bloß von der Armuth her, die in mir ihren Sprecher ſieht, auch nicht von meinen Studenten, die mich lieb haben — gleichviel ob ſie zur ariſtokratiſchen, conſervativen Partei oder zu meiner Partei, der republikaniſchen, gehören — nein, es ſind Namen aus allen Klaſſen dabei, und Arndt, des Königs perſönlicher Freund,

ſteht an der Spitze. Dieſe Männer haſſen mein Syſtem, aber meine Perſon lieben ſie und wünſchen mich der Zukunft zu retten. Wie wollen Sie Das erklären? Daher einzig kommt es, weil meine Mitbürger, die mich von meiner Jugend auf kennen, an meinen Charakter als Menſch glauben, weil ſie, auch meine Gegner, wiſſen, daß ſelbſt ein Sieg mich ſtets gerecht und milde finden würde. Werfen Sie alſo, meine Richter, auch dieſes Urtheil meiner frühern Umgebung mit in Ihre Wagſchale — es muß Ihnen klar genug beweiſen, wie Unrecht man einem ruhigen Manne thut, wenn man ihn leidenſchaftlicher Heftigkeit und verblendeter Parteiwuth beſchuldigt! *)

Ich bin am Ende meine Herren, und deute zum Schluſſe nur noch auf wenig Einzelheiten hin, die meine Handlungsweiſe in Ihren Augen nicht rechtfertigen, aber jedenfalls das Urtheil mildern. Zwölf volle Jahre habe ich meinem Staate in einem ſchweren Amte und mit Aufopferung gedient, Manches geſchrieben, was über aller Parteiung ſteht, und wodurch Menſchen

*) Sogar daß Kinkel hier auf ſeinen Charakter als Menſch hinweiſt, nimmt ihm der Verfaſſer des Schmähartikels in der „N. Rhein. Ztg.“ übel. Wir möchten doch wiſſen, ob der Letztere in gleichem Falle die Principien einer abſolut-bornirten Dummheit befolgen würde, nach denen Kinkel ſich hätte richten müſſen, wenn es ihm Spaß machte, ſich einigen Krittlern zu Liebe aus raſender Tollheit den Kopf vor die Füße legen zu laſſen, den er **mit Ehren** behalten durfte.

von den verschiedensten politischen Ansichten belehrt, gerührt und erfreut worden sind. Niemals habe ich im Heere gedient, also auch keinen Fahneneid gebrochen, keine militairische Kenntnisse, die ich im Dienste meines Vaterlandes erworben hätte, gegen mein Vaterland angewendet. *) Niemanden habe ich mit der Waffe in der Hand gedrückt oder gepreßt; endlich bin ich nicht Officier oder irgendwie militairischer Beamter gewesen, ich habe also bloß Verantwortung für Das, was meine eigne Hand gethan hat. Und Dies, wie ich bewiesen habe, giebt Ihnen auch nach der strengsten Fassung des Gesetzes nur das Recht, über mich eine mäßige Freiheitsstrafe zu erkennen.

„Im Kreise meiner Richter umblickend, sehe ich zwar meist jüngere Männer; aber doch auch Manche,

*) Das soll nun gar eine „directe Denunciation gegen die gefangenen ehemaligen Preußischen Soldaten" sein!!! Als wenn die Pulver- und Blei-Richter ohne diese „Denunciation" niemals auf den schlauen Gedanken gestoßen wären, daß Janssen und Bernigau, nach dem Buchstaben des Gesetzes, ein größeres Verbrechen gegen das heilige Gottesgnadenthum begangen hätten, als ein Nicht-Militair! Zudem betrachtete das Kriegsgericht in seiner Anklageschrift Kinkel als den Verfasser eines Planes zur angriffsweisen Kriegsführung; und Was konnte Dieser überhaupt Vernünftigeres thun, als zum Schluß gerade diejenigen Punkte hervorheben, welche das über ihn zu verhängende Strafmaaß mildern mußten? Wir finden trotz aller Denunciationsriecherei in obiger Stelle nur eine Wiederholung des bezüglich des zweiten Anklagepunktes früher weitläufig Mitgetheilten. (Vergl. S. 277 ff.)

die gleich mir ſchon auf den Jahren ſind. Meine Herren, denken Sie auch ein Wenig an Weib und Kind daheim, wenn Sie den Spruch über einen Mann thun, der heute durch den Wechſel der menſchlichen Geſchicke ſo tiefunglücklich*) vor Ihnen ſteht! Und nun, im Namen der göttlichen Gerechtigkeit, die über Ihnen, meinen Siegern und Richtern, gerade ebenſo mächtig ſchwebt, wie über mir, Ihrem jetzt niedergeworfenen und gefangenen Gegner — im Namen dieſer Gerechtigkeit ſprechen Sie jetzt mein Urtheil!"

---

*) Hier hat ſich ſchließlich der Verdächtiger Kinkel's in der „N. Rhein. Ztg." eine **grobe Fälſchung** erlaubt, indem er aus dem „tiefunglücklich" ein „tief und unglücklich" macht. „Tief vor Jemandem ſtehen", iſt freilich ein wenig klaſſiſcher, wäre jedoch immer ein ſo ſerviler Ausdruck, daß man ihn als Feigheit denunciren könnte. — Wie aber der Herr Denunciant es verantworten will, aus ſinnlos dem Zuſammenhang entriſſenen, entſtellten und gröblich gefälſchten Stellen dieſer Rede — aber auch allein hieraus gegen Kinkel die Verdächtigung der Feigheit und Unehrlichkeit zu erheben: Das iſt ein Räthſel, deſſen Löſung uns wenigſtens nie vernünftig erſcheinen wird. Mag der Herr hinfort am „Zuſchauer" der „†Zeitung" arbeiten — es ſoll uns nicht wundern!

2.

Als Gottfried Kinkel das Gerichtszimmer verließ, und in seine Zelle zurückgeführt war, beschlich ihn der Gedanke, daß man vielleicht doch das Todesurtheil über ihn aussprechen könnte. Er glaubte endlich an die Wahrscheinlichkeit eines solchen Richterspruches, und schrieb folgende zwei Gedichte:

Mein Vermächtniß.

Das Beste, was das Leben giebt,
Das hab' ich nun genossen,
Mich hat ein edel Weib geliebt
Und gab mir holde Sprossen.
Im Freundesreigen stand ich stark
Beim Becher und in Fehde;
Mein Leib war fest, gesund mein Mark
Und golden floß die Rede.

Mir gab Natur ein fühlend Herz
Für Seligkeit und Wunden;
Des Gottes Lust, des Wurmes Schmerz
Ich hab' ihn mitempfunden.
Es lag der Zeiten großes Buch
Vor meinem Geiste offen,
Der Freiheit Glück, der Knechtschaft Fluch,
Der Völker Gram und Hoffen.

Den Feinden mild, den Freunden gut,
Die Hand noch rein vom Fluche,
Kein Blatt voll Haß, kein Blatt voll Blut
In meines Schickſals Buche:
So werf' ich in den Opferbrand
Ein reichbekränztes Leben —
O Glück und Stolz, mein Vaterland,
Für Dich es hinzugeben!

Ich werde nicht vergeſſen ſein,
Du Jugend wirſt mich kennen
Und wirſt an meines Geiſtes Schein
Zum Freiheitsdurſt entbrennen.
Manch Frauenauge weint um mich,
Den Sänger ſüßer Lieder;
Als Gruß der Erde neigen ſich
Viel' Blumen zu mir nieder.

Der müden ſchwielenharten Hand
Ein ſanfter Loos zu werben,
Du vierter Stand, Du treuer Stand,
Für Dich geh' ich zu ſterben.
Euch Armen treu bis in den Tod,
Für Euch zur That entſchloſſen,
Fall' ich um's nächſte Morgenroth
Vom Preußenblei durchſchoſſen!

So haltet mich in treuem Sinn,
O Meiſter und Geſelle!
Gedenke mein, Du Näherin,
In deiner trüben Zelle:
Du Winzer der am Fels der Ahr
Umſonſt die Gluthen leidet,
Du arme Tagewerkerſchaar,
Die fremde Garben ſchneidet!

Den letzten Gruß Dir übern Rhein,
Du edles Volk der Franken;
Die Völker ſollen einig ſein
In Herzen und Gedanken.
Stehn ſoll, ſoweit auf dieſem Rund
Sich Aug' in Auge ſpiegelt,
Der ew'ge Bund, der Bruderbund,
Den Euch mein Blut beſiegelt!

Vor den achtzehn Gewehrmäulern!

„Trommler, ſchlagt an, und führt mich zum Platz,
Der raſch vom Leben mich ſcheidet —
Ich fürchte die pfeifende Kugel nicht,
Die mein Gebein mir zerſchneidet!
Nein, wie mir durch Augen und Hirn und Herz
Die tödtliche Salve knattert,
So ſpür' ich, wie mir die Seele befreit
In Wolkenſchäfchen zerflattert!

Was einmal gelebt in der Sonne Schein,
Das kann ja nimmer verenden! —
Wozu nun, ewiges Herz der Welt,
Willſt meinen Geiſt Du verwenden?
Das heilige Licht, ich hab' es geliebt,
Mein Geiſt flog auf zu der Sonne;
In's leuchtende All, das ihn liebend gebar,
Ström' ich ihn hinaus mit Wonne!

Die Lerche werd' ich des Morgenroths,
In flammender Wolke geborgen,
Die dem armen Gefangnen im kalten Thurm
Ansagt den nahenden Morgen.
Ein Frühhauch bin ich, ein Bote des Glücks,
Der die Purpurbanner durchfächelt,
Daß der Freiheitskämpfer mit strahlendem Aug'
Entgegen dem Schlachttag lächelt.

Ein Tropfen bin ich, der niederströmt
Im landbeglückenden Regen,
Die Scheune des Armen, des Winzers Faß
Zu füllen mit nährendem Segen;
Der Wellen eine bin ich im Meer,
Die das Schiff, das stöhnende, hetzen,
Das den Wucherer trägt — und ich schling' ihn hinab,
Ihn mit den erwucherten Schätzen!

Heut bin ich der Sturm, der, ein Gottesgericht,
Durch giftige Nebel schreitet,
Und den aufgerüttelten Moder der Gruft
Befruchtend auf's Erdreich spreitet;
Und morgen die Blume, die tröstend erquickt
Mit Duft den zagenden Kranken,
Und in des Sterbenden Seele weckt
Unsterblichen Lebens Gedanken. —

Hier steh' ich — nun zielt! Nun brichst Du, o Leib,
Wenn achtzehn Mündungen knallen!
Die Seele, sie braust in den heiligen Chor
Der Freien, die vor mir gefallen!
Wir kennen nicht Rast, wir durchstreichen die Welt
In Sonnenschein und Gewittern,
Bis die letzte Zwingburg flammend zerbirst
Und die letzten Schwerter zersplittern!"

Am 20. September ward endlich Kinkel's Urtheil bekannt gemacht, das, ursprünglich auf Festungshaft lautend, durch die „Gnade“ des Königs in lebenslängliche Zuchthausarbeit verwandelt ward.

Der Grund, warum man Kinkel nicht im Augenblick seiner Gefangennahme standrechtlich erschoß, ist leicht abzusehen. Man war allgemein überzeugt, daß er jedenfalls dem Tode nicht entgehen könne, und natürlich mußte eine nach formellem Recht begründete Hinrichtung viel größeren Eclat machen. Vergeblich hatte man sich einen Monat lang bemüht, Beweise beizuschaffen, daß Kinkel Anführer gewesen sei, vergeblich hatte man sogar die völlig unbewiesene Siegburger Anklage mitbenutzt. Kinkel entging nur dem Tode, weil er Gemeiner war; kein Gesetzbuch hätte seine Verurtheilung rechtfertigen können. Man mußte alle Gefangenen erschießen, wenn man ihn erschoß. Die Entscheidungsgründe des Rastatter Kriegsgerichtes sind am 1. Mai 1850 vor den Assisen in Köln als folgende verlesen:

„Die Gesetze des preußischen Landrechts bestimmen „zwar für Diejenigen, die sich nicht als Anführer „beim Aufruhr betheiligt haben, nur 6 bis 8 Jahre „Gefangenschaft. Weil aber der Angeklagte ein Mann „von so hoher Bildung ist, und besser, als ein „Anderer, wußte, Was er that; weil ferner bei ihm „die Entschuldigung wegfällt, daß er bei dem Aufstand „Etwas für sich zu gewinnen vermeinte, darum

„erhöhen wir für ihn die Strafe auf lebenslängliche „Festungshaft.“

Soweit die Entscheidung des Kriegsgerichtes. Wir sehen, daß hier weder von Tod, noch Zuchthaus die Rede war; die Verschärfung des Urtheils, welche man als Milderung desselben ausschrie, ist jene „Gnade“ des „frommen Königs“, von der vielfach in reaktionairen Zeitschriften die Rede war. Diese Treulosigkeit gegen das Gesetz ist der Hauptpunkt, welchen die Kritik in's Auge zu fassen hat.

Mögt Ihr nun urtheilen über den Mann, in dessen Verdammung Ihr so leichtfertig miteinstimmtet — und ich glaube: Ihr habt schon gerichtet! Ihr habt das Urtheil gesprochen, indem Ihr Diesen — nicht zu bestrafen, nein, zu entehren dachtet! Das Urtheil lautet: „Tod!“ — nicht für Ihn, aber für Euch! Der Tag, an dem Ihr den Dichter und Menschen zum Zuchthause „begnadigtet“, war der letzte Triumph der reaktionairen Anarchie. Euer Maß ist voll — der Thurm Eurer Frevelthaten ragt bis an die Decke des Himmels — die Wolkenheere ballen sich zum Kampf — Euer Bau zerbricht, von den Blitzen zerspellt — und die Sonne scheint auf die Trümmer!

Lesen wir nun über die Verurtheilung Kinkel's noch eine Kritik der reaktionairen „Allgemeinen Zeitung“ um zu begreifen, wie selbst die politischen Gegner Kinkel's, welche sein Princip und seinen Kampf haßten, über das unmenschliche Verfahren der Regierung den Stab brechen, und so mit ihrer Partei sich selbst verurtheilen:

Das kriegsgerichtliche Erkenntniß gegen Gottfried Kinkel.

„Vom Oberrhein, den 1. März 1850. Der Tag der Eidesleiſtung in Preußen iſt vorübergegangen ohne daß die von vielen erwartete Amneſtie eingetroffen wäre. Hannover hat eine ſolche zu Gunſten der vom badiſchen Feldzug rückkehrenden Minderbetheiligten erlaſſen. Auch die Strafmilderungen welche aus jenem Staate bekannt geworden ſind, laſſen das Verfahren der preußiſchen Regierung gegen den beliebten deutſchen Dichter doppelt contraſtirend erſcheinen. Zwar haben die Regierungsorgane das gegen Gottfried Kinkel erlaſſene Urtheil als ein beſonders mildes darzuſtellen geſucht, aber für alle die mit der wahren Sachlage vertraut ſind, ſteht es feſt, daß gerade dies Urtheil verhältnißmäßig das härteſte iſt, das in Baden überhaupt geſprochen wurde. Geſtatten Sie mir, in dem Blatte, das den Badiſchen Aufſtand, während er drohte, aufs heftigſte bekämpft hatte, ein Wort der Theilnahme für eines ſeiner Opfer ausſprechen zu dürfen. Alle in Baden vollzogenen Todesurtheile trafen Perſonen welche entweder ein Commando übernommen, oder irgend einen Terrorismus, Erpreſſungen u. Dgl. ausgeübt hätten. Nichts von Dieſem konnte Kinkel zur Laſt gelegt werden. Aus ſeinen Acten ging nur hervor daß er elf Tage lang als Gemeiner unter den Freiſchaaren gedient hatte. In dem Badiſchen Geſetzbuch, nach welchem man anfangs die Abſicht hatte alle Gefangenen richten zu laſſen,

heißt es ausdrücklich: „Wer während der Dauer des Kriegszuſtandes bewaffnet an einem Angriff oder Widerſtand gegen die geſetzliche Autorität Antheil nimmt, wird ſtandrechtlich mit dem Tode, oder bei minderer Betheiligung mit Zuchthaus von 10 Jahren beſtraft.“ Es war nun klar daß der Ausdruck „minderer Betheiligung“ auf Kinkel Anwendung fand. Er hatte ſchon beim Beginn des Gefechts die Schußwunde empfangen, die ihn hors de combat ſetzte. Er war nicht Militairperſon, hatte folglich keinen Fahneneid verletzt. Er lieferte ferner den Beweis daß er von der Erklärung des Kriegszuſtandes, alſo vom ſtandrechtlichen Verfahren gegen die Inſurgenten, keine Kunde hatte, noch haben konnte, da erſt am Tage nach ſeiner Gefangenſchaft, in der Gegend wo dieſe ſtattfand, das Standrecht proclamirt wurde.

„Nach dem Kriegsrecht war dem Gefangenen ein Vertheidiger, Dr. Hepp, ein junger Badiſcher Auditeur, beigegeben worden. Dieſer faßte wohl die Vortheile ins Auge, welche das badiſche Gerichtsverfahren ſeinem Clienten bot. Wollte man Kinkel erſchießen, ſo ſah man ſich genöthigt, conſequenterweiſe alle die Tauſende von Gefangenen zu tödten, die volle vier Wochen nach ihm noch die Waffen getragen hatten; und wenn man über einen gemeinen Wehrmann die Todesſtrafe verhängte, mit welchen Strafen wollte man dann die Oberofficiere belegen? Man ließ den gefangenen Kinkel vom 29. Juli bis zum 4. Auguſt eine Menge langer Verhöre beſtehen, und der Inquirent hielt hartnäckig an

der Anſicht feſt, daß Kinkel nicht Gemeiner, ſondern Führer geweſen ſein müſſe. Indeß alle Beweiſe die man ſich mit großer Mühe dafür beizubringen beſtrebte, waren nicht ſtichhaltig. Je länger die Unterſuchung fortgeführt ward, um ſo unzweifelhafter ſtellte ſich's heraus daß Kinkel wirklich nur als gemeiner Wehrmann gedient hatte.

„Unmittelbar vor dem Zuſammentritt des Kriegsgerichts wurde dem Dr. Hepp angezeigt, daß ſich die Preußiſchen Militairbehörden veranlaßt gefunden hätten, ſtatt des Badiſchen Geſetzbuchs, das Preußiſche Landrecht dem Verfahren gegen Kinkel zu Grunde zu legen. Dies war ein harter Schlag, beſonders da er ſo nahe vor dem entſcheidenden Augenblick geführt wurde. Nicht bloß, daß das Preußiſche Landrecht ſtrengere Strafen bedingte, es widerſprach auch in einzelnen Paragraphen dem Badiſchen Geſetzbuch, in welches Kinkel ſich eben mühſam hineingearbeitet und ſeine Vertheidigung darauf baſirt hatte. Dennoch fand ſich auch hier ein Paragraph, welcher dem Vertheidiger einen günſtigen Anhaltspunkt lieh. Es heißt darin ungefähr ſo: „Wenn (durch das Verbrechen der Rebellion) dem Staate kein erheblicher Schaden zugefügt worden iſt, ſo ſoll die Todesſtrafe in entſprechende Gefängnißſtrafe umgewandelt werden.“ Hier war nun nicht ſchwer zu beweiſen, daß Kinkel durch ſeine Theilnahme an der Badiſchen Inſurrection dem preußiſchen Staate allerdings keinen erheblichen Schaden zugefügt hatte, folglich der Paragraph,

demzufolge die Todesstrafe umgewandelt werden sollte, auf ihn anwendbar war.

„Kinkel, der als Redner berühmt ist, hatte auf seine Richter einen günstigen Eindruck gemacht. Er war längst gefaßt auf jedes, auch das dunkelste Loos und hielt also in seiner Vertheidigungsrede die richtige Mitte, indem sie weder an Trotz noch an Selbsterniedrigung streifte. Er benützte diesen Anlaß um seine Ansichten in ruhiger klarer Weise zu entwickeln, und wenn auch seine Richter seine Principien verwarfen, verwerfen mußten, so erschienen ihnen wenigstens Kinkel's Motive, und der Muth, mit dem er sich im Angesicht des Todes zu ihnen bekannte, ehrenhaft; Kinkel's Richtung ist überdies milder als sie dem Rufe nach galt: man hatte ihn, den Girondisten, zum Terroristen gestempelt, ein Irrthum, der durch sein persönliches Erscheinen bald zerstreut wurde.

„Die Militairpersonen, aus denen das Kriegsgericht zusammengesetzt war, sollen hinsichtlich Kinkel's sehr strenge Instructionen gehabt haben; da aber das letzte Wort dem Angeklagten gehörte, und sie unmittelbar nach dem Eindruck seiner Vertheidigung das Urtheil sprechen mußten, so überwog vielleicht dieser Eindruck den frühern Beschluß. Nach den vorliegenden Acten und dem unzweideutigen Ausdruck des Preußischen Landrechts konnte kein Todesurtheil gefällt werden. Noch weniger ließ es die Stimmung des Momentes zu, einen Mann von dem würdevollen Betragen Kinkels zu einer entehrenden Strafe zu verurtheilen. Die Richter erkannten auf lebenslängliche Festungshaft und moti-

virten die Härte dieſes Urtheils dadurch, daß ſie auf Kinkel's Bildungsſtufe und Stellung im Staate hinwieſen, welche ſeinen Handlungen ein größeres Strafmaaß vindicirten, als einem andern Menſchen für die nämliche That gebühre. Kinkel's Freunde meinen, daß mit der Zurechnungsfähigkeit des Beſtraften auch ſeine Fähigkeit wachſe: die Strafe zehnfach bitter zu empfinden.

„Der Urtheilsſpruch war Denjenigen, die ſich beſonders dafür intereſſirten, ſehr raſch bekannt geworden. Kinkel ſelbſt ſagte ſcherzend zu Jemandem, der ihn im Kerker beſuchte: „Wißt Ihr, warum Ihr mich beim beſten Willen nicht zum Tode verurtheilen konntet? Vor einem Jahre am 4. Auguſt wurde in beiden Nationalverſammlungen zu Frankfurt und Berlin am ſelben Tage, faſt zur ſelben Stunde, mit ungeheurer Majorität die Abſchaffung der Todesſtrafe beſchloſſen. In dieſem Jahr am 4. Auguſt ſtand zu dieſer ſelben Stunde ein Dichter, der ebenfalls gegen die Todesſtrafe eines ſeiner beſten Lieder geſchleudert, auf Tod und Leben verklagt, vor Euern Schranken. Die Geiſter dieſes Tages waren zu mächtig, und am 4. Auguſt konntet Ihr darum kein Todesurtheil über die Lippen bringen.“

„Die Freunde des Dichters tröſteten ſich mit dem Gedanken, daß gerade die unverhältnißmäßige Schwere des Urtheils um ſo eher eine Abkürzung erwarten ließe. Man ſagte ſich: gegen 11 Tage Freiſchaarendienſtes hat Kinkel zwölf volle Jahre redlichen Staatsdienſtes, angeſpannter und nicht bezahlter Mühſal zu ſetzen;

Hunderte, ja man kann friſchweg in die Tauſende zählen, von Schülern und Zuhörern, die er für den Staatsdienſt oder eine edle Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft gebildet hatte. Man glaubte, dies werde eine gute Ausgleichung für ſeine Wagſchale geben. Da die Urtheilsbeſtätigung ſo lange ausblieb, erſchien dies aus obigen Gründen den Rheinländern als ein günſtiges Zeichen, und man erwartete mit Sicherheit die Begnadigung des viel Beklagten.

„Als ſich das Gerücht verbreitete, es werde im Gegentheil deßhalb mit der Beſtätigung gezögert, weil dem General v. Hirſchfeld lebenslängliche Gefangenſchaft noch zu mild erſchiene, ſo hielt man dies ſolange für ein Hirngeſpinnſt der demokratiſchen Partei, bis die officielle Erklärung, die aus dem Hauptquartier zu Freiburg erlaſſen wurde, jeden Zweifel löſte. Es war wirklich beſchloſſen: ein kriegsrechtliches Urtheil ſollte wieder umgeſtoßen und der Gefangene vor ſtrengere Richter geſtellt werden. Eine lange dumpfe Zeit der Erwartung ward endlich durch die Kunde unterbrochen: der König von Preußen habe das Urtheil gegen Kinkel „aus Gnaden“ beſtätigt. Das Erkenntniß lautet wie folgt:

„„Warnung. Der ehemalige Profeſſor und Wehrmann in den Freiſchaaren, Johann Gottfried Kinkel aus Bonn, wurde, weil er unter den Badiſchen Inſurgenten mit den Waffen in der Hand gegen Preußiſche Truppen gefochten, durch das zu Raſtatt angeordnete Kriegsgericht zu dem Verluſte der preußiſchen Nationalcocarde und, ſtatt zur Todesſtrafe, nur zur lebenswierigen Feſtungsſtrafe verurtheilt. Zur Prüfung der Geſetzlich-

keit wurde dies Urtel von mir dem k. Generalauditoriate, und von demselben als ungesetzlich Sr. Maj. dem König zur Aufhebung überreicht. Allerhöchstdieselben haben jedoch aus Gnaden die Bestätigung des Erkenntnisses mit der Maaßgabe zu befehlen geruht daß der v. Kinkel die zuerkannte Festungsstrafe in einer Civilanstalt verbüße. Diesem allerhöchsten Befehle gemäß ist von mir das kriegsrechtliche Erkenntniß dahin bestätigt: daß der v. Kinkel wegen Kriegsverraths mit dem Verluste der Preußischen Nationalcocarde und einer zu verbüßenden Festungsstrafe zu bestrafen, und zum Vollzug des Erkenntnisses die Abführung des Verurtheilten nach dem Zuchthause angeordnet worden, Was hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird. Hauptquartier Freiburg, 30. September 1849. Der commandirende General des ersten Armeecorps der k. preußischen Operationsarmee am Rhein.

v. Hirschfeld.""

„Warum das Urtheil des Kriegsgerichts ungesetzlich sei, warum auf Todesstrafe hätte erkannt werden sollen, ist nirgends zu beweisen versucht; auch wird über die Verschärfung der Festungsstrafe in Zuchthaus nur leise hinweggegangen, als ob dies ein ganz gleichgültiger Umstand wäre. Wir wollen einmal einige der gesprochenen Urtheile vergleichend neben einander stellen.

„Kinkel, Gemeiner in einer Freischaar, wird mit lebenslänglicher Zuchthaushaft bestraft. v. Corvin, Chef des Generalstabs in Rastatt, dessen sämmtliche Rapporte bei den Akten liegen, der Beschießung Ludwigshafens dringend verdächtig, erhält zehn Jahre Freiheitsstrafe. Dem in den Zeitungen abgedruckten Briefe eines Bonneses, Anton Toups, zufolge, welcher einen Monat länger als Kinkel in Baden die Waffen trug, ist derselbe zu

8 Jahren Zuchthaus verurtheilt, und wird in seinem eigenen Fach mit Schneiderarbeit beschäftigt. Täglich passiren sogenannte Minderbetheiligte, welche nach Schluß der Untersuchungshaft in ihre Heimath entlassen werden, durch die Rheinischen Städte, sich in den Häusern der bekanntern Demokraten einen Zehrpfennig erbittend. Mit Recht fragt der Rheinländer, was für eine Norm bei der Bestrafung eigentlich vorgewaltet habe, und kann es mit seinen Rechtsbegriffen nicht vereinigen, daß das größere Talent und der (bei aller Verblendung des Augenblicks) unläugbar edlere Charakter eine höhere Strafbarkeit bedingten.

„General v. Hirschfeld soll gesagt haben: wenn „ein Kinkel" der Todesstrafe entgehe, so könne er es ferner nicht mit seinem Gewissen vereinigen, überhaupt noch ein Todesurtheil zu unterzeichnen, und diesen Ausspruch druckten alle Regierungsorgane ab. „Ein Kinkel!" Was soll damit gesagt sein? Erst müßte doch nachgewiesen werden was „ein Kinkel" denn eigentlich außer dem durch die Akten erwiesenen elftägigen Freischaarendienst Strafbares gethan habe. Für seine Opposition gegen die Vermehrung des stehenden Heeres in der zweiten Kammer, wo er im Winter 1849 als Abgeordneter unverletztlich war, durfte er nicht ein halbes Jahr später von dem Standgerichte in Baden gestraft werden. Hätte er in seiner Heimath als Agitator die Schranke des Gesetzes übertreten, so würde dies der Polizei schwerlich entgangen sein, und sie hätte ihn vor die dortigen Gerichte gestellt. Es blieb also kein andres Motiv, diesen

Mann ſtrenger zu richten als alle gemeinen Freiſchärler, als indem man in Betracht zog, Was Kinkel gethan haben würde, wenn er Anführer geweſen wäre. Hier wollen wir die politiſche Richtung des Mannes, den wir als Dichter und Menſchen hochſtellen, nicht wegläugnen. Er hat dieſelbe vor dem Kriegsgericht nicht verläugnet, wenn er ſchon hinzufügte: „Die Ehre und Größe meines Vaterlandes iſt mir theurer als meine Staatsideale. Gelingt es unſern Gegnern eher und beſſer als uns die Einheit Deutſchlands zu ſchaffen, ſo werde ich der Erſte ſein, der ſich darüber freut.“

„Wir kommen nun zu der Umwandlung des Erkenntniſſes, welche viel bedeutendere Folgen nach ſich zog, als es dem minder Unterrichteten auf den erſten Blick erſcheint. Abgeſehen davon, daß die Verſchärfung eines einmal geſprochenen Urtheils etwas Unerhörtes iſt, abgeſehen von dem Entehrenden, das die Zuchthausſtrafe mit ſich bringt, und das dem Aufenthalt auf der Feſtung nicht anklebt, wollen wir nur die Eine Conſequenz in's Auge faſſen welche dieſe Strafumwandlung mit ſich führte. Dem Sträfling Kinkel wurde auf ſein Geſuch, ſtatt des Wolleſpinnens ſich mit geiſtiger Arbeit, namentlich mit der Vollendung ſeiner „Geſchichte der bildenden Künſte bei den chriſtlichen Völkern“ zu beſchäftigen, von dem Miniſter des Innern erwiedert: daß die Geſetze des Zuchthauſes Dieſes nicht zuließen, denen zufolge der Sträfling während der ganzen Dauer ſeiner Strafzeit ununterbrochen Zwangsarbeit zu verrichten habe.

„Man ſtelle ſich das Loos eines denkenden Menſchen vor, der erſt 34 Jahre alt, phantaſiereich, und als Dichter von einem dreifach geſteigerten Empfindungsvermögen beſeelt iſt, mit keiner Ausſicht auf jemalige Aenderung, Tag um Tag Wolle ſpinnend, oder zu ebenſo geiſttödtenden Arbeiten verdammt . . . . .

„Ein in der „Nationalzeitung“ erſchienener Aufſatz, „Zwei gefangene deutſche Dichter“ betitelt, zog eine Parallele zwiſchen dem im vorigen Jahrhundert gefangenen Chr. Fr. Dan. Schubart, und dem in Naugard eingekerkerten Kinkel. Wenn auch die Abſichten bei Behandlung des Letztern dieſelben ſein mögen, ſo vergißt man doch bei dieſer geiſtlichen Cur, daß der Erfolg ebenſo verſchieden ſein muß als die Charaktere der beiden Dichter contraſtiren, an denen das Experiment angewendet ward. Schubart war ein Mann von ungeregelter Lebensweiſe und ungebändigten Leidenſchaften. Sein ſchrankenloſer, aber unklarer Geiſt ſchwankte beſtändig zwiſchen dem blinden Autoritätsglauben und der prickelnden Sucht alles Kirchliche zu verhöhnen. Er hatte ſchwere Unſittlichkeiten zu bereuen, und ein Sünder auf dieſem Gebiet iſt ſtets am Leichteſten geneigt, ſich der Pietiſterei in die Arme zu werfen. Anders Kinkel, der bei einem ſtrengen, durch Arbeit und Mäßigkeit erhärteten Lebenswandel auf dem rein wiſſenſchaftlichen Wege der Forſchung, ohne alle Frivolität von der übertrieben myſtiſchen Richtung ſeiner früheren Jahre abkam. Es wird um ſo ſchwerer ſein, den kühlen, ruhigen Verſtand dieſes Mannes auf einmal verlaſſene

Bahnen wieder zurückzulenken, da er zwar von den äußern kirchlichen Formen, wie von manchem Dogma, aber keineswegs vom Chriſtenthum los iſt. Man ſieht wenigſtens, daß die orthodoxen Geiſtlichen, die ſich mit einem Selbſttheologen und Bibelkundigen einlaſſen, unter Umſtänden einen ſchweren Stand haben. Wie leicht dürfte es einem ſo klugen und in allen frommen Ausdrücken bewanderten Manne gelingen, eine Bekehrungsrolle Stufe für Stufe durchzuſpielen, die ſelbſt den erfahrenſten Beichtvater täuſchte. Aber von Kinkels Ehrlichkeit iſt eine derartige Hypokriſie niemals zu erwarten. Was aber wird das Ende ſein? Die Frommen, in deren Gewalt der freiſinnige Dichter ſich jetzt befindet, werden um ſo weniger von ihrem Plane ablaſſen, als ſie damit ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun vermeinen ..... Gott ſchütze den Dichter vor dem Schickſal Lenau's und Hölderlin's!" —

Am 11. Auguſt 1849, dem 34ſten Geburtstage Kinkel's, erhielt endlich Johanna die Erlaubniß einer kurzen Zuſammenkunft mit ihrem Manne. Gottfried durfte mit ihr nur über die Erziehung ihrer Kinder ſprechen, und ſich überhaupt nur in Gegenwart eines Officiers mit ſeiner Frau unterhalten. — Ein wiſſenſchaftlicher Aufſatz über „das erſte Auftreten des Socialismus in der Malerei," den er in Raſtatt vollendete, iſt, von den Militairbehörden gänzlich unterſchlagen, durch ein „wohlwollendes Geſchick" wiedergewonnen, und findet ſich im Juliheft der „Deutſchen Monatsſchrift von Adolph Kolatſcheck"

(S. 51 — 68) abgedruckt. — Auch eine Novelle „die Heimathslosen“*) wußte „Gelegenheit zu finden“, aus dem Kerker in's Publikum zu gelangen. Wenn wir bedenken, daß diese Erzählung gedichtet ward, als dem Gefangenen noch das Henkerbeil über dem Haupte hing, so lernen wir in der That den Muth des besiegten Kämpfers nicht geringer anschlagen, als seine in offner Feldschlacht bewiesene Tapferkeit. Wir lernen aus dieser Novelle, daß Gottfried Kinkel auch inmitten der großartigsten Kämpfe nicht versäumt hat, Land und Volk zu studiren, in die Hütten der Armuth hinabzusteigen, und Nahrung gleichzeitig für sein Gemüth wie für seinen Geist zu suchen. Wir haben nicht leicht ein klareres und umfassenderes Bild unserer ganz untergrabenen Zustände und der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform gesehen, als das, welches sich hier (nicht in schreienden, aber in lebenswarmen, naturfrischen Farben) vor unserm Blick aufrollt. Wir begegnen hier dem Fluche katholischer und protestantischer Priesterherrschaft — dem alles Edle zerstörenden oder wenigstens untergrabenden Drucke des Kapitals in seiner ganzen Anmaßung und seiner Unrechtmäßigkeit — der Verwechselung aller natürlichen Begriffe, so daß das Unsittliche für sittlich, das Reine für unrein gilt — der Noth des Armen, den die Gesellschaft ächtet und dennoch verdammt, wenn er, als von ihr ausgestoßen,

*) Erzählungen. S. 371.

gegen ihre verſchrobenen Inſtitutionen ankämpft — kurz wir erleben den ganzen Krieg des jungen Evangeliums der ſocialen Neuwerdung einer gealterten Welt mit der Afterreligion des Abſolutismus. Zugleich lernen wir die Wahrheit begreifen, daß gerade der verachtete vierte Stand es iſt, auf dem die Zukunft ruht, und ſo ſchließt ſelbſt die im Todesaugenblicke ſich beſinnende Ariſtokratie mit einem Hoch auf den vierten Stand, auf den Staat, der keine Sklaverei mehr kennt. — Man glaube jedoch nicht, daß dieſe welthiſtoriſchen Fragen in nebelhafter Allgemeinheit abgehandelt werden; nein, ſie werden in der Praxis durchlebt, alle Stände und Klaſſen finden ihre Vertreter, und über Allen ſteht der Dichter richtend, die Geſchicke der Welt abwägend. Auch die Schwächen ſeiner eigenen Partei nimmt Kinkel nicht in Schutz, er geſteht ſie ehrlich zu und tadelt ſie ſtreng, aber — er weiſt ihre Gründe nach, und dieſe ruhen in ihrem Ausgangspunkt wieder in der totalen Verderbniß unſerer geſellſchaftlichen Begriffe und Verhältniſſe. Klar und beſtimmt ſpricht der Verfaſſer die Zuverſicht aus, daß die Zeit nicht ferne iſt, wo die Revolution wiederkommen, und ſich durchſetzen wird: „Wie einſt in den Katakomben Roms das Chriſtenthum, wie in den tiefen Schachten des Erzgebirges und des Salzkammerguts die neue Lehre Luthers, ſo verbreiten in unſeren Tagen im Dunkel der werdenden Tunnels, unter den Arbeitern ſich jene Lehrſätze des jüngſten Weltevangeliums, die klar ſind wie das Licht der Sonne, einfach und unumſtößlich wie das Zeugniß der Menſchen-

seele von Gott, und die das schärfste Siegel ihrer Wahrheit darin an sich tragen, daß ihre Anhänger von den ungläubigen und harten Herzen mit demselben dunkeln Haß verfolgt und gekreuzigt werden, wie die Apostel und Boten der Reformation zu ihrer Zeit. Eine Weltordnung, wie die gegenwärtige, entreißt, eben weil sie auf das Eigenthum falschen Werth legt, grausam das Recht des Eigenthums der großen Mehrheit der Lebendigen; es muß also ein neuer Begriff des Eigenthums in den Geistern der Menschen lebendig werden. Ein starkes Fundament ist schon gelegt in Herz und Gemüth Derer, die bisher für die Niedern und Geringen gehalten worden sind — in Herz und Gemüth der arbeitenden Klassen. Stoßen Sie an mit mir! Auf's Wohl des vierten Standes!"

Noch theilen wir ein Gedicht den Lesern mit, welches Kinkel zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum seines Schwiegervaters — des Gymnasialdirectors Professor Mockel — nach Bonn sandte:

An meinen Vater!

Zum 7. September 1849.

„Heut auf ein halb Jahrhundert
Schaust, Vater, Du zurück,
Und selber still verwundert
Betrachtest Du Dein Glück.
Dir fiel das Loos zu lehren
Die Welt, die sich erneut,
Und drei Geschlechter ehren
In Dir den Meister heut'.

Die Bahn ward angefangen
In wilder Kampfeszeit;
Eh' sie zum Ziel gegangen,
Erneut sich Völkerstreit.
Doch in den schlimmsten Tagen
Blieb treu Dir Ein Gewinn:
Du hast davongetragen
Des Friedens milden Sinn.

Du ließest Andre raffen
Nach Glanz und Ruhmespreis;
Mehr Glück hast Du geschaffen
Durch stillbescheidnen Fleiß;
Du hast in manchem Geiste
Der Bildung Keim gelegt;
Daß er das Größte leiste
Das Kleinste treu gepflegt.

Und drum — welch froh Gedränge
Füllt heute Weg und Strom!
Es faßt der Pilger Menge
Zum Feste kaum der Dom.
Es nimmt der Zug kein Ende,
Ein Jeder drängt sich zu:
Vergessen Kleid und Stände —
Denn Alle lehrtest Du!

Vom Kranz die Stirn umgeben,
Der rüst'gen Arbeit Preis —
So stehst Du heut' im Leben,
Ein hochbeglückter Greis!
Dir blieb im Herzensgrunde
Ein Stachel nur zurück:
Das ist die tiefe Wunde
Um mein zerstörtes Glück!

Ich weiß ja Deine Treue,
Die Deinem Sohn Du hegst,
Wie Du um mich auf's Neue
Tagtäglich Leide trägst.
Von allen meinen Schmerzen
Das Bitterste ist Dies,
Daß Deinem treuen Herzen
Ich diese Wunde riß.

Nicht sind's des Blutes Triebe,
Was uns zusammenband:
Du hast aus freier Liebe
Mich Deinen Sohn genannt.
Das Höchste, was ich habe,
Mein Weib — Du gabst es mir,
Und hast mit dieser Gabe
Mich eingepflanzt bei Dir.

Doch, Vater, laß Dein Trauern,
Schau heute froh zum Licht!
Trotz meiner Kerkermauern —
Geschieden sind wir nicht!
Mein Sehnen wird gelinder,
Und sanfter wird mein Harm:
Ich weiß ja meine Kinder
In Deinem treuen Arm!

Dich schau' ich durch die Fernen,
Wie Du den Knaben lehrst,
Und ihm das erste Lernen
In heitres Spiel verkehrst.
So wunderholde Güte
War stets ja Deine Art;
Du schonst des Geistes Blüthe,
Und sei sie noch so zart.

Wie ſchon der kleinſte Bube
Die Aermchen nach Dir ſtreckt!
Wie in der Arbeitsſtube
Der Mädchen Paar Dich neckt —
Die Aeltre, hold von Launen,
Mit Augen blau und mild,
Die Jüngſte mit den braunen
Mein feurig Ebenbild!

So laß denn in den Meinen
Sich Dir mein Bild erneun;
Dein Alter laß die Kleinen
An meiner Statt erfreun!
Und wenn ſie heut' Dich ehren
Mit Band und Blumenſtrauß:
Dann preſſe mein Entbehren
Dir keine Thräne aus!

Die Muſe ſchirmt den Dichter,
Der Prachtgewänder ſpinnt;
Oft wurden herbe Richter
Durch Lieder mild geſinnt.
Es hat manch kühnet Sänger
Gezähmt des Lehnsherrn Zorn:
Drum gräme Dich nicht länger —
Denk' an Bertran de Born!

Die Kugel, welche fehlte
Mein Haupt in Streitesnoth,
Sei Dir ein Pfand: mich wählte
Zur Sühne nicht der Tod.
Drum banne heut' die Sorgen
Um Deines Sohnes Loos —
Mein Schickſal ruht geborgen
In guter Götter Schooß!“ —

Der 12. October brachte der Welt die entsetzliche Nachricht, daß im neunzehnten Jahrhundert ein Deutscher Dichter, einer der Edelsten seiner Nation in der grauen Züchtlingsjacke zum Spulen verdammt sei:

„In einem öden Winkel,
Da wird er eingeschult,
Im Zuchthaus sitzt der Kinkel,
Im Zuchthaus sitzt er und spult.

Der Gutzkow, der Beck und der Laube
Sind gern bei Hofe gesehn —
Der Kinkel muß im Staube
Das Spinnrad fleißig drehn.

Der Gutzkow, der Beck und der Laube
Die blieben ja hübsch zu Haus —
Den Kinkel trieb sein Glaube
Zum Freiheitskampf hinaus.

Ihm hat das Herz geflutet
Für Deutschlands Ruhm und Ehr',
Ihm hat das Haupt geblutet,
Vom Blei getroffen schwer.

Das ist des Dichters Verbrechen,
Daß er für die Freiheit stritt!
Das ist des Dichters Verbrechen,
Daß er für Deutschland litt!

Im Zuchthaus ſitzt er, im Winkel,
Wer weiß: ob kurz? ob lang?
Ein Lorbeer wächſt dem Kinkel —
Und ſeinen Henkern ....."*)

Wir gehen über dieſe ganze Zeit des Elends hinweg, und bemerken nur, daß (außer der von dem Zuchthausdirektor geleſenen Correſpondenz mit ſeiner Frau) dem Gefangenen jede geiſtige Thätigkeit verſagt war. Ein beſonderer Kabinetsbefehl verpflichtete den Direktor ſogar: darüber zu wachen, daß Kinkel „nie Gelegenheit erhalte, Etwas zu thun oder zu ſchreiben, welches Veranlaſſung werden könnte, daß ſich ſeine Lage verändere." Dachte man etwa an Bertran de Born? Dann vergaß man jedenfalls, daß Friedrich Wilhelm IV. mehr als einmal den Ruf der Dichter verachtet hat! Die unterirdiſchen Kerker, die ungewohnte Tracht, das harte Lager hatten bald rheumatiſche Leiden zur Folge, welche Vorboten der Gicht ſchienen und bewirkten, daß Kinkel vor Schmerz oftmals kaum liegen und ſchlafen konnte. Doch wir bedürften eines dritten Bandes, wenn wir all' die Schmach künden ſollten, welche die Preußiſche Regierung auf das Haupt des niedergeworfenen Gegners zu häufen ſucht, um ihn

*) Todtenkränze, niedergelegt auf die Gräber unſerer Helden von Carl Heinr. Schnauffer. 2. Aufl. S. 60 ff.

langſam und kalt hinzumorden. Sein dunkles Haar iſt in Jahresfriſt grau, ſeine Wange hohl und bleich geworden — aber ſein helles Auge ſprüht noch wie ſonſt, und ſein Geiſt blieb ſtark! — Wie ſehr Johanna ſeine Schmerzen mit ihm theilt, zeigen uns folgende Strophen:

Gute Nacht!

An Gottfried.

„Still iſt's um mich. Es naht die Mitternacht,
Des Tages helle Farben ſind erblichen.
Des Glückes Bild, das lange ſchon entwichen,
Taucht auf vor meinem Sinn in Lenzespracht.

Die Lampe faſſ' ich wieder, die Dein Arm
Einſt vor mir hertrug um dieſelbe Stunde,
Wenn Hand in Hand wir machten unſre Runde
An unſrer Kinder Bettchen lieb und warm.

Noch ruhen ſie, wie damals ſie geruht:
Aus ihren Mündchen, wie aus friſcher Blume,
Weht leis der Unſchuld Hauch im Heiligthume,
Und auf den Wänglein ſpielt der Roſen Gluth.

Doch — ach, der Vater ſchmachtet fern, o fern!
Und wie im Schacht herauf von dem Juwele,
Ein Glänzen ſteigt, blickt aus dem Grund der Seele
Ihn ewig an der Kindlein Augenſtern.

Wohl nie hat Der in Kindesaug' geſchaut,
Der ſo entriß den Vater ſeinen Sproſſen,
Und eng mit Eiſengittern ihn umſchloſſen,
Wohin nicht bringt der ſüßen Stimmchen Laut.

Doch ob nicht Blick noch Ruf ihn mehr erreicht —
Zu ihm in seine kalten Kerkerräume
Des Weibes und der Kinder Sehnsuchtsträume
Ziehn wie auf Geisterschwingen kühn und leicht.

Gut' Nacht, Du treuer Mann, schlaf' friedlich ein!
Es sei'n mit Dir der Deinen traute Bilder,
Und um Dein Ohr ein Lied der Heimath, milder
Als Kettenklirren, rausche Dir vom Rhein!

Balsamisch säusle der Erinnrung Chor
Um Deine Schläfen, bis mit Donnerklängen
Der liebste Dir von allen Erdensängen
Einst triumphirend sprengt Dein Eisenthor!"

3.

Für Gottfried Kinkel!

Bonn, 29. April 1850.

„Ich ſah einmal in Rom einen Verurtheilten durch die Straßen führen. Es war in den letzten Monaten von Gregors XVI. glorreicher Herrſchaft. Das an den Straßenecken angeſchlagene Urtheil lautete: la galera per la vita e dieci anni dopo la morte! Gefängniß bis zum Tode und zehn Jahre darüber hinaus! Ein alter gutmüthiger Bettelmönch gab mir über den Zuſatz „zehn Jahre nach dem Tode“ Auskunft. „Dieci anni dopo la morte,“ Das will ſagen, erklärte er, daß für den armen Sünder auch dann keine Verkürzung ſeiner Strafzeit zu hoffen iſt, wenn für alle andern bei gewiſſen Gelegenheiten allgemeine Erlaſſe von einigen Jahren oder ſonſtige Gnadenakte erfolgen.

„Daran nun, an dieſes dieci anni dopo la morte, mußte ich denken bei der Nachricht, daß heute Gottfried Kinkel, der ſchon auf Lebenszeit Verurtheilte, noch einmal vor den Aſſiſen in Köln erſcheinen und

Leben und Freiheit, die er nicht mehr hat, vertheidigen muß. Ich mag nicht hinüberfahren, um das Klägliche zu ſehen, daß das Geſetz einen Todten noch einmal zu tödten verſucht. Einen auf Lebenszeit Verurtheilten noch einmal vor die Schranken des Gerichts zerren, kommt mir vor wie Leichenraub. Vielleicht irre ich indeß. Vielleicht iſt das Recht menſchlicher als die Gnade, und fordert ſein ſchuldiges Haupt für das Beil. Vielleicht erinnern ſich die Richter des betreffenden Dichterwortes, das bei der Gnade nicht Erhörung fand:

„Man ſoll nicht ſagen, daß der Hohenzollern Zorn
Sich minder furchtbar auf die Schultern lade,
Als eine Spende aus der Milde Welheborn,
Ein Tropfen aus dem Borne ihrer Gnade.“

„Kinkels Gattin traf ich nicht daheim. Sie iſt hinüber nach Köln, um wenigſtens im Saale des Gerichts das Glück zu genießen, den geliebten Mann wiederzuſehen, den man ihr in den Kerkern von Naugard lebendig begraben hat.

„Ihre vier Kinder, deren jüngſtes noch auf den Armen der Wärterin, das vollkommenſte Ebenbild des Vaters, ſind in der treuen Obhut der Großeltern in Bonn zurückgeblieben. Als ich in dem kleinen Hauſe in der Joſephsſtraße mich dem ehrwürdigen Paare und ſeinen verwaiſten Enkeln gegenüber befand, als ich die Züge dieſer vier harmloſen Kindergeſtalten ſah, denen menſchliche „Gnade“ für ewig den Vater entriſſen hat, da fühlte ich, welch ein Unterſchied es ſei, das Schickſal in realer Wirklichkeit mit leiblichen Augen zu ſchauen,

von dem man bisher nur gehört und geleſen. Da gedachte ich, daß einſt Joſeph den Brüdern, die ihn verkauft hatten, verzieh, als er ſie flehend vor ſich knieen ſah, und daß der Sohn Maria's am Kreuze bat für ſeine Richter und Henker! . . .

„Erhebend iſt die Standhaftigkeit, mit welcher das greiſe Elternpaar das Geſchick erträgt, welches ihr hohes Alter in dem geliebten Tochtermann getroffen. Wie ich ſie ſo vor mir ſah, aufrechten Hauptes, ungebeugten Sinnes, voll ruhiger Ergebung alle Liebe den unmündigen Kindern ihres Gottfried zuwendend, welche heiter und harmlos ihre Knie umſpielten, da fühlte ich mich ſelbſt erhoben und geſtärkt durch ſolchen Lebensmuth, der alte Herzen jung macht und die zitternde Hand der Greiſe kräftigt, daß ſie der Jugend zur Stütze dienen kann. Das erſte Wiederſehen Johanna's und ihres Gatten iſt erſchütternd geweſen. Sie hatte die Erlaubniß erhalten, ihn mit dem älteſten Kinde, einem Knaben von ſechs Jahren, zu beſuchen. Man hatte ihm die Reiſekleider wieder genommen und den unglücklichen Mann auf's Neue in die Züchtlingsjacke geſteckt. Die lange Kerkerhaft, die ſchlechte Nahrung, die Entwürdigung ſeines ganzen Menſchen hatten ihn welk und ſchlaff und ſtumpf gemacht. Er beſaß nicht einmal mehr die Kraft, die Wohlthat eines vollkräftigen Schmerzes zu empfinden, Nur ein paar Thränen drängten ſich ihm in die Augen, als er zum erſten Male ſein Weib und ſein Kind wiederſah. Das Kind erkannte den Vater erſt, als es ſeine Stimme hörte. So hatte ihn die Züchtlings-

tracht, das raſirte Geſicht und das kurzgeſchorne Haar verändert. Es ſtarrte verwundert ſeine kurzen Hoſen und groben Züchtlingsſtrümpfe an, und vermochte gar nicht zu glauben, daß ſein Vater dieſe Kleider tragen müſſe. „Mir hat der Papa eine Puppe verſprochen“, ſagte die kleine vierjährige Johanna, „und er hat geſagt, ſie ſoll ſo groß ſein wie ich, wenn es auch lange dauert.“ Die Thränen kamen mir in die Augen bei dieſen Worten. Kann denn ein Menſch, der Dies hört und ſieht, ſein Herz verſteinern? O ich fühlte es, und hätte der Vater dieſer Kinder mir den eignen Bruder erſchlagen, ich könnte nicht Rache an dem Ueberwundenen, Wehr- und Waffenloſen nehmen, den ſein Geſchick in meine Hand gegeben, könnte ihn nicht ſeinem Weibe und ſeinen Kindern rauben, — und für ewig! Nein! Thut was Ihr wollt und könnt. Ihr habt die Macht und darum das Recht: ſtandrechtet und erſchießt Eure Gegner, die für ihr Recht und ihre Ueberzeugung gegen Euch aufgeſtanden! Laßt Eurem Rechte ſeinen Lauf, laßt die Welt zu Grunde gehen, damit auf ihren Trümmern die Juſtitia mit blutigem Schwert allein throne — thut Alles, aber fälſcht nicht den höchſten Abglanz der Gottheit, ſprecht nicht von Gnade, wo Ihr den Menſchen vom Tode durch den Strang „erlöſet“, um ſein Gehirn mit Euren Kugeln zu verſpritzen, oder wo ihr an die Stelle des befreienden Todes ewiges Gefängniß ſetzet. Bedenkt, daß nur für gemeine Seelen „das Leben“ unter allen Umſtänden „der Güter höchſtes“ iſt, daß Ihr ſelbſt Euch entwürdigt durch ſolche Schätzung.

„Alle Strafe iſt zuletzt Nothwehr. Wohlan denn, vernichtet Euren Feind, wenn Ihr könnt. Aber entwürdigt ihn nicht. Nehmt ihm nicht ſein menſchlich Selbſtgefühl durch unwürdige Behandlung, ſtumpft nicht ſeinen Geiſt, zerbrecht nicht ſeinen Mannesſinn, macht nicht aus Eurem Gefangenen einen matten Blödſinnigen, indem Ihr den geiſtesadligen Kämpfer für ſeine Ueberzeugung gleich behandelt der verwüſteten Beſtialität eines ergrauten Diebes oder eines verhärteten Mörders. Gottfried Kinkel, der beſiegte politiſche Gegner, der „Rebell“ gegen Preußens König, aber der gehorſame Unterthan der ſouverainen Deutſchen National-Verſammlung — der Mann von fleckenlos reinem Leben, von kindlichem Herzen, der Idealiſt, der hingeriſſen vom Drange eines großen welthiſtoriſchen Moments Weib und Kind verließ, der Alles opferte und der Freiheit nachfolgte — mögt Ihr es Irrthum, Sünde, Verbrechen nennen — aber den Mann zu dem Geſchicke eines Diebes und Mörders „begnadigen“ — wenn Ihr dazu ein göttlich Recht zu beſitzenm eint, dann wendet ſich jedes Herz grauſend ab von ſolchem Rechte und von ſolcher Gnade. Ihr nennt Euch Chriſten! Wohlan denn! Nie gab es eine Zeit, wo die Worte mehr Wahrheit hatten, welche da ſagen: „Wir ſind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms!“ und wo ſich die „Chriſten“ Deſſen zu erinnern hätten, der da beten lehrte:

„Und vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern.“

Adolf Stahr.“

Als der lebenslänglich Verurtheilte und zum zweiten Mal auf den Tod Angeklagte die äußere Halle des Justizgebäudes betrat, empfing ihn ein donnernder Zuruf aus dem Munde des Volkes. Kinkel wandte sich rasch, und grüßte freundlich nach allen Seiten. Dann schritt er stolz und ungebeugt in das Gerichtszimmer, und nahm ruhig umschauend auf der Bank der Angeschuldigten Platz. Hier saß ein Mann, der eben erst den Qualen eines über ihn verhängten kriegsgerichtlichen Urtheiles entgangen, ein Mann, der den noch grausigeren Qualen eines einsamen Gefängnisses mit entwürdigender, Geist und Herz tödtender Arbeit auf ein paar Tage entrissen war, um ihnen in der nächsten Woche wieder überliefert zu werden. Jedes seiner Worte, das sah er voraus, würde von Denen, die rücksichtslos und maaßlos über sein Geschick entscheiden konnten, auf die Wage gelegt werden; ein halbverschleiertes, demüthiges, reuiges Zugeständniß mußte die Qualen seines Gefängnisses mildern, dessen Thore vielleicht in Kürze öffnen und ihn, gebrochen und zerknickt, in Gnaden wieder in's öffentliche Leben zurücksenden. Dagegen der ruhige Stolz, die männliche Würde, das unzerstörte Festhalten an seinem Princip mußte sein Gefängniß nur um so fester schließen, seinen trostlosen Zustand nur noch trostloser machen. Schlachtentod ist Kinderspiel gegen Dies einfache klare Glaubensbekenntniß, welches der gefangene Kinkel von der Tribüne des neuen Inquisitionsgerichtes herab seinen Gegnern verkündete! *)

*) N. Deutsche Ztg. vom 11. Mai 1850.

Die Akten des ganzen Proceſſes ſind ausführlich in der „Weſtdeutſchen Zeitung“ *) mitgetheilt; wir verweiſen deßhalb füglich auf die dort enthaltenen Berichte **) und geben nur die Vertheidigungsrede Kinkels ſelbſt, welche er am 2. Mai 1850 — alſo faſt ein Jahr nach ſeiner Gefangennahme — mit klangvoller Stimme ſprach:

„Meine Herren vom Hofe!

„Meine Herren Geſchwornen!

„Das Verbrechen deſſen man uns anklagt, iſt ein politiſches und darf nur vom politiſchen Standpunkt gewürdigt werden. Geſtatten Sie mir einen Blick auf die Weltlage, in der wir uns heute vor einem Jahre befanden. Ich werde kurz ſein, denn auf welcher Seite damals das Recht, die Ehre, der Patriotismus ſtanden, darüber hat bereits die Geſchichte abgeurtheilt.

„Durch die Märzrevolution errang das Deutſche Volk die Souverainität. Alle übrigen Rechte, die man uns bewilligte, waren nur Ausflüſſe davon. Man gab uns freie Preſſe, Verein und Verſammlung, damit der Volkswille ruhig discutirt und klar hingeſtellt, man gab uns Kammern, damit er zu Geſetzeskraft erhoben würde. Die allgemeine Volksbewaffnung gab das Mittel

---

*) No. 102 — 108.

**) Während des Druckes erhielten wir die vollſtändigen Akten des Kinkel'ſchen Proceſſes, welche bei W. Sulzbach in Bonn erſchienen ſind. Wir verweiſen vorzüglich auf dieſe Redaction der ſämmtlichen Proceßakten.

uns in die Faust, diese Souverainität für alle Zeiten zu garantiren. Am Unzweideutigsten aber sprach dies Princip sich darin aus, daß für viele der kleineren Staaten, für Preußen, für Deutschland constituirende Versammlungen aus einem ganz demokratischen Wahlgesetz hervorgingen. Als höchste Spitze dieser Volkssouverainität erschien die Frankfurter Nationalversammlung; daß sie souverain sei, Das hat im Sommer 1848 unter uns die ungeheure Majorität behauptet, so daß man wohl sagen kann: das ganze Volk war davon überzeugt. Auch von Ihnen, meine Herren Geschwornen, jetzt meine Richter, hat sicher Niemand daran gezweifelt. Sie wissen, wie gemäßigt diese Versammlung verfuhr. Sie kennen den Versuch, den sie machte, um die Freiheitsforderungen der Nation mit der mächtig wiederhergestellten Fürstenmacht zu vereinigen. Man schuf uns eine Deutsche Magna Charta in den Grundrechten, aber zum Schirmherrn dieser Magna Charta wählte man unter dem Titel eines Kaisers den König von Preußen; denn am 28. März hatte er für sich und sein Kriegsheer die Deutschen Farben angelegt und an die Spitze der Deutschen Einheit sich gestellt. Die Durchführung dieses Gedankens war die letzte Rettung für die großen Hoffnungen, welche der heilige März in unserer Brust geweckt hatte; in der Einheit des Volkes lag alle Heilung der großen Deutschen Schmerzen, lag die Möglichkeit, auch der Armuth durch einen großen Schwung des ganzen Volkslebens mälig zu

helfen. Dieſe letzte Hoffnung, friedlich in eine helle Zukunft einzugehen, durfte das Volk nicht fallen laſſen.

„In dieſem Momente befand ich mich als Volksvertreter in Berlin. Beide Kammern bemächtigten ſich der Frage, beide trugen darauf an, daß der König die Kaiſerwürde und die Reichsverfaſſung annehmen möge. Ich ſelbſt, meine Herren, habe mit wenigen entſchloſſenen Männern der Oppoſition dagegen geſtimmt: die Erſchaffung einer neuen Krone im 19. Jahrhundert erſchien mir als ein Anachronismus, eine Verfaſſung, die zehn Millionen deutſcher Brüder in Oeſtreich vom Reiche ausſchloß, genügte mir nicht, und da die Regierung bereits deutlich genug die Gabe des Volks abgelehnt hatte, ſchien es mir als des von mir vertretenen Rheiniſchen Wahlkreiſes unwürdig, um die Annahme einer Kaiſerkrone nachträglich nochmals zu betteln. Aber in der Laufbahn des Parlamentskämpfers giebt es Momente, wo er ſich freut, in der Minorität zu bleiben. So war auch mir jener Tag ein freudiger, als die Majorität ſich für die Annahme entſchied, denn mein Nein, da unſere Stimme ja doch kein Gewicht mehr hatte, war nur ein principielles geweſen. Wohl konnte jene Verfaſſung keine der Parteien völlig befriedigen, aber ſie erſchien als ein nützlicher Compromiß zwiſchen beiden und brachte uns an das nächſte, an das am heißeſten angeſtrebte Ziel unſerer Revolution. Wenn Preußen im offenen Bunde mit dem Volkswillen muthvoll auf dem Wege des Fortſchritts ſich hielt, wenn es ſein tapferes Heer für die Reichsverfaſſung ſtatt gegen ſie in den

Kampf führte, so war keine Macht stark genug, die Verschmelzung Deutschlands zu hindern.

„Aber die Krone gab nicht nach. Die zweite Kammer wurde aufgelöst; damit schwand die Hoffnung einer parlamentarischen Verständigung mit Frankfurt, damit schwand auch die Hoffnung auf friedliche Durchführung einer socialen Reform; denn bei dem neuen Wahlgesetz, wie es vorauszusehen war und auch wirklich gekommen ist, konnte der arme Mann nicht mehr seine Vertreter unter die Gesetzgeber erwählen. Es war die letzte Krise: die Vereinbarung war vorüber, und wollte das Volk nicht Alles einbüßen, was 1848 errungen war, so blieb ihm nur der Appell an die Waffen. Und wirklich, es erhob sich in Waffen das ganze Vaterland. Gegen diese Erhebung rüstete Preußen, seine Landwehr stellte sich nicht. In diesem Augenblicke griff auch ich zur Muskete, denn es schien mir Recht, es schien mir Pflicht, zur Muskete zu greifen, und Ihnen, meinen Richtern, gegenüber erkläre ich auch jetzt: ich glaube Recht gethan zu haben.

„Meine Herren! Von meinem Charakter glaubte ich nicht vor Ihnen sprechen zu müssen. Das große Unglück, das auf meinem Haupte ruht, würde mich, so hatte ich gehofft, vor Angriffen schützen, die Das nöthig machten. Es ist nicht geschehen. Der erste Zeuge, dem Sie vor diesen Schranken Ihre Geduld schenkten, zwingt mich, von mir zu reden. Sie haben Thatsachen von ihm erwartet, da seine Beamtenstellung ihm eine genaue Kenntniß Dessen abfordert, was in seiner Stadt

vorgeht; ſtatt Deſſen hat er ſich herbeigelaſſen, Dreien von uns ein moraliſches Armuthszeugniß auszuſtellen. Er hat mir Eitelkeit als Beweggrund meines politiſchen Handelns vorgeworfen. Das konnte mich nicht wundern. Noch nie iſt ein Mann von idealem Streben von ähnlichen Urtheilen der Dutzendcharaktere verſchont geblieben, die an ſeine Beweggründe den Maaßſtab ihres eigenen Handelns anlegten. Nun giebt es Männer der Idee, denen die ganz ordinairen Beweggründe freilich ſich nicht unterſchieben laſſen: ein Neujahrs-Gratificatiönchen, ein neues Titelchen zu dem alten Titelchen, ein Lächeln des Vorgeſetzten — da muß dann, weil Gewinnſucht nicht paßt, Ehrgeiz oder gar Eitelkeit herhalten. Mir iſt Das nicht einmal neu, und jedenfalls iſt es der Widerlegung nicht werth: über meinen Charakter mag die Nation richten, und ich glaube, ſie hat ſchon gerichtet. Aber jener Erſtaunliche, der vor Ihnen, meine Herren Geſchwornen, ſo bereit und zudringlich ſich auf den Richterſtuhl ſetzte, um nicht bloß über unſere Charaktere, ſondern auch, wie er bei meinem geehrten Freunde Meier gethan, über unſre Geiſtesfähigkeiten!!! abzurtheilen — Eins hat Dieſer neu erfunden: er iſt meines Wiſſens der Erſte, der an meiner Aufrichtigkeit und der Selbſtſtändigkeit meiner Geſinnung zweifelt. Dieſe Aufrichtigkeit iſt ſelbſt von meinen Kriegsrichtern in Raſtatt ehrenhaft anerkannt worden: auch Ihnen will ich den vollgültigen Beweis derſelben ablegen. Ja, meine Herren, ich bekenne mich noch heute zu meiner Handlungsweiſe vom vorigen Mai, ich glaube, daß ich

gethan habe als ein Mann von Ehre. Ich bin Socialiſt: nicht erſt in Folge der Revolution wurde ich es, wie jener Zeuge behauptet, ich war es von Natur, denn ſeit ich denke und empfinde, hat mein Herz ſich zu den Armen und Unterdrückten in meinem Volke gehalten, und nicht zu den Reichen und Gewaltigen dieſer Welt. Und weil ich Socialiſt bin, darum bin ich Demokrat, denn ich glaube, daß ſeine eigenen tiefen Wunden nur das Volk ſelbſt zu empfinden, zu reinigen und zu heilen vermag. Weil ich aber Demokrat bin, weil ich den demokratiſchen Staat für die einzige und gewiſſe Möglichkeit halte, das Elend aus der Welt fortzuſchaffen, darum glaube ich auch, daß wenn einmal ein Volk demokratiſche Einrichtungen erobert hat, dies Volk das Recht nicht allein, ſondern die Pflicht beſitzt, dieſe Einrichtungen bis auf den letzten Mann und mit allen Waffen, alſo zumeiſt auch mit der Kugel und dem ſcharfen Stahl, zu vertheidigen. In dieſem Sinne bekenne ich mich für das Princip der Revolution, für welches ſeitdem auch mein Blut gefloſſen iſt, und noch heute, ganz der Gewalt der Gegner hingegeben, noch heute bekenne ich mit den bleichen Lippen des gefangenen Mannes mich zu dieſem Princip. Und darum auch glaube ich, daß ich damals ſammt den Freunden an meiner Seite recht gehandelt habe, als ich den Kampf aufnahm, und die höchſten Opfer ihm brachte. Denn uns winkte ein großes Ziel: hätten wir geſiegt, ſo retteten wir unſerm Volke den Frieden mit ſich ſelber, die Einheit des Vaterlandes, dieſen Grundgedanken der

Deutſchen Revolution, und in ihr den Schlüſſel zu allen künftigen Eroberungen von Glück und Größe.

„Meine Herren, wir haben nicht geſiegt. Das Volk hat dieſen Kampf nicht durchgeſetzt, hat uns, welche ihm voraufgingen, verlaſſen. Die Folgen fallen auf unſer Haupt. Die nächſte Folge iſt die Schmach dieſes verfehlten Unternehmens. Wir nehmen Sie auf uns, dieſe Schmach, dieſes Lächeln des Spottes, das mehrfach bei den Verhandlungen dieſer Tage aufgeblitzt iſt. Wir, obwohl unſern perſönlichen Muth kein leiſeſtes Zeugniß verdächtigt hat, tragen für unſere Partei die unvermeidliche Schande, daß auch feige Geſellen ſich an uns anſchloſſen. Wir wiſſen es ja, daß jeder großen herannahenden Geſchichtsthat kleinere Vorſpiele voraufgehen müſſen, welche mißlingen und neben dem Unglück auch den Spott auf Diejenigen werfen, die in ihnen handelnd aufgetreten ſind. Eins aber halte ich in dieſer Sache für keine Schmach, und darin muß ich dem Herrn Staatsprocurator widerſprechen. Mit einer Zartheit, die mich ihm zum Danke verpflichtet, hat er als den Grund, warum ich vielleicht nicht mit voller Aufrichtigkeit vor dem Hofe zu meiner That mich hätte bekennen mögen, die Beſchämung angegeben, die mich erfüllen müſſe, wenn ich mich als Complicen mit einem Manne von der geringen Bildung und dem Rufe Bühl's erklären ſolle. *) Nein, meine Herren, Das iſt für mich

*) Der Zeuge Schlönbach hatte ausgeſagt: „Bühl ſei früher einmal des Diebſtahls angeſchuldigt und freige-

keine Schmach, daß der Proletarier seine Hand in die meinige schlägt!

„Ob Das wahr ist, was der Zeuge Schlönbach von ihm aussagt — ich weiß es nicht und will daher dem Zeugen nicht entgegentreten, der bei seiner genauen Bekanntschaft mit diesen Sachen leicht besser weiß, was im Hause des Mannes vorgeht, als der Mann selber. Ich weiß nur, daß Bühl durch die jahrlange Haft Alles verloren hat und Nichts, gar Nichts in die Freiheit mitnimmt, als seine arbeitgewohnten Hände. Das dünkt mich ein Unschuldszeugniß. Aber wäre selbst jener Vorwurf wahr, so würde ich immer noch mich nicht schämen: denn mich schrecken selbst die Eiterbeulen des Proletariats nicht ab, weil ich weiß, daß nicht die Armuth

---

sprochen worden; auch hieße es in der Stadt, daß er Vorsteher eines heimlichen Bordelles sei.“ Die N. Dtsch. Ztg. bemerkt zu dieser Stelle: „Wirklich, Wer gerecht sein will, er gehöre zu welcher Partei er wolle, frage sich, ob es menschlicher und erhebender war: wie Kinkel dem Geschmähten die Hand zu reichen und sich zu ihm zu bekennen, oder die heimliche Schmach eines armen Mannes (die nicht einmal erwiesene Schande; denn Viele halten diese Nachrede für baare Verleumdung) vor aller Welt auf der Tribüne zu proclamiren? Wie perfid zeigte sich die aristocratische Partei auch hier! Jene Häuser der Schande sind nur in ihrem Interesse errichtet, bestehen vorzugsweise durch sie, und sie wirft es den Reinen vor, daß sie sich durch Heilung des Proletariats befleckten!“ — „Ja, so ein Wort, das besser die Armen!“ rief ein Mann laut, als Kinkel auch die „Eiterbeulen des Proletariats“ auf sein Haupt lud!

ſelber für ihre Eiterbeulen verantwortlich iſt. Nie iſt eine Weltidee dadurch geſchändet worden, daß die Zöllner und Sünder ſich zu ihr bekannten. Darum drückt ſie uns nicht, dieſe Scham um die Flecken unſerer Partei: aber eine andere Frage iſt's, die vor dieſen Schranken entſteht. Sind wir nun ſtrafbar, nachdem wir nicht geſiegt haben, ſtrafbar nach dieſen Artikeln des Code pénal von Napoleon?

„Fürwahr nein, meine Herren! Jene Artikel finden auf die Staatsverhältniſſe von 1849 keine Anwendung. Sie wurden Geſetz unter einer militairiſch-abſoluten Monarchie: eine Nationalgarde kannte das Napoleoniſche Frankreich nicht. Wir aber beſaßen die allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer, und nur in dem Sinne konnte unſere Bürgerwehr eine Bedeutung haben, daß ſie nicht Sonntags Parade ſpielte, ſondern mit den anvertrauten Waffen die Volksrechte ſchützte gegen jeden Angriff von oben. Und Das war es, was wir thun wollten: von den Verbrechen jener Artikel laſtet keines auf uns. Man ſagt zu uns: Ihr wolltet die beſtehende Verfaſſung umſtürzen. Welche Verfaſſung meint man? Die neue Preußiſche? Wem von uns iſt das eingefallen? Oder die Frankfurter? Dieſe zu ſchützen, zogen wir aus. Bei Ihrem Gewiſſen, meine Herren, ſind wir es geweſen, die Attentate auf die Verfaſſungen gemacht haben? Aber den Bürgerkrieg wollten wir entzünden? Wer wagt Das zu behaupten? Wer will es leugnen, daß durch eine Erhebung des ganzen Volkes in Waffen, aber eine großartige friedliche Erhebung,

die Krone auch ohne Bürgerkrieg auf den Weg des Fortschritts gedrängt werden konnte? Ja, wenn Das alles wahr wäre, was die Anklageacte uns Schuld giebt, wenn wir uns verschworen hätten, der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen, wenn wir uns bewaffnet hätten, ein Zeughaus zu stürmen, wenn wir den Bürgern Waffen gegeben hätten zu einer solchen Erhebung, dann, selbst dann würden wir nach einer Niederlage wohl Unglückliche sein, aber Strafbare keineswegs: wir hätten es gethan, nicht um eine Verfassung umzustürzen, sondern eine wankende zu halten; wir hätten es gethan, nicht um den Bürgerkrieg zu wecken, sondern um den Bürgerkrieg zu hindern, den gräßlichen Bürgerkrieg, der die Iserlohner Landwehr in den Tod trieb gegen die Deutschen Schützen auf dem Thurme von Durlach, und der in seinen Folgen Dortu zur Kugel, Corvin zum Spinnrade verurtheilte. Wie es geworden ist im Vaterlande, weil wir nicht siegten, Das sehen Sie! Wenn wir aber siegten in diesen Kämpfen — bei Gott, meine Herren, statt des Fallbeils, mit dem heute ein Rheinischer Staatsprocurator im Bunde mit dem Gesetz des Französischen Tyrannen uns bedroht, würden wir aus Ihren Händen heute die Bürgerkrone fordern für unser Haupt!

„Nun aber ist Das alles nicht geschehen, hat nicht geschehen können durch uns, und selbst nach dem Buchstaben des Strafgesetzbuches sind wir schuldlos. Die Herren Vertheidiger haben die Thatsachen bereits in's hellste Licht gestellt, wie diese aus den Zeugenaussagen

ſich ergeben: ich werde nicht mehr in ermüdendes Detail eingehen, denn ich bin überzeugt, daß ſchon ehe ein Wort von dieſer Seite geſprochen wurde, alle Beweiſe gegen uns vor Ihrem klaren Verſtande in ihr Nichts zerronnen waren. Nur auf Eine Thatſache will ich noch aufmerkſam machen. Vor tauſend Menſchen haben wir an jenem Tage, in jener Nacht geredet und gehandelt. Man hat aus jenem Tauſend über dreihundert Perſonen vernommen, und die Verhandlungen dieſer Tage werden Ihnen mehr als einmal den Beweis geliefert haben, daß der Bonner Inſtruktionsrichter ein Mann iſt, der ſeine Pflicht im weiteſten Sinne zu erfüllen verſteht. Aus dieſen Zeugen hat man die zumeiſt gravirenden ausgeſucht und gegen uns aufgeſtellt und Sie haben es mit Ihren Ohren gehört, daß auch nicht ein einziger Zug, der einen wirklichen Beweis gegen uns enthielte, von zweien dieſer Zeugen gleichmäßig erzählt und vereidigt worden iſt! Was ſagen Sie dazu, meine Herren? Iſt es erhört, auf ſolchen Moorgrund gegen einen Bürger eine dreifache Anklage zu ſtellen, deren jede auf ein Todesurtheil zielt? Ich verſchwende an dieſe Sache kein Wort mehr: ich habe nicht einmal Veranlaſſung, aus dem ernſten Tone der Rüge in einen ſanfteren überzugehen und an Ihr Herz mich zu wenden. Das Einzige, wovon ein Schein übrig bleibt, iſt: daß ich Bürger zur Bewaffnung aufgereizt hätte. Ich will es Ihnen ſagen, wie es mit dieſer Aufreizung ging: ich ſage es Ihnen gerne, weil in meinem Handeln dies Eine zweideutig ſcheinen könnte, daß ich von einem

Unternehmen, in das ich ſelbſt mich ſtürzte, Andere eher abzuhalten ſuchte. Mit voller Schärfe ſteht jener zehnte Mai noch vor mir: denn dieſer Tag, an dem ich, bis dahin ein hochbeglückter Mann, von all meinem Lebensglück ſchied, er iſt mit den glühenden Nadeln des Schmerzes in meine Seele gegraben. Der Sturm jener drangvollen Zeit riß mir Stück um Stück vom Herzen weg: doch um 5 Uhr ſtand in mir noch kein Entſchluß feſt. Ich ging in die Univerſität, ich hielt ruhig und gelaſſen wie immer meine Vorleſung: es war meine letzte. Um 6 Uhr trafen die Nachrichten ein aus Elberfeld und Düſſeldorf: ſie ſchlugen zündend in meine Bruſt, ich fühlte, daß für mich die Stunde daſei, wo die Ehre gebot, zu handeln. Aus der Verſammlung ging ich nach meiner Wohnung, um Abſchied zu nehmen. Ich nahm Abſchied von dem Frieden meines Hauſes, von dem Amte, das zwölf Jahre mich beglückt, das ich zwölf Jahre, wie ich glaube, treu verwaltet hatte, ich nahm Abſchied von dem Weibe, an deſſen Beſitz ich ſchon einmal meine Exiſtenz geſetzt, Abſchied von meinen ſchlafenden Kindern, die nicht träumten, daß ſie in dieſer Minute einen Vater verloren. Aber als ich nun über die Schwelle trat in die dunkelnde Straße, da ſprach ich zu mir: „Du durfteſt dieſen Entſchluß faſſen, denn welches auch ſeine Folgen ſein mögen, Du weißt es, daß der Troſt der Idee und der Ueberzeugung Dich niemals verlaſſen kann: aber einen andern Gatten, einen andern Vater haſt Du kein Recht, mit fortzureißen in den gleichen furchtbaren Entſchluß!“ In dieſer Stim-

mung betrat ich die Rednerbühne, in dieſer Stimmung mahnte ich Jeden ab, deſſen Herz nicht feſt ſei wie das meinige — und aus dieſer Rede macht die Anklage eine unmittelbare Aufreizung! Glauben Sie nicht, meine Herren, als wolle ich durch Rührung Sie überraſchen, Ihr Mitleiden erwecken. Ja, meine Herren, ich weiß es, und die Begnadigungen des Jahres 1849 haben mich darüber belehrt, daß Ihr Schuldig ein gewiſſes Todesurtheil in ſich ſchließt: aber trotzdem begehre ich Ihr Mitleid nicht. Nicht für meine Mitbeſchuldigten, denn Dieſen ſind Sie nicht Mitleiden, ſondern eine Genugthuung ſchuldig für die lange unverdiente Haft. Nicht für mich, denn ſo unſchätzbar mir Ihre Theilnahme als Bürger und Männer iſt, ſo wenig hat Ihr Mitleiden für mich Werth. Die Leiden, die ich trage, ſind ſo furchtbar, daß Ihr Spruch mich nicht ſchrecken kann. Man hat über das Maaß der mir zuerkannten Strafe hinaus meine Haft geſteigert durch die grauenvolle Einſamkeit der Iſolirzelle, in deren öde Stille kein Trompetenton der kämpfenden Welt draußen, kein Liebesblick treuer Freunde dringt. Man hat einen Deutſchen Schriftſteller und Lehrer, der in mehr als Einer Bruſt die Flamme des Geiſtes und der Schönheit entzündete, man hat ein mittheilſames Herz dazu verdammt in ſeelenloſer Zwangs-Arbeit, in Verſagung aller geiſtigen Hülfsmittel langſam hinzuſterben. Der Giftmiſcherin, dem Raubmörder, dem entſetzlichen gräulichen Verbrecher, ſobald einmal über ſeinem Haupt das Wort der Begnadigung erſcholl, wird es vergönnt, die Luft

ſeines Rheinlandes zu athmen, das Waſſer ſeines grünen Stromes zu trinken — o dieſe vierzehn Tage haben es mich gelehrt, welche Seligkeit ſchon Luft und Waſſer der Heimath ſind! Mich aber hält der ferne, trübe, kalte Nord, und nicht einmal hinter dem Gitter iſt es mir vergönnt, die Thränen meines Weibes zu ſehen und in die Aurikelaugen meiner Kinder zu blicken! Ich begehre Ihr Mitleiden nicht, denn wie ſcharf Ihr Spruch, wie blutig dieſes Geſetzbuch ſei, Sie können mein Loos nicht gräßlicher machen, als es iſt. Der Mann, den man vor dieſen Schranken der Feigheit zu zeihen wagte, hat im letzten Jahre dem Tode in ſeinen verſchiedenſten Geſtalten ſo oft, ſo nah, ſo kaltblütig in's Auge geſehen, daß auch die Guillotine ihn nicht beſonders mehr erſchüttert. Ich will Ihr Mitleiden nicht: Aber mein Recht verlange ich von Ihnen, mein Recht wälze ich auf Ihr Gewiſſen, und weil ich weiß, daß Sie, Bürger Geſchworne, Ihrem Rheiniſchen Mitbürger ſein Recht nicht verſagen können, darum erwarte ich mit der ruhigſten Zuverſicht aus Ihrem Munde das Nichtſchuldig.

„Ich habe geſprochen: nun richten Sie!“ —

Es war ein tieferſchütternder, ſeelenzerreißender Moment, als ſich die Schranken öffneten, und drei der Angeklagten frei daraus hervortraten, indeß der Eine darin zurückblieb. Das Herz wendete ſich Einem vor Schmerz und Zorn, wenn man dieſe edle Geſtalt mit den vergeiſtigten Zügen der Willkühr eines Schwarmes von Gensdarmengeſichtern preisgegeben ſah. — Kinkels

Frau hatte ſich, um eines Platzes ſicher zu ſein, ſtets Morgens in aller Frühe im Aſſiſenſaale einſchließen laſſen. Als Kinkel während einer Pauſe ſie zu ſich winkte, trat ſie einen Augenblick auf die Stufen und wollte mit ihm reden. Kinkel bog ſich über die Schranken; aber die Gensdarmen traten augenblicklich vor und erklärten, daß ſie einen Kuß nicht geſtatten dürften. Nach einigen Unterhandlungen mit einem anweſenden höhern Polizeibeamten wurde „eine Hand“ geſtattet. Am letzten Tage nach Beendigung der Verhandlung, ehe Kinkel wieder in's Gefängniß abgeführt werden ſollte, eilte Frau Kinkel raſch hinauf, um ihren Mann zum Abſchiede zu umarmen. Der kleine Oberprokurator Johann trat ihr in den Weg, und beorderte die wachthaltende Gensdarmerie, die letzte Umarmung der beiden Gatten zu verhindern. Kinkel erhob ſich ſtolz und rief mit gebietender Stimme: „Komm, Johanna! Gieb Du Deinem Manne einen Kuß! Es ſoll Dir Das Niemand wehren!“ Und auf den Ton dieſer Stimme hin traten die Gensdarmen auseinander und gehorchten ihrem Gefangenen. Ja, man darf behaupten: wäre Kinkel nach dem friſchen Eindruck ſeiner Rede vorgetreten und hätte geſagt: „Ich gehe jetzt hinaus, und Niemand halte mich auf!“ — er wäre unangefochten aus dem Saale gelangt. *)

Man hatte die Vorſicht gebraucht, als der Saal geräumt werden ſollte, neue Truppen hereinzubeordern,

*) N. Deutſche Ztg. vom 11. und 12. Mai 1850.

welche den Debatten nicht beigewohnt hatten. Als Kinkel zum Gefängniſſe zurückgebracht wurde, begleitete ihn das Lebehochrufen des Volkes. Tauſende ſtanden in den Straßen zuſammengedrängt, durch die der Wagen Kinkel's inmitten einer Schwadron Cuiraſſire geführt wurde. Jedes Haupt entblößte ſich, aus jeder Bruſt preßte ſich ein tiefgefühlter Gruß für den edlen Gefangenen. Tags vorher noch hatten die Officiere und Polizeiagenten ähnliche Aeußerungen mit Gewalt zu unterdrücken geſucht. Heute wagte Niemand dieſelben zu verhindern. Das Gefühl, das Alle im Aſſiſenſaale ergriffen, hatte ſich auch auswärts und ſelbſt bis in die Reihen der Soldaten fortgepflanzt. Es giebt Triumphzüge aller Art — aber die Zukunft wird Kinkel um den beneiden, den er am 4. Mai zwiſchen ſeinen geharniſchten Wächtern feierte! —

Nun ſitzt er wieder bleich und kummervoll
In ſeiner Zelle nachtumſtarrten Wänden,
Allein mit ſeinem Schmerz und ſeinem Groll,
Die Spule drehend in geſchäft'gen Händen!
Kaum, daß ein Lied um ſeinen Kerker klingt,
Kaum, daß ein Vöglein ihm den Lenz verkündet:
Den Frühling, wo auch ſeine Feſſel ſpringt,
Wo eine Welt den Pſalm des Friedens ſingt,
Und frei und ſtolz der Liebe Tempel gründet!

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Von dem Verfaſſer dieſes Buches ſind erſchienen:

Lieder eines Kriegsgefangenen
auf der
Dronning-Maria.
Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1848.

und:

Lieder der Nacht.
Bonn, bei T. Habicht. 1850.

Ueber die letztere Sammlung ſchreibt Max Waldau in No. 14 der „Jahreszeiten“:

Ich ſeh's wohl noch kommen, daß man Lerchen und Veilchen in meinen Liedern ſo typiſch findet, wie Wouvermann's Schimmel oder Baſſano's Katze, aber ich kann nicht anders. Lerchen und Veilchen ſind die Repräſentanten des Frühlings und der Jugend, ſie ſind Klang und Duft, Lied und Blüthe, alſo Freuden, und zwar reine Freuden, — warum ſollte ich denn nicht gern an die Freude denken? Zumal in dieſer Zeit des Unmuths, der Erſchlaffung, der Niedertracht und der Feigheit! Ich bin glückſelig, ſo weit ſich Das jetzt irgend ſein läßt, weil ich wieder Lerchen höre und meine Veilchen dicke Knospen haben. Ich liebe ſie einmal..... Vielleicht liebt ſie der arme Kinkel auch ſo heiß wie ich!.. Nun iſt die ganze Glückſeligkeit wieder hin! Ob ſie mir wohl erlaubten, ihm einen Strauß meiner erſten Veilchen zu ſchicken? Ich bin ungeſchickt im Bitten, ich verſucht's um Seinetwillen ſchon ein-

mal und richtete Nichts aus: vielleicht lag's nur an der Bitte selbst, denn Der, den ich bat, war jung und ich glaube noch an die Jugend, selbst bei Fürsten. Was hilft's ihm, daß wir uns die gegen ihn geübte Gnade hinter die Ohren schreiben? Was hilft's dem Gefangenen, dem um Lerchen und Blumen Betrogenen? O, diese That ist schwärzer als schwarz, diese Gnade scheußlich..... Kinkel spult! Haynau ist ein Engel, er begnadigt zu Pulver und Blei, Kinkel aber spult!

Und mit diesem Aufschrei beginnen Strodtmann's Lieder auch! Eine Lerche ist mehr im Dichterkreise, und diese junge frische Stimme muß ihren ersten Akkord, ihr erstes Lied, das hoch in freier Luft und nicht mehr unten am Neste zwischen den Aehren gesungen wird, in einen Schrei der Wuth, in verzweifelte Erbitterung verwandeln, sie kann nicht jubeln, sie muß einen Fluch aus heißer Kehle hervorpressen. Nun, so gnade Gott Denen, die sie um die Lenzfreude brachten!

Die weisen, rothbeadlerten und weinnasigen Professoren in Bonn, die, ich weiß nicht welches Verbrechen in diesem Laute des Schmerzes herausschnüffelten, relegirten den Dichter, weil er ehrlich war. Das ist die moderne Erziehung der Jugend. Lügst Du brav, modelst Du Deine Ueberzeugung nach dem erbaulichen Gewissen der Herren Stahl und Gerlach, schwörst Du Eide, die Du gleich von vornherein nach § 108 dressirst, so..... Wozu den Schmutz, den Ekel erst ausbeuten! In Preußen ist viel Anderes möglich, warum denn nicht das Relegat eines deutschen Ausländers, eines Schleswig-Holsteiners, der schon als Freischärler auf „Dronning Maria" gefangen saß und sich jedenfalls arg gegen den angestammten dänischen Souverän vergangen hatte. Wozu wäre denn das Disciplinarverfahren, das in Preußen jetzt auch auf die Aerzte ausgedehnt werden soll, nütze, wenn man damit nicht einmal einen Poeten übereck schaffen könnte, der auf einer preußischen Universität humaniora treiben will. Humaniora fanden Sie wohl, lieber Strodtmann, aber human waren die

Leute gegen Sie nicht, und Das ist wieder einer von den hunderttausend Fällen, in denen der Positiv mehr werth ist, als der Comparativ. Im Jahre 1848 ging's besser, und heute nur darum schlecht, weil die Menschen so albern waren, das Bessere für das Gute zu halten. Das Gute liegt noch in weitem Felde. Es ist ein Graus, aber es ist so!

Zurück zu unsern Liedern, die erquicklicher sind, als dies Capitel historischen Elends.

Das Lied vom Spulen, die Widmung an Kinkel, hat dem Dichter ein Dutzend grimmiger Professorengesichter und einen gräßlich stumpfen Donnerkeil auf den Nacken gezogen, aber sie hat ihm tausend Herzen geöffnet, und hübschere, unverzerrte Gesichter, als die Bonnenser Bücherkrebse haben, werden ihn dafür recht freundlich begrüßen. Die humaniora werden auch anderwärts traktirt, und man ist anderwärts noch human dazu und ehrt ein „menschliches“ Gefühl. Ich weiß nicht, wie diese Widmung, der Consequenz wegen, etwa ornithologisch oder botanisch zu classifiziren wäre, aber ich weiß, daß dicht dahinter Lerchengesang und dort und da auch schon Nachtigallenschlag beginnt, daß kleine duftige Veilchen in „Lieb' und Leben“ ihre Augen aufschlagen und in „Haß und Tod“ manche glühende und — dornige Rose emporblüht.

„Mein Lied“ ist ein tiefgefühltes Gedicht und gleich daneben „Das alte Lied“ von erschütternder Wahrheit.

Ich will keine Nomenclatur geben, da fast jede einzelne Nummer einen Blütenzweig bringt. Ebenso wenig mag ich daran herumklauben und ein „jedoch“ oder dergleichen Dinge, die dem „Machen“ angehören, herausstechen. Es ist keine Frage, daß dem Dichter in Bezug auf Form noch Manches zu thun bleibt, aber er ist ja selbst auf dem besten Wege. Die Lieder eines Kriegsgefangenen zeigten ungleich größere Lücken, die Sprache war härter und die Gedanken minder präcis. Dies Selbstvorwärtsstreben macht jede Rüge entbehrlich, — Wer ist denn fertig? Wem

bleibt Nichts zu thun? — Mir ist keine Kritik dieser recht braven Sammlung bekannt, bin ich zufällig wirklich der Erste, der sie willkommen heißt, so mag sie damit Allen, die wie ich noch Herz für Lerchen und Veilchen haben, und die auch den Tagverkünder Hahn gern melodischer als gewöhnlich sein Lied singen hören, von Herzen empfohlen sein. Es sind helle, funkelnde und lichtmuthige Sterne an diesem Himmel der Nacht, Sternbilder auch und Kometen, die einen prächtigen Schweif nach sich ziehen.

68696229

Gottfried Kinkel.

Wahrheit ohne Dichtung.

Biographisches Skizzenbuch

von

Adolph Strodtmann.

Zweiter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe
1851.

Von dem Verfasser sind erschienen:

Lieder eines Kriegsgefangenen auf der Dronning-Maria.

Hamburg, bei Hoffmann & Campe, 18[illegible]

und:

Lieder der Nacht.

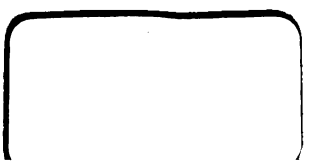
Bonn, bei T. Habicht, 18[illegible]

Aus letzterer Sammlung, über welche sich die Kritik [illegible] anerkennend ausgesprochen hat, entnehmen wir:

Das Lied vom Spulen!

Der Webstuhl kracht, das Schifflein zieht
Hinüber und herüber;
Beim Spulen tönt ein wildes Lied,
Das geltet trüb und trüber:
„Mein Schifflein zieh'! Wie oder sie!
's wird anders nie! Mein Schifflein zieh'
Herüber und hinüber!"

Die Eine im Verbrecherhaus
Spinnt fort und fort den Faden,
Am Ende wird ein Tuch daraus,
Ein Tuch von Gottes Gnaden!
Blei' Faden schlug des Spinners Tuch,
In's Leichentuch! — Noch nicht [illegible]!
Spinn' fort und fort am Faden!

Wir Andern aber zorngemuth
Wir sitzen auch am Stuhle,
Das Schifflein treibt der Zeiten Gluth,
Es schwirrt und kogelt die Spule.
Dazwischen Sang und Schwerterklang
Und Wagenprang bis Thal entlang,
So weht die Zeit am Stuhle.

Der Webstuhl kracht, das Schifflein zieht
Herüber und hinüber;
Beim Spulen tönt ein wildes Lied:
„Und ist Dein' Zeit vorüber!
Die Freiheit siegt! Die Fessel liegt!
Die Freiheit siegt! Dein Schifflein fliegt
Hinüber und herüber!"